Digitized by Google

0. germ. 283-od-1 Düringsfeld

Digitized by Google

<36634590010013

<36634590010013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

von

Ida von Düringsfeld,
Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Digitized by Google

Margarethe von Valois.

Erster Theil.

Digitized by Google

Jamais déesse ne fut veue plus belle : si bien que, pour publier ses beautez, ses mérites et vertus, il faudroit que Dieu allongeast le monde, et haussast le ciel plus qu'il n'est; d'autant que l'espace du monde et de l'air n'est assez capable pour le vol de sa perfection et renommée. Davantage, si la grandeur du ciel estoit plus petite le moins du monde, ne faut point douter qu'elle l'égaleroit.

BRANTOME, *Vie des Dames illustres.*
Discours cinquiesme.

Je loüerois davantage vostre oeuvre, si elle ne me loüoit tant.

Mémoires de la Reine Marguerite.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

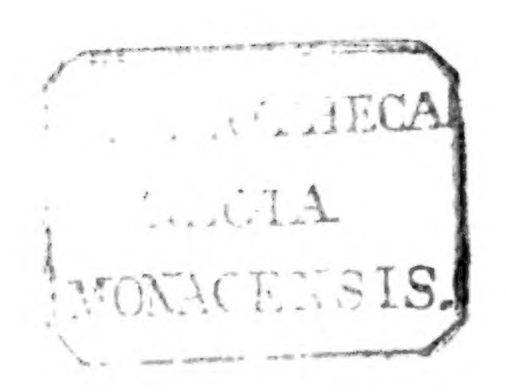
von

Ida von Düringsfeld,
Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

Digitized by Google



Digitized by Google

Meiner Schwiegermutter

Concordia

Freiin von Reinsberg

herzlich gewidmet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Es war Ball im Louvre. Das Fest war ungewöhnlich glänzend und belebt. Obgleich überall, wo der Hof auch hinzog, Feste gegeben wurden, zeichneten doch die in Paris sich aus. Die Räume dazu waren größer, die Schönheiten zahlreicher. Ihre ganze Schar konnte die Königin-Mutter nicht immer mit sich führen; nur die kleine der Schönsten begleitete sie auf den Ausflügen, die sie bald in das Lager, bald in die Provinzen machte. Im Louvre dagegen war heute alle Schönheit des Hofes zu einem Glanze vereint, und auch kein irgend

bedeutender Name fehlte. Alle Herzöge, alle Grafen und Herren hatten den König begleitet, der wenige Tage vorher einen Einzug in seine gute Stadt Paris gehalten. Daher war das Fest im Louvre ungewöhnlich glänzend und belebt.

Die ausdrucksvollen Tänze jener Zeit, welche bald Üppigkeit, bald Feierlichkeit enthielten, wurden, gerade wie unsere jetzigen, mit mehr oder weniger Glück und Anstand getanzt, nur daß man ernstlicher tanzte als jetzt; die Stutzer des Hofes athmeten in ihren Hemden, Wämsern und Beinkleidern ebenso gehemmt wie unsere jungen Elegants in ihren engen Röcken. Ich las einst von dem Ankleiden eines solchen Stutzers, will jedoch zur männlichen Ehre glauben, daß die Schilderung zwanzig Mal übertrieben war. Aber möge das auch sein, so blieb doch immer noch genug Zierlichkeit übrig, um zu viel zu sein. Zwar Ausnahmen gab es

viele, die einfach und wirklich männlich erschienen; auch war die Zeit der größten Narrheit damals noch nicht gekommen. Die Damen trugen falsche Locken, eben auch wie die heutigen Damen. Nur trugen sie dieselben nicht wie heute als ihr angemaßtes Eigenthum, sondern von anderer Farbe, als einen Kopfputz. Man wechselte mit den Locken, wie mit den Kopfputzen.

Die Sprache war ganz anders als unsere heutige, die Alles eben nur errathen läßt. Damals sprach man Alles gerade heraus, was man dachte, und die Gedanken waren naiv. Darum bitte ich um Entschuldigung, wenn die Hofleute Karl's IX. und die Hofdamen der Königin-Mutter bisweilen etwas deutlich reden. Ich werde sie möglichst daran erinnern, in welche Gesellschaft sie kommen; ganz kann ich jedoch nicht für ihre Zartheit bürgen.

Besonders guter Laune schien die Königin-

Mutter. Die Schwiegertochter gefiel ihr. Das ist ein seltenes Glück der Schwiegertöchter. Elisabeth von Östreich verdankte es ihrer Schüchternheit. Katharina von Medici fand bei der persönlichen Bekanntschaft mit ihr bestätigt, was sie vorher von der jungen Prinzessin gehört, nämlich: daß Elisabeth viel zu einfach, zu kindlich, zu schlicht und fromm erzogen sei, um je etwas Anderes zu wollen, als des Königs gehorsame Frau zu sein. Die Königin-Mutter fürchtete also von ihr weder Einmischung, noch Einfluß, und unterhielt sich daher witzig und lebhaft mit dem Herrn von Lignerolles, einem schönen jungen Manne, der zugleich der Günstling ihres Lieblingssohnes und ihr Diener war. Immer noch Spuren großer Schönheit besitzend, obwol sie einige funfzig Jahre alt und gar zu wohlbeleibt war — Hand und Brust besonders hatten noch ihre ganze Vollkommenheit — konnte sie noch recht gut reizen, und wirkte ihr

Reiz nicht, so konnte sie befehlen. Wer hätte sich wol einem solchen Befehle zu entziehen gewagt?

Gleichwol war schon seit langer Zeit die Galanterie für sie nur noch Genuß im flüchtigen Ausruhen: die Politik behauptete den ersten Platz. Ihren Feinden gehörten ihre Gedanken; ihre Liebhaber mußten sich mit ihren Einfällen begnügen. Auch jetzt beobachtete sie, mitten in dem Gespräche, das ihr doch sehr zu gefallen schien, den Cardinal von Lothringen, der nicht weit von ihr saß und seinerseits, obgleich scheinbar ganz dem galanten Geschwätz mit einigen Hoffräulein hingegeben, mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen des Königs begleitete.

Karl wohnte immer nur gezwungen durch Etikette den Festen bei, die seine Mutter mit dem Geschmacke gab, den sie aus ihrer schönen Vaterstadt und aus dem prachtliebenden Hause

der Medicis mitgebracht hatte. Die Jagd war seine Festlichkeit, die Gesellschaft seiner Hunde seine liebste, einmal wöchentlich die der Dichter ausgenommen. Man war daher daran gewöhnt, ihn am verdrießlichsten zu sehen, wenn Alles außer ihm sich am eifrigsten in Wein und Vergnügen berauschte, und doch fiel heute seine Miene auf, so finster war sie, so zornig leuchtete bisweilen sein fahles Auge.

Sein Günstling, der Graf von Retz, stand ihm zur Seite. Karl sprach mit ihm und warf dazwischen halbe Blicke kaum unterdrückter Wildheit auf den Cardinal von Lothringen, und gelegentlich auch auf einen der übrigen lothringischen Prinzen, die hier und dort im Saale standen — Alle vielleicht etwas stolz und anmaßend, aber Alle auch ausgezeichnet.

Karl hatte von seinem Günstlinge die abscheuliche Angewohnheit gelernt, jede Rede mit einem Fluche zu begleiten. Ich sage das, um

nicht genöthigt zu sein, jedesmal diese Redensarten hinzuschreiben. Jeder Leser weiß es nun: sobald seine christliche Majestät Karl IX. von Frankreich sich, auf welche Art oder in welcher Absicht es immer sei, vernehmen läßt, flucht sie dabei ganz heidnisch und gotteslästerlich.

Du selbst hast es gehört? fragte er den Grafen.

Ich selbst, Sire, so deutlich, wie ich jetzt eben die Stimme Eurer Majestät gehört.

Der älteste Prinz meines Hauses hat die älteste Schwester geheirathet: dem jüngsten gebührt die jüngere! — das sind seine Worte, die Worte dieses verfluchten Cardinals?

Seine eigenen Worte, die ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe; ich schwöre es bei den Eingeweiden Gottes.

Er soll es bereuen, so wahr ich König von Frankreich bin! Dieses höllische Geschlecht — die Guisen — mein Großvater hatte wol recht,

wenn er sagte: sie würden uns bald bis auf das Hemd ausziehen. Und meine Mutter, die diesen Cardinal des Teufels immer noch begünstigt!

Die Königin, Eure Mutter, Sire, weiß, was für den Staat und für Euch am besten ist. Theilt ihr mit, was ich Euch gesagt, und überlaßt es ihr, meinen Herrn, den Cardinal, von seiner tollen Anmaßung zu überzeugen.

Als ob sie es nicht schon wüßte!

Sire, wie sollte sie das? Ich allein habe es gehört.

Dann hast du es ihr gesagt. Ist Etwas, das du ihr nicht sagst, eher als mir? Weiß ich Etwas, das sie nicht weiß? Ich bin in ihren Netzen und in deinen auch; ich habe keinen Freund, ihr Alle seid nicht meine Diener, sondern die meiner Mutter. Glaubst du, ich wüßte das nicht?

Diese plötzlichen Anfälle von wildem Mis-

trauen waren bei Karl so wenig selten, daß Albert von Gondi sich durch den unerwarteten Ausbruch nicht aus der Fassung bringen ließ. Er erschöpfte sich nur mit der ganzen Betheuerungsgeläufigkeit eines Italieners in Schwüren, daß der König ihm Unrecht thue, und daß er einzig und allein seinem erhabenen Herrn ergeben sei.

Gut, gut, mein Diener! sagte Karl, halb ungeduldig, halb wieder gewonnen. Es ist auf jeden Fall gleich, ob meine Mutter es wisse oder nicht, ich selbst werde dieses Mal meine Rache zu sichern wissen.

Er ließ den Grafen stehen. Dieser schlenderte nachlässig durch die Gruppen der Herren, die nicht sehr geneigt schienen, ihn sich nähern zu sehen; wenigstens rief keiner ihn an. Die Italiener waren bei dem stolzen französischen Adel wenig beliebt; Alle fast von niederer Geburt, verdankten sie ihre Erhebung nur der

Gunst der Königin-Mutter, welche ihrer zu ihren Intriguen bedurfte; sie waren feiner als die Franzosen. Auch Albert von Gondi war sehr gewöhnlichen Herkommens; darum fluchte er auch, wie es von ihm hieß, nicht wie ein Edelmann, sondern wie ein Sergent, der einen armen Teufel beim Kragen packt.

Die Kühle der Herren störte ihn nicht, er war daran gewöhnt. Als er in einer der Gruppen den Siegelbewahrer Birague gewahr wurde, warf er ihm einen raschen Blick zu, schlenderte weiter und blieb dann stehen, scheinbar ganz in Betrachtung der Pavane verloren, die eben getanzt wurde. Einige Minuten währte es, da kam Birague ganz unbefangen einher und blieb ebenso bei seinem Landsmann stehen. Sie tanzt göttlich! sagte er laut, auf Madame Margarethe blickend, die mit ihrem Bruder Anjou tanzte.

Wahr, wie die Liebesgöttin selbst! antwor-

tete der Graf von Retz. Dann setzte er leise, und ohne Birague anzusehen, hinzu: Gehe zur Königin-Mutter und sage ihr, daß der König wüthend auf meinen Herrn den Cardinal ist und irgend eine gewaltsame Rache vorhat. Ich darf mich ihr nicht nähern, ohne seinen Verdacht zu erregen: Darum gehe du.

Der Siegelbewahrer entfernte sich mit Gleichgültigkeit.

Eine Gruppe, die aus den Messieurs von Lansac, du Gua, Bussy, Ronsard und Brantome bestand, beschäftigte sich ebenfalls mit den fürstlichen Geschwistern, welche ihres harmonischen Tanzes wegen berühmt waren. Nicht weit von ihnen standen einige fremde Herren, die ganz in Bewunderung hingerissen zu sein schienen. Es waren die von der portugiesischen Gesandtschaft, welche am Morgen Audienz bei Madame Margarethe gehabt hatten.

Brantome, bereits als enthusiastischer An-

beter der Prinzessin bekannt, war völlig in Extase. Göttlich, göttlich! rief er, der Himmel mit allen Sternen sollte sich herunterneigen, um dieses Wunder anzuschauen.

Welches Wunder meint Ihr? fragte Monsieur von Lansac. Daß die spanische Pavane im Palaste der französischen Könige getanzt wird? Das sollte Euch nicht überraschen, mein Gevatter!

Welches Wunder soll ich meinen? fragte der entzückte Brantome. Die Sonne unsers Hofes, die Blume der Blumen, diese unvergleichliche Prinzessin!

Halt, Brantome, du kommst mir in das Handwerk! sprach lächelnd Ronsard.

Wer würde nicht zum Dichter durch sie! declamirte Brantome.

Du wirst deinen Kopf verlieren! bemerkte Lansac phlegmatisch.

Das wäre kein großer Schaden! meinte Bussy.

Und alle die Anekdoten darinnen? rief du Gua lachend. Nein! deines Vetters Kopf ist unbezahlbar und darf nicht verloren gehen, am wenigsten um Madame Margarethens willen.

Das ist Euer einziger Fehler, du Gua! daß Ihr Madame Margarethe nicht bewundert.

Dafür thun es die Portugiesen. Siehe sie an! Sind sie nicht ganz verzückt? die Schwachköpfe! Als ob ein Weib Das verdiente!

Ihr seid ein Heide, du Gua! Ihr leugnet die Göttlichkeit der Schönheit. Sagt mir, Senhor Dom Henriquez! — fragte Brantome, zu den Portugiesen tretend, den einen derselben in ihrer Sprache — habt Ihr schon eine schönere Prinzessin gesehen als die, um welche Ihr für den König, Euern Herrn, zu werben gekommen?

Nimmer, Senhor, nimmer! Nicht nur keine schönere Prinzessin, auch keine schönere Heilige in allen meinen Träumen vom Para-

diese. Auf meine Ehre! Senhor, sie ist die heilige Jungfrau selbst an Herrlichkeit.

Brantome, der sich in Höflichkeit nicht übertreffen lassen wollte, antwortete mit einer Lobpreisung Dom Sebastian's. Beide Herren erschöpften sich noch eine Weile in Artigkeiten und Versicherungen; dann kehrte Brantome zu seiner Gruppe zurück.

Wohlan, ist der Ritter vom Tajo ein besserer Gläubiger als ich? fragte du Gua. Brantome antwortete triumphirend; du Gua zuckte die Achseln.

Ihre Schwester von Spanien war tausend Mal schöner, sprach er.

Eine herrliche Dame, gewiß! — schön und gut!

— Und tugendhaft!

Ich leugne nicht. Ich habe die Königin von Spanien immer nach Gebühr verehrt und anerkannt: — warum wollet Ihr Madame ihre Schwester nicht anerkennen?

Weil sie nicht ist wie ihre Schwester. Ah! diese edle Königin von Spanien: — Friede mit ihr! es war wol die schönste Blüte, die ein königlicher Stamm tragen konnte. Noch einmal: — Friede mit ihr!

Friede mit ihr! sprach Lansac. Wie lange ist's her? da wurden Madame Isabella und die Königin von Schottland vermählt, und jetzt — die eine todt — die andere gefangen. Es sind da zwei Sterne der Schönheit erloschen.

Dafür ist die Sonne aufgegangen! rief Brantome.

Ist es wahr, daß die Königin-Mutter wirklich daran denkt, Monsieur mit der Königin von England zu vermählen? fragte Bussy du Gua. Dieser war nämlich seit einiger Zeit der erste Günstling des Herzogs von Anjou, Lignerolles nur der zweite.

Du Gua sah so ziemlich aus, als fände er die Frage etwas unverschämt; indessen, mit

Bussy d'Amboise war nicht zu scherzen: er hatte wo möglich noch mehr Anmaßung als du Gua. Daher antwortete du Gua, wenn auch ein wenig kurz: Der Graf von Beauvais ist in diesem Augenblicke mit den Unterhandlungen beauftragt.

Der Ketzer! murmelte Bussy, der Hof verfolgt eine seltsame Politik.

Monsieur der Cardinal ist ein feiner und geschickter Unterhändler, wandte Brantome ein, der aller Welt Bewunderer war, Alles entschuldigte und daher aus lauter Unparteilichkeit ewig in die Klemme der Parteinahme gerieth.

Es gehört eben keine große Geschicklichkeit dazu, eine alte Frau zu einem jungen Manne zu überreden, meinte du Gua nichtachtend.

Wenn es ein junger Liebhaber wäre: — ja! sagte der phlegmatische Lansac; aber einen Mann scheint Elisabeth von England nicht zu wollen.

Ich möchte sie nicht.

Ihr werdet doch Euern Herrn begleiten?

Ja! England zu regieren, lohnt sich schon der Mühe.

Wenn Ihr erst da seid; ich meinestheils zweifle noch immer, daß sowol Monsieur, wie Ihr hinkommt.

Du Gua machte eine geringschätzende Miene. Die Pavane war beendet. Der Herzog von Anjou führte seine Schwester auf ihren Sitz neben der jungen Königin zurück. Er war eitel auf den Beifall, den er mit ihr getheilt. Sie schien es nicht. Auf ihrer Stirn lag ein Schatten, der aus Schmerz und Unwillen gemischt schien. Der Herzog neigte sich mit feiner Galanterie zu ihr hinab.

Ihr seid zornig auf mich, meine Schwester? fragte er. Womit habe ich es verdient, daß Ihr mir grollt?

Sie wandte sich mit einem heftigen Blicke von ihm ab.

Monsieur von Guise wird jetzt gewiß bald

erscheinen, um Euch seine Ehrfurcht zu bezeigen. Dann werdet Ihr doch den Pazzamento mit mir tanzen? und zwar lieber als jetzt die Pavane; denn er wird da sein, um Euch zu bewundern.

O! heuchelt immer zu und verhöhnt mich zugleich! erwiederte die Prinzessin mit unterdrücktem Tone. Es ist Eurer würdig, wenn auch meiner nicht! setzte sie stolz hinzu.

Meine Schwester! Es ist nicht meine Schuld, ich versichere es Euch, daß Monsieur von Guise nicht kommt. Es ist Eure Schuld allein. Ihr zieht ihn nicht mehr an, wie noch vor wenigen Monaten zu Angers und zu Mezières. Die schöne Witwe gefällt ihm nun besser als die Jungfrau. Warum habt Ihr ihn nicht besser zufriedengestellt? Ich wiederhole es Euch: es ist Eure Schuld ganz allein; denn daß er aus Furcht vor dem Könige seine Bewerbung aufgeben sollte, das wäre unglaublich von einem

jungen Helden, der so viel thun wird, sobald er Gelegenheit hat. Meint Ihr nicht auch?

Sie schwieg mit Verachtung. Ihr Auge irrte gedankenlos durch den Saal. Da fiel es auf einen jungen Mann, der theilnahmlos und düster in einer Fensternische lehnte und von dem ganzen Balle nur sie allein sah. Es war der jüngere Bruder des Herrn von Balsac d'Antragues, Antraguet, Edelmann des Herzogs von Anjou. Er liebte Margarethe.

Wenn er mich so liebte! dachte sie. Der Gedanke: dann würde er kommen, folgte als Nothwendigkeit aus dem ersten.

Dagegen sagte die Herzogin von Nemours zur Herzogin von Montpensier: Es ist schon spät, Gott sei Dank! nun kommt er wol nicht mehr!

Soll er dem Könige weichen? fragte Madame von Montpensier unmuthig.

Der Königin-Mutter, meine Tochter! Oder

glaubt Ihr, daß nicht sie es ist, welche den König aufgereizt und Monsieur umgewandelt hat?

Ich glaube es! was mehr ist: ich weiß es!

Und Ihr habt keine Furcht?

Meine Mutter! Ihr denkt zu viel an Euern Sohn und nicht genug an unser Haus.

Und Ihr, meine Tochter! zu viel an Euer Haus und zu wenig an Euern Bruder. Ich fürchte, Eure Rathschläge könnten verderblich sein.

Es sind die meines Oheims.

Aber nicht die Eures Vaters.

Glaubt Ihr das wirklich? meine Mutter! fragte Katharina von Guise, einen scharfen Blick auf das noch immer schöne Gesicht ihrer Mutter richtend.

Anna von Este unterdrückte eine leichte Befangenheit und antwortete: Ehrgeizige Gedanken können in jeden edlen Geist kommen, eben

weil er seiner edlen Natur nach aufwärts streben muß. Gott, der sie kennt, richte sie.

Beide Frauen schwiegen wieder. Monsieur kam, die Herzogin von Montpensier aufzufodern. Aber sie schlug es ihm ab. Ich tanze nicht mehr! sagte sie.

Welcher Verlust für unsere Augen! erwiederte er unendlich höflich.

Die Herzogin hinkte etwas.

Innerlich zufrieden mit sich selbst ging der Herzog zu Mademoiselle von Châteauneuf, seiner erklärten Geliebten. Er fing an, ihr Schönheiten zu sagen, wie ein königlicher Prinz sie eben seiner Geliebten sagt. Die schöne Châteauneuf unterbrach ihn ohne Umstände.

Ich will Neuigkeiten, keine Süßigkeiten, Monseigneur! die sind gut für ein anderes Mal: — heute sterbe ich fast vor Neugierde. Die ganze Welt fragt: Warum ist der König so wild, Madame Margarethe so düster, die

Königin-Mutter so heiter und Monsieur von Guise noch nicht hier? — Das beantwortet mir, Monseigneur!

Alles in einem Athem? meine Liebste! dazu reicht der meinige nicht aus.

Dann Eins nach dem Andern. Zuerst also: Warum ist Monsieur von Guise nicht hier?

Vermuthlich weil er wo anders ist.

Bei Madame der Prinzessin von Porcian?

Frage den ehrwürdigen Sternseher von Madame meiner Mutter, Cosmo Ruggieri.

Ich frage, was Ihr denkt?

Was du denkst.

Warum ist da der König so zornig?

Weil es ihm so gefällt.

Und die Königin, Eure Mutter, so heiter?

Wahrscheinlich auch, weil es ihr so gefällt.

O, Monseigneur! ich kann Euch nicht mehr leiden: — Ihr seid unerträglich.

Du bringst mich in Verzweiflung, meine

Schöne! Glücklicherweise wird Amadis mich trösten. Er nahm ein winziges Hündchen auf, das ihm auf Tritt und Schritt nachlief, ausgenommen, wann er tanzte: dann mußte eins der Hoffräulein es auf den Arm nehmen. Wie Karl die Leidenschaft für seine Jagdhunde, so hatte Heinrich von Anjou die zärtlichste Neigung zu den kleinsten Erscheinungen des Hundegeschlechts. Eins dieser zarten Geschöpfe mußte immer mit ihm sein, und diesem seinen Lieblinge hatte er den Namen des berühmten Romanes gegeben, der damals am Hofe und in der Stadt, von jungen Männern und jungen Mädchen ebenso heißhungrig gelesen und von Moralisten ebenso eifrig und nutzlos verfolgt wurde, wie nur irgend ein heutiger Moderoman.

Die schöne Renée fühlte sich nicht eben geschmeichelt; doch es war immer besser, einen königlichen Prinzen, mochte er auch unhöflich

sein, zum Liebhaber zu haben, als einen unbedeutenden Edelmann; und so verbiß sie ihre Kränkung und sprach: warum Madame Margarethe düster ist, darf ich nicht erst fragen; obgleich ich es nicht begreife.

Warum? meine Schöne!

Ist der König Dom Sebastian von Portugal nicht ein besserer Gemahl als Monsieur von Guise, ein jüngerer Prinz eines kleinen Hauses.

Wenn du gefragt würdest, meine Liebste! gewiß. Aber, siehst du? — sie ist so dumm, ihn zu lieben!

Über die Krankheit der Liebe darf ich nicht sprechen, erwiderte Châteauneuf sich zierend.

Nein! denn du stirbst an ihr für mich, sagte er lachend. O, keine Gelübde! ich glaube dir. Bin ich nicht der Bruder des Königs? — vielleicht bald selbst König? — tapfer im Felde, wie in der Liebe?

Ich weiß es ja, lispelte sie.

Gib dir nicht Mühe zu erröthen — es würde dir zu schwer werden. Aber um ernsthaft zu sprechen — meine Schwester könnte Gescheidteres thun, als einen Mann lieben, der sie nicht liebt.

Liebt er denn Madame von Porcian?

Ebenso wenig. Er wird sie heirathen, wie er Margarethe geheirathet hätte, weil sie reich und aus edlem Hause ist. Die er wirklich liebt, ist Madame von Sauve.

Die! sagte Châteauneuf verächtlich.

Ja, Die, denke nicht gering von ihr, diese Blonde kann sehr gefährlich werden.

Euch? fragte das Fräulein, dieses Mal ehrlich erschrocken.

Nein, mir nicht — beruhige dich, antwortete er lachend. Ich finde dich schöner — ich mag die Blonden nicht. Darum begreife ich auch meinen Vetter von Guise nicht, daß er

meine Schwester nicht schöner findet. Die finde ich, nimm es nicht übel, weit schöner als dich, und — wäre es nicht meine Schwester, setzte er lächelnd hinzu, so würde ich sie zu trösten suchen.

Könnt Ihr es so nicht auch? fragte Châteauneuf ebenso.

Ah, sie hat Grundsätze, siehst du; sie ist — tugendhaft, setzte er mit Ironie hinzu. Ich bin überzeugt, sie hat von Monsieur von Guise nichts begehrt, als eine Anbetung wie im Himmel. Und dann — kann sie mich nicht mehr leiden.

Der Herzog von Anjou hatte von Katharinen von Medicis die schöne Hand und die Ironie geerbt. Jetzt war jedoch sein spöttisches Lachen erzwungen; denn im Grunde erbitterte es ihn, daß seine Schwester, die sonst so ganz an ihm gehangen, jetzt seine Heuchelei mit so entschiedener Abneigung erwiederte.

Die Musik beginnt, Monseigneur! sprach Châteauneuf.

Er bot ihr die Hand. Indem er sie an den geeigneten Platz führen wollte, fiel sein Blick auf den Herzog von Alençon, der so ziemlich allein, nur von einigen seiner Edelleute umgeben, in der Nähe stand. Und was macht Ihr, mein Bruder? fragte Anjou.

Ich sehe Euch an, um Euch nachzuahmen! antwortete der Herzog von Alençon mit ungeschickter Art und mürrischem Tone.

Ach, da verliert Ihr Eure Zeit! antwortete Anjou lächelnd und trat mit seiner schönen Tänzerin an.

Bemerktest du, meine Liebste, wie mein Bruder Alençon unsere Schwester ansah? fragte er. Ganz wie Antraguet, der vor Liebe und Eifersucht noch sterben wird, wenn er sich nicht besinnt. Gott helfe mir — ich glaube, der arme Franz ist verliebt in Margarethe. Das

in unserm heiligen Hause, in welchem von mütterlicher Seite zwei Päpste sind! Du siehst mich ganz niedergeschlagen.

Zu Alençon sagte sein Günstling, der Provençale Lamolle: Gnädiger Herr, ich dürfte nicht Ihr sein.

Was würdest du denn thun? fragte Franz von Alençon, seinen Bruder mit neidischem Hasse betrachtend.

Ich weiß noch nicht —

So viel weiß ich auch —

Aber es würde mir gewiß Etwas einfallen.

Dann theile mir es mit, wenn es geschehen ist — bis dahin laß mich in Ruhe.

Anjou und Alençon liebten einander so wenig, daß sie sich sogar recht herzlich haßten. Von Alençon's Seite war das Böse natürlich. Anjou war, oder galt für schön, war Generallieutenant des Königs, von diesem selbst beneidet, in zwei Schlachten über die berühmtesten

Anführer der Hugenotten Sieger gewesen, der Abgott der Hofleute und der entschiedene Liebling der Königin-Mutter. Alençon dagegen war klein und häßlich; man bekümmerte sich noch gar nicht um ihn und beneidete ihn durchaus nicht; was war bei dem Zustand der Moral am Hofe und besonders in der königlichen Familie natürlicher, ja unvermeidlicher, als daß Alençon seinen Bruder Anjou beneiden und folglich hassen mußte? Warum aber der gefeierte Anjou seinen unbedeutenden Bruder Alençon wenn auch nicht haßte, doch durchaus nicht leiden konnte? Es war eben eine Caprice; Anjou hatte zu viel von einem Weibernaturell an und in sich, um nicht auch Capricen zu haben.

Ich sagte es schon, kein irgend bedeutender Name fehlte in der bewegten und prachtvollen Versammlung. Friedlich saßen der Marschall von Vielleville und der Cardinal von Bourbon

zusammen. Der Marschall, einzig und unerschütterlich dem königlichen Hause ergeben und darum von den Parteikämpfen der Zeit wenig ergriffen, war jetzt in hohem Grade zufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt; denn er hatte dem König zuerst die Prinzessin Elisabeth vorgeschlagen, die er, an Maximilian II. gesandt, kennen gelernt hatte. Nun war die Königin-Mutter in guter Laune über die Schwiegertochter und dem Könige schien die junge Gemahlin so gut zu gefallen, wie eine Gemahlin ihm überhaupt gefallen konnte — folglich war der Marschall von Vielleville mit der Welt und mit sich selbst zufrieden.

Der Cardinal von Bourbon stellte an diesem sittenlosen, aber geistvollen Hofe recht eigentlich das Schaf des lieben Gottes vor. Dieser unser Herr schien ihn nur geschaffen zu haben, um der Welt zu zeigen, wie dumm ein Cardinal sein könne. Karl von Bourbon erfüllte diesen

Beruf mit einer wahrhaft rührenden Selbstverleugnung: man kann nicht gutmüthiger und einfältiger sein, als er war. Seine Familie sah er mit Schmerz der Religion angehören, wie der Protestantismus hieß; er aber hielt fest am alten Glauben und blieb Diener seiner Kirche, nur leider, ohne ihr zu dienen. Immer das Rechte wollend, that er nie etwas als Albernheiten. Immer meinte er es ernstlich, und alle Welt lachte ihn aus. Ihn und den Cardinal von Lothringen miteinander zu sehen und im freundschaftlichen Gespräch zu sehen — es war wirklich, als unterhielte eine schöne bunte Schlange sich mit einem frommen Gimpel.

Nicht weit davon saß der Herzog von Nemours, und neben ihm stand der Herzog von Montpensier.

Nemours hatte Anna von Este, die Witwe des großen Herzogs von Guise geheirathet, — Montpensier vor wenigen Monaten Mademoiselle

von Guise.* So waren denn Beide Stiefschwiegervater und Stiefschwiegersohn geworden. Der Schwiegervater war viel jünger als der Schwiegersohn, dieser aber trotz seines hohen Alters noch viel rüstiger; denn Nemours hatte am Hofe Heinrich's II. den tollsten Cavalier gespielt und sich dabei aufgeopfert. Montpensier dagegen war ungebrochen und ungebeugt an Körper wie an Sinn. Dieser war etwas hart, besonders wenn man ein Hugenotte war. Mitleid mit einem solchen Sünder zu haben, hätte Montpensier für eine große Sünde gehalten. Er eiferte in seiner Frömmigkeit mit dem größten Glücke dem seligen alten Connetable nach, der von seinem barbarischen Grimme gegen alle Bethäuser von der Religion den Namen Bankbrenner erhielt und während des Abbetens seines Rosenkranzes, zwischen zwei Vaterunsern sagte: Werft die Canaille ins Feuer! oder: Knüpft mir den Hund da auf! Die Paternoster

von Monsieur dem Connetable waren zu seiner Zeit der Schrecken aller der unglücklichen Hugenotten; doch Monsieur Babelot flößte nicht weniger Entsetzen ein. Montpensier nämlich sagte zu jedem gefangenen Protestanten: Ihr seid ein Hugenotte, mein Freund; ich empfehle Euch dem Monsieur Babelot. Und dieser Monsieur Babelot, ein Franziskaner, der den Herzog überall begleitete, verurtheilte frisch darauf los zum Tode, — ein Urtheil, welches auch sogleich vollzogen wurde. Die Frauen verfielen, wie man am Hofe erzählte, ebenso rettungslos der Entehrung, und die jungen Männer und selbst die Damen des Hofes belustigten sich sehr über den trockenen Humor, mit welchem Monsieur von Montpensier die unglücklichen Ketzerinnen dazu verurtheilen sollte. Lange Zeit lief unter den Damen ein witziges Wort darüber um.

Montpensier war an diesem Abend etwas

wüthend. Er hatte gehört, daß vom Hofe aus abermals nach la Rochelle geschrieben worden war, um die Königin von Navarra und den Admiral von Coligny aufs neue der freundschaftlichsten Gesinnungen von Seiten des Königs und der Königin-Mutter zu versichern.

Cossé ist kaum von den verdammten Ketzern zurück! sagte er ingrimmig, und da schreibt der König schon wieder und versichert wieder und verspricht wieder. Es ist, um in die Hölle zu fahren.

Nemours hörte philosophisch zu. Seine Nerven waren zu abgespannt, als daß er des Zornes so leicht hätte fähig sein können. Montpensier hatte dazu noch die ganze Kraft der Jugend.

Man ladet sie zur Hochzeit des Königs ein, fuhr er fort mit seiner rauhen Stimme zu murren. Sie danken für die Ehre — das Wetter ist ihnen zu schlecht. Wir konnten rei-

sen, aber sie nicht. Dafür schickt man ihnen Cossé, um Alles anzuhören, was ihnen etwa beliebt. Der König selbst schreibt an Monsieur von Savoyen, damit Monsieur der Admiral ja die Güter seiner Frau erhalte. Der abgefallene Cardinal wirbt für Monsieur um die ketzerische Königin. Was meint Ihr denn zu dem Allen? fragte er, durch seine eigene Aufzählung noch mehr gereizt, den gelangweilten Nemours.

Ich meine, daß Ihr etwas leiser sprechen könntet. Madame die Königin-Mutter hört oft mit mehr Ohren als mit ihren eigenen.

Montpensier versicherte, daß er sich den Teufel darum kümmere, dämpfte jedoch sein Murren bedeutend. Denn murren mußte er, er wäre sonst am Ingrimme erstickt. Daß der Marschall von Montmorency ernst und geheimnißvoll mit dem Marschall von Biron sich unterredete, ärgerte ihn höchlich. Das sind Beides Ketzer. Montmorency liebt diesen verfluchten

Coligny, und Biron hat zwei seiner Kinder hugenottisch taufen lassen — ich weiß das gewiß!

Ah, wißt Ihr es gewiß? fragte Nemours gähnend.

Und Guise hat ihn damals beschützt, als er ganz schlecht bei der Königin-Mutter stand, und zum Dank dafür ist er jetzt mit den Ketzern und gegen uns.

Gegen uns — glaubt Ihr?

Geht zum Teufel, Nemours, mit Eurer Ruhe. Ich glaube, Gott verdamme mich, Ihr werdet morgen hugenottisch, wenn der Hof es so will!

In guter Gesellschaft — warum nicht? antwortete Nemours apathisch. Ihr werdet es nicht?

Montpensier achtete es nicht der Mühe werth, auf diese Frage zu antworten. Er murmelte nur: Daß der alte Guise noch lebte!

Dann hätte ich meine Frau nicht.

Nein, die hättet Ihr nicht, aber die Kirche hätte einen Vertheidiger.

Ich erinnere mich doch, meinte Nemours ohne Bosheit — dazu war er zu müde — Ihr spracht einmal nicht so gut von ihm, damals nach dem Tode des Königs von Navarra, als Ihr seinen Platz haben wolltet, und Guise — Nemours hielt angegriffen inne.

Montpensier hatte, sagte man, damals Generallieutenant des Königs werden wollen und war es nicht geworden und darüber auch etwas wüthend gewesen. Die Erinnerung war ihm auch jetzt noch nicht angenehm, doch ließ er sich nichts merken und sagte kurz: Daran denke ich nicht mehr; aber was ich sagte, das denke ich. Guise hätte jetzt die Kirche geschützt; er war der Einzige, der die Königin-Mutter in Respect halten konnte.

Dann konnte er mehr als unser Herrgott, denn vor dem hat sie keinen Respect.

Guise konnte es; er konnte mit seinem Schwerte Friedensedicte zerhauen. Sein Sohn wird es ihm nie gleichthun.

Hm, er ist doch recht hübsch ehrgeizig, sagte Nemours, wieder gähnend. Ich meines Theils glaube, er stiege auf Jakob's Leiter bis an den Himmel, wenn es oben eine Krone zu holen gäbe!

Ich sage, er wird nie so hoch steigen wie sein Vater.

Ja, da habt Ihr recht; der ist schon im Himmel angelangt.

Montpensier wollte dem unerschütterlichen Nemours eben eine ungewöhnlich heftige Antwort geben; da trat der Herzog von Nevers hinzu. Ein schöner Italiener, noch jung, aber ernst, wie ein alter Staatsmann und

fürstlich von Ansehen, wie er von Geburt es war.

Wisset ihr, Messieurs! was in Rouen geschehen ist? fragte er ruhig.

Wieder irgend eine Hugenotterie, erwiederte Montpensier grämlich. Nemours war nie mehr neugierig, er hatte so viel gesehen, gehört, erlebt. In vollkommener Indolenz erwartete er die Neuigkeit aus Rouen.

Ihr wißt, sprach Nevers, daß Die von der Religion zu Rouen so viel beim Könige gethan haben, daß ihnen erlaubt worden ist, die Predigt ganz nahe bei der Stadt zu halten. Das hat die Unserigen so aufgebracht, daß sie es nicht haben aushalten können, und an einem dieser Tage, da fast Alle von der Religion zur Predigt gegangen waren, haben unsere Leute sich bewaffnet hinausbegeben, und als jene zurückkehrten, sie vor den Thoren angefallen und ihrer vierzig, so Männer wie Frauen, und von

jedem Alter gleich auf dem Platze umgebracht. Die Übrigen sind, theils verwundet, dahin und dorthin entflohen.

Ah, das sind brave Leute! rief Montpensier laut und mit funkelnden Augen.

Still! sagte Nevers.

Wenn der König ebenso unzufrieden hiermit ist wie mit der Metzelei in Orange, so wird es den braven Leuten schlecht ergehen, bemerkte Nemours, der die Erzählung höchst gleichmüthig angehört hatte.

Ja, erwiederte Nevers. Die Nachricht kam eben erst an, und die Königin-Mutter sprach bereits davon, irgend einen Großen hinzuschicken, der Vollmacht hätte, die Aufrührer zu bestrafen.

Die Aufrührer — gute Katholiken, denen ihre heilige Sache am Herzen liegt, Aufrührer — murmelte Montpensier. Sagt mir doch, Nevers, es ist der Königin-Mutter also wirk-

lich Ernst um die Aussöhnung mit diesen verdammten Ketzern?

Aber ich glaube es ganz gewiß, erwiederte Nevers mit der unbewegtesten Miene.

So sehr, daß sie sich vermuthlich gegen Coligny entschuldigen wird, dieses Aufruhrs wegen, wie Ihr es nennt, wenn wahre Gläubige eine ketzerische Predigt nicht dulden können.

Das ist sehr möglich; ja, sogar wahrscheinlich.

Dann fragt sie doch, ob sie nicht uns Alle, die wir gewagt haben, ehedem gegen die Herren von der Religion zu Felde zu ziehen, Monsieur dem Admiral zusenden wolle, damit er Recht und Urtheil über uns spreche.

Ich werde ihr es sagen, versetzte Nevers kaltblütig. Montpensier ging schrecklich wüthend weg; Nemours blieb ermüdet sitzen — Nevers mit vornehmer Haltung und in ruhiger Beobachtung stehen.

Die junge Königin sprach mit der Prinzessin Margarethe, die noch immer neben ihr saß. Die beiden Schwägerinnen waren einander ganz ungleich — Elisabeth sechzehn Jahre, klein, zart, blond — ein Kind; Margarethe groß und schlank, im vollen Anbruch ihrer prächtigen Schönheit, schon zwanzig alt, schon Weib, schon von der Leidenschaft ergriffen, die Elisabeth nie kennen lernen sollte. Eben deswegen liebten Beide sich schon: Elisabeth bewunderte Margarethe und sah kindlich auf zu ihr; Margarethe wurde sanft mit Elisabeth; ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß dieses reine Herz treuer und inniger an ihr hängen würde als andere Herzen voll anderer Liebe. Margarethe war die heidnische Liebesgöttin — Elisabeth ein Engel, auf die Erde geschickt, wo er die Augen groß aufmachte. Margarethe gehörte ganz der Erde, und Elisabeth blickte immer zum Himmel auf; aber sie liebten sich.

Die schüchterne Elisabeth fragte ihre Schwägerin bei jeder Gelegenheit um Rath. Wie sie dem Gemahl begegnen, wie sie die Gnade der Königin-Mutter erhalten solle, wie sie überhaupt ihr Benehmen einzurichten habe, das Alles hatte sie sich gehorsam von der Prinzessin vorschreiben lassen. Ihr seid so klug, und ich bin noch so einfältig, sagte sie ganz ehrlich. Margarethe dagegen hatte bis jetzt der jungen Königin gegenüber ihre Geheimnisse für sich behalten. Elisabeth war zu gerade, um die Intriguen in ihrer neuen Heimat begreifen, und trotz ihres neuen Standes zu jungfräulich, um Margarethens leidenschaftliche Liebesart je fassen zu können. Die wie aus Glut geschaffene Margarethe war innerlich nie jungfräulich gewesen. Ihre Natur wäre in jedem Verhältnisse frühzeitig zur Sehnsucht erwacht, wie viel eher mußte sie es nicht in dieser Zeit, wo die Geheimnisse des Angehörens als Gemeingut betrachtet wur-

den, mit welchem das Gespräch keck und, unsern Begriffen nach, frech spielte und scherzte. Ein heißer Wind der Üppigkeit ging durch das Leben, sodaß dieses überall zur engsten Berührung zusammengeweht wurde. Die hohe Blume Margarethe, deren Kelch vom vollsten Leben duftete, konnte in dieser Luft nicht verschlossen bleiben. Sie hatte starke, fast wilde Sehnsucht empfunden und gleiche Begierden eingeflößt; aber daß sie Tochter von Frankreich war, hatte sie bisher geschützt. Keiner hatte gewagt, ihrer anders als in Gedanken zu begehren.

Die junge Königin hatte keine Ahnung von der eigentlichen Natur der Prinzessin. Ihr war Margarethe Schwester, Freundin und Rathgeberin zugleich; wie hätte sie Übles von Der denken können, die so gut gegen sie handelte.

Sie sagte, nachdem sie der Prinzessin lange ihre naiven Bemerkungen über die ihr noch fremden Herren und Damen mitgetheilt und

immer nur kurze Antworten erhalten hatte: Aber Ihr seid so traurig, meine Schwester!

Ich? fragte Margarethe zerstreut.

Ja wohl, Ihr! antwortete Elisabeth mit kindlicher Anmuth. Ich habe keine andere Schwester, die ich so liebe, als Euch.

Ihr seid gut; aber Ihr täuscht Euch.

Nein, ich täusche mich nicht! Ich kenne zu gut Eure schönen Augen, wenn Ihr glücklich seid. In Mezières wart Ihr es; jetzt seid Ihr es schon lange nicht mehr gewesen. O, ich bitte Euch, sagt mir, warum.

Nun ja, ich habe Kummer, sprach Margarethe, von der Bitte, die in der reinen Stimme der jungen Königin lag, unwillkürlich überwältigt und dem Weinen nahe.

O seht, Ihr wollt weinen! sprach Elisabeth, schon Thränen in den sanften Augen. O meine Schwester, ist es denn wahr, daß Ihr Monsieur von Guise liebt?

Wer hat Euch denn diese Lüge gesagt? fragte Margarethe heftig erröthend.

Madame von Dampierre, die ich befragte, warum Ihr so traurig wäret. Sie sagte mir, auch der König wäre deswegen jetzt immer so zornig; die Königin Eure Mutter hätte ihm hinterbracht, daß Monsieur von Guise um Eure Hand zu werben wagte, und daß Ihr —

Nein, unterbrach die Prinzessin sie. Madame von Dampierre soll mir das bezahlen. Wie kann sie das von mir glauben? Ich als Tochter Frankreichs diesen kleinen Prinzen von Nichts lieben? Ich habe ihn im Gegentheil nie leiden können. Wenig Tage vor jenem Turnier, wo Montgommery seinen unglücklichen Stoß führte, hatte mich der König mein Vater auf dem Schooße, und in der Nähe spielte der damalige Prinz von Joinville mit dem Marquis von Beaupreau. Da fragte mich der König mein Vater, welchen von Beiden ich als Diener

haben wollte. Ich sagte: den Marquis. Mein Vater fragte: warum? Er ist nicht so schön; denn Ihr müßt wissen, daß der Marquis Farbe und Haar dunkel hatte. Da antwortete ich: weil er artiger ist, und weil der Andere keine Ruhe hat, wenn er nicht jeden Tag Jemand einen bösen Streich spielen kann und immer der Herr sein will. Das ist heute noch ebenso. Glaubt Ihr, daß Monsieur von Guise wen es auch immer sei wirklich liebt? Nicht seine Mutter — nicht seine Schwester, selbst nicht seine Geliebte, wenn er eine hat, was ich nicht weiß. Er hat kein Herz, nur einen Kopf, und der ist ganz voll von bösen Gedanken. Glaubt mir, für Herrschaft gibt er Alles hin — gelobte Treue und empfangene Liebe — ja, seine eigene Seele. O, ich kenne ihn, und da ich schon als Kind so klug war, nicht ihn vorzuziehen, sollte ich da jetzt thörichter sein?

O, ich glaube Euch, da Ihr es mir sagt.

Aber warum seid Ihr da traurig, meine Schwester?

Margarethe deutete auf die portugiesischen Herren.

Ist es das? fragte Elisabeth erstaunt, daß Dom Sebastian um Euch wirbt? Aber es soll ein edler Prinz sein, meine Schwester, und Ihr würdet eine große Königin.

Ich will nicht Königin werden, sprach Margarethe melancholisch. Ich will nicht Frankreich verlassen, um auf fremdem Boden einsam zu sterben, wie meine arme Schwester von Spanien. Ich will in Frankreich sterben, und Ihr sollt bei mir sein, meine Schwester.

Was sprecht Ihr von Sterben. Ihr, so jung, so schön — so geliebt?

Hörtet Ihr nie, daß man in Jugend und Schönheit sterben kann? Und ich bin jung, aber nicht schön.

Elisabeth lächelte. Das wißt Ihr doch, daß Ihr schön seid?

Ich glaubte es, sprach Margarethe, bitter lachend. Aber es ist nicht wahr. Man hat mich belogen und meine eigene Eitelkeit am meisten. Ich schön? Nein. Und geliebt? Von wem?

Von der ganzen Welt! antwortete Elisabeth innig.

Von Euch — aber außer Euch? Von meiner Mutter? Die braucht ihr ganzes Herz, um meinen Bruder Anjou anzubeten.

Der König, mein Mann, liebt Euch gewiß.

Ja, er ist gut. Aber er wird mich doch Dem geben, der ihm gerade zusagt — ich mag daran sterben oder nicht. Und wenn ich Einen liebte, der ihm nicht gefiele, so würde er —

Was denn? Es Euch untersagen? fragte Elisabeth.

Ihn tödten lassen! sprach Margarethe. Ihr

erbleicht, meine Schwester? Glaubt Ihr denn, daß man hier nicht tödten läßt, wer Einem im Wege ist?

Nein, ich glaube es nicht! erwiederte Elisabeth fest.

Margarethe sah sie gerührt an. Dann will ich unrecht haben.

Ja, das habt Ihr. Glaubt mir, der König ist sehr gut und liebt Euch sehr. Ihr seid krank, daß Ihr so an Allem zweifelt und so bitter und hoffnungslos sprecht. Ich bitte Euch, redet mit dem Arzte.

Die beiden Fürstinnen waren während dieses Gespräches in einer Schar junger Herren die Gegenstände einer lebhaften Unterhaltung geworden. Alle geschichtliche Namen Frankreichs wurden hier von jungen Tollköpfen getragen, die sich noch begeistern, noch mit der ganzen Phantasie lieben und an Einem Tage drei Zweikämpfe haben konnten. Einige waren erst in Paris an

den Hof gekommen und sahen daher die junge Königin zum ersten Male. Die Meinungen über sie waren getheilt.

Sie ist schön.

Nein, sie ist es nicht.

Hübsch mindestens.

Auch das nicht.

Fade.

Nein; ihre Haarfarbe ist schön.

Zu klein.

Ich liebe solche feine Gestalten.

Ich nicht. Wie macht es der König, daß er sie nicht entzweibricht?

Aber ich glaube, sie wird oft in Ruhe schlafen.

Ihr irrt. Sie gefällt ihm.

Er wird sie nie lieben. Mademoiselle Touchet hatte recht.

Was hat sie gesagt?

Sie betrachtete das Bild der jungen Prinzessin und sagte lachend: Deutschland erschreckt mich nicht.

Nun, kann man denn nicht zwei Frauen auf einmal lieben? Mir dünkt, Ihr habt es bewiesen.

Ich — das ist etwas Anderes. Ich könnte hundert auf einmal lieben; aber der König ist tugendhaft.

Alle lachten.

Was hatte sie denn zur Hochzeit an?

O, ein Kleid von Silberstoff, mit Perlen bedeckt und darüber den königlichen Mantel. Der violette Sammet mit den goldenen Lilien sah prachtvoll aus. Die Schleppe war wol an zwanzig Ellen lang —

Zwanzig Ellen? Diese arme kleine Königin!

Und die kaiserliche Krone war mit Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzt.

Ein prachtvoller Anzug. Ich möchte Madame Margarethe so gekleidet sehen.

Ja, sie mit ihrer hohen Gestalt würde wahrhaft königlich aussehen.

Und nicht wie ein Kind in königlichen Staatskleidern.

Nun, wir können sie vielleicht bald so sehen. Die Herren von der portugiesischen Gesandtschaft haben heute Audienz bei ihr gehabt.

Was sagt Monsieur von Guise dazu?

Nichts, oder sehr viel; denn er ist nicht hier.

Und Madame Margarethe?

Fragt, was die Königin-Mutter sagt.

Täuscht Euch nicht. Madame Margarethe kann sprechen und im Nothfalle selbst schreien.

Ob sie schreien wird?

Wenn sie Monsieur von Guise liebt.

Ob sie ihn aber liebt?

Das ist hier nicht die Frage; es fragt sich nur, ob Monsieur von Guise sie liebt?

Und wie wird man das sehen?

Wenn er sich eher tödten läßt als ihr entsagt.

Bah, mein Freund, wer wird sich um einer Frau willen tödten lassen?

Und wofür willst du denn sterben, wenn nicht für deine Geliebte, oder für Frankreich? Ein Tod ist so schön wie der andere.

Nun, Monsieur von Guise kann dieses Glück haben, wenn er darauf besteht, der Königin-Mutter entgegen zu lieben.

Und du — könntest du nicht für eine Nacht mit einer solchen Schönheit dein Leben wagen?

Ich könnte es, o ja. Aber ob ich es thun würde, das ist etwas Anderes.

Geh; du wärst der Tafelrunde nicht werth gewesen.

Und du bist toll am Amadis geworden. Ah, du berührst deinen Degen? Nach dem Balle mit Vergnügen. Wir werden die

Ehre haben, uns um Nichts die Hälse zu brechen.

Wir werden sie haben. Aber bis dahin — wer ist unter uns, der etwas vom Könige von Portugal weiß?

Ich nicht.

Ich auch nicht.

Ich gar nicht.

Das ist schlimm. Und wir Alle sind so neugierig.

Wenn wir die portugiesischen Herren frügen?

Was denkst du? Die müssen ihn loben, da erfahren wir Nichts.

Nichts erfahren, wenn man neugierig ist — der traurigste Fall, den es gibt!

Wartet — da fällt mir ein: Brantome kommt ja aus Portugal.

Brantome — richtig — gesegnet seist du! Laßt uns Monsieur von Brantome holen.

Monsieur von Brantome kam gern; denn

er schwatzte gern und erzählte vor Allem mit besonderem Vergnügen Anekdoten.

Er schilderte den König, den er kürzlich gesehen, als ernst, trotz seiner Jugend — leidenschaftlich allen ritterlichen Ideen anhängend — zugleich als einen der schönsten Prinzen der Christenheit.

Ich sah auch seine Mutter, die Prinzessin Johanna von Östreich, fuhr er geläufig fort zu erzählen. Es war, da ich aus Portugal nach Spanien gekommen und zum ersten Male der Königin die Aufwartung machte. Man kam ihr zu sagen, daß Madame die Prinzessin komme. Sie sagte zu mir: Monsieur von Bourdeille, Ihr werdet eine schöne und freundliche Prinzessin kennen lernen. Sie wird sich freuen, durch Euch Nachricht von dem Könige ihrem Sohne zu erhalten, da Ihr ihn gesehen habt. Darauf kam Madame die Prinzessin an, die ich sehr schön fand, sehr nach meinem Geschmack

in spanische Tracht gekleidet, mit einer Toque von weißem Krepp, die ihr in einer Spitze sehr tief auf die Nase herabging. Die Königin sprach mit ihr und rief mich dann und sagte: Madame die Prinzessin wollte von mir Nachrichten über den König ihren Sohn haben. Darauf näherte ich mich und küßte ihr das Kleid, und sie empfing mich sehr huldvoll und vertraulich und befragte mich. Ich antwortete ihr sehr gut; denn ihr wißt, ich weiß Spanisch so gut, oder noch besser, als mein Französisch. Unter andern Fragen, die sie mir that, war auch die: ob ihr Sohn schön und wem er ähnlich sei. Ich sagte ihr: er sei das ganze Bild ihrer Schönheit. Darauf lächelte sie ein wenig, und das Erröthen stieg ihr ins Gesicht.

Vor Vergnügen, daß Monsieur von Brantome ihr eine Artigkeit gesagt, schaltete spöttisch einer der jungen Männer ein.

Ja, sie schien sehr zufrieden damit, erwie-

derte Brantome naiv und schwatzte sogleich weiter: Nachdem wir lange gesprochen, kam man, die Königin zum Abendessen zu rufen, und so trennten die beiden Schwestern sich, und die Königin sagte mir lachend: Ihr habt ihr viel Vergnügen gemacht. Dann sagte sie mir auch: Ich glaube, sie möchte gern den König meinen Bruder heirathen, und ich wünschte es wol. Seitdem habe ich gehört, sie habe bei der Heirath unsers Königs gesagt: Obgleich die Nichte noch mehr in ihrem Frühling ist als die Tante, so ist doch die Schönheit der Tante, ganz gereift von ihren schönen, fruchttragenden Jahren, ewit mehr werth als alle Früchte, welche das blühende Alter Jener hoffen läßt. Denn die geringste Zufälligkeit kann sie fallen machen, wie die weißen Blüten der Bäume, die für den Sommer schöne Früchte versprechen, vom geringsten Winde abgeweht werden, sodaß nur noch Blätter bleiben. Aber Alles geschehe nach

dem Willen Gottes, mit dem ich mich von nun an vermählen werde. — Also hat sie gesprochen und läßt jetzt ein Kloster bauen, in welches sie sich zurückzuziehen gedenkt.

Brantome hätte, wie es seine Art war, ohne Ende weiter geschwatzt, hätten nicht die jungen Männer, welche Madame Margarethe mehr interessirte als die Infantin von Spanien mit ihrer Toque von weißem Krepp, ihm das Gespräch fast mit Gewalt entrissen.

Also im Punkte der Schönheit ist er unserer Prinzessin werth, hieß es. Jetzt handelt es sich nun darum, ob er ebenso brav und stark wie schön ist.

Und ob, so ein großer König er auch ist, er die Macht haben wird, diese Schönheit zu überwinden.

Was denkt Ihr davon, Monsieur von Bourdeille?

Brantome hieß eigentlich von Bourdeille

und wurde nur nach seiner Abtei — denn damals besaßen die Edelleute ganz ohne Umstände kirchliche Güter — Brantome genannt.

Er zuckte auf die schwierige Frage mit diplomatischem Lächeln die Achseln. Weiß ich es, Messieurs? So hohe Schönheit verlangt starke Glut.

Oder hohen Muth.

Oder große Anmaßung.

In dem Falle hätte Monsieur von Guise ihr Besieger werden können.

Wer sagt Euch, daß er es nicht schon geworden ist?

Glaubt Ihr?

Glaubt Ihr es nicht, wenn ich euch sage, daß Monsieur von Guise oft im Zimmer der Prinzessin war?

Ja, zu Angers, als sie krank lag, mit Monsieur.

Und zu Mezières und überall ohne Monsieur.

Wirklich?

Wirklich — ich schwöre es Euch.

Dann — was denkt Ihr, Monsieur von Brantome?

Messieurs, was würdet ihr thun, wenn ihr in einem schönen einsamen Zimmer eine schöne Dame umfaßt hieltet und in ihren Augen Liebe läset?

Also glaubt Ihr —

Nichts — durchaus Nichts.

Aber Ihr nehmt an —

Ich habe gesagt: hohe Schönheit fodert starke Glut, das ist Alles.

Die jungen Männer lächelten. Damals, wie jetzt, war die leidenschaftliche Liebe einer Frau der lüsterne Genuß des männlichen Gespräches. Aber die wirkliche Leidenschaft eines Mannes ist ebenso oft der Gegenstand des weiblichen Spottes, und Eins ist so schlecht wie das Andere.

In diesem Augenblicke drängte ein Edelmann des Hauses von Guise sich blaß und rasch an die Herzogin von Nemours.

Was ist? fragte diese, heftig erschreckend. Mein Sohn —

Madame, fragte der Edelmann athemlos, wißt Ihr, wo Monsieur von Guise ist? Ich muß zu ihm — er darf heute nicht hierher kommen — ich hörte den König Monsieur den Großprior rufen und sah, wie sie Beide in das Vorzimmer traten. Ich schlich mich unbemerkt nach. Da sah ich den König Monsieur dem Großprior zwei Degen zeigen, die ein Page ihm gebracht hatte, und wißt Ihr, was er sagte? Einer von diesen ist für dich, wenn du morgen auf der Jagd mit dem andern nicht den Herzog von Guise tödtest.

O mein Gott, stammelte die Herzogin von Nemours mit Angst, die gefalteten Hände auf

die Brust drückend. Und ich weiß nicht, wo mein Sohn ist! O eilt, sucht ihn!

Laßt ihn kommen, meine Mutter, sprach die Herzogin von Montpensier, den Edelmann durch einen gebieterischen Augenwink zurückhaltend. Ihr hört, sein Tod ist erst auf morgen bestimmt. Hier, inmitten des Balles, kann der König doch Nichts wagen?

O, sie wagen Alles.

Ihr seid es, die Alles fürchtet. Ich sage Euch, der König wagt heute Nichts, und wer weiß, ob morgen — wer weiß denn auch, ob Monsieur d'Angoulême den königlichen Auftrag angenommen. Was sagte denn Monsieur der Großprior? fragte sie, an den Edelmann sich wendend.

Er hörte blaß und bestürzt zu; aber seine Majestät waren so zornig, daß er Nichts zu erwiedern wagte. Nur als er bei der Rückkehr in den Saal mich neben sich gewahr wurde,

fragte er mich mit einem Blicke: Habt Ihr gehört? und mit einem zweiten hieß er mich eilen.

O, Monsieur d'Angoulême ist der Freund meines Sohnes, aber der König —

Nun wohl, der König ist es nicht, unterbrach Madame von Montpensier ruhig ihre Mutter. Ist Euch das eine Neuigkeit, daß Ihr so außer Euch seid?

Nein, leider, nein; dennoch habe ich nicht geglaubt, daß er zu diesen letzten furchtbaren Mitteln greifen würde. Den Mord wollen und noch dazu ihn seinem Bruder auftragen — Ihr sagt immer, meine Tochter, er fürchte unser Haus — Ihr seht, daß er Nichts fürchtet und Nichts scheut. O geht, bittet Euern Mann, daß er ihn aufsuchen lasse, oder selbst gehe. Seht Ihr dort Monsieur d'Angoulême? Wie er blaß und angstvoll aussieht! Und der König ihm immer zur Seite!

In der That erschien Heinrich d'Angoulême,

natürlicher Bruder des Königs und Großprior von Frankreich, am andern Ende des Saales mit einem Gesichte, auf dem deutlich ein peinlicher Gedanke zu lesen war, und der König, nicht mit Unrecht mistrauisch, ließ ihn nicht aus den Augen.

Seht Ihr, wie wild der König aussieht? fragte Madame von Nemours in immer steigender Angst ihre Tochter. Ich sage es Euch: Euer Bruder darf nicht herkommen; der König ist jeder blutigen That fähig.

Ja, er haut allen Eseln, denen er begegnet, die Köpfe ab, antwortete Madame von Montpensier lächelnd und kaltblütig. Wißt Ihr schon: neulich wollte er auch an Lansac's Maulthier seinen Heldenmuth auslassen. Da kam Lansac ernsthaft auf ihn zu und fragte: Welche Feindseligkeit, großer König, hat sich denn zwischen meinem Maulthiere und Eurer geheiligten Majestät erhoben? Der königliche Schläch-

ter schämte sich denn doch einmal, und das Thier lebt noch. Ihr wußtet diese gute Geschichte noch nicht?

O mein Gott, meine Tochter, sagte die arme Mutter, Ihr könnt meiner Angst, der Gefahr Eures Bruders spotten? Man sieht wol, daß Ihr noch nicht Mutter seid.

Madame, antwortete kalt Katharina von Guise, aus dem Gesichte, welches Ihr zur Schau tragt, und aus der Miene des Großpriors kann der ganze Hof in wenigen Minuten herausforschen, was geschehen ist. Ich wenigstens will unbefangen scheinen, und da ich es kann und irgend etwas geschehen muß, um Euch wenigstens halb zu beruhigen, so werde ich zur Königin-Mutter gehen und sie um ihre Einmischung bitten. Sie ist nie für die Öffentlichkeit und wird daher den Blutdurst seiner Majestät für diesen Abend wenigstens zügeln.

Sie erhob sich und trotz ihrer kleinen Ge-

stalt und ihrer leichten Lahmheit ging sie mit stolzer Haltung zu Katharina von Medicis hin und war augenblicklich in leiser und angelegentlicher Zwiesprache mit ihr.

Die Angst der Herzogin von Nemours war indessen schon bemerkt und ganz richtig gedeutet worden. Dem Herzog von Guise droht Gefahr vom Könige; dieses Flüstern ging wie der leiseste Athem, kaum hörbar, und doch ganz deutlich durch die verschiedenen Gruppen. Eine schöne blonde Frau, Madame von Sauve, konnte ihre Blässe nicht verbergen. Der Cardinal von Lothringen hatte, trotz aller seiner meisterhaften Selbstbeherrschung, einen unruhigen Blick. Der Herzog von Montpensier warf finstere Blicke auf die Königin-Mutter; selbst der ermüdete Nemours wurde aufmerksam, doch war er ein zu guter Hofmann, um es, gleich seiner Frau, zu zeigen.

Der Herzog von Anjou fragte Lignerolles:

Was dünkt dir? Gefiele es etwa dem Könige, meinem Herrn und Bruder, uns diesen Abend noch ein Trauerspiel zu geben? In dem Falle wünsche ich nur, daß es nicht so langweilig sei, wie Jodelle's Cleopatra.

Lignerolles erstaunte. Wie — dieses Meisterstück?

Ist langweilig, mein Lieber, ganz und gar langweilig, antwortete der Herzog. Ich rufe du Gua zum Zeugen auf. Du Gua, rief er diesem, der sich näherte, lebhaft zu, bist du nicht meiner Meinung, daß die Cleopatra von Monsieur Jodelle das langweiligste Zeug unter dem Monde sei?

So langweilig, wie der Dichter liederlich, antwortete du Gua, und das heißt Alles sagen.

Ganz recht, rief der Herzog, der König, mein Vater, hat fünfhundert Thaler dafür bezahlt, und ich sage dir, Lignerolles, das Ding war nicht fünfhundert Pfennige werth. Ich

will dir es kritisch beweisen, wie Ronsard sagen würde, und mit einer Ruhe, als sei der Ball der unschuldigste und vergnüglichste Ball von der Welt, begann Anjou eine kritische Auseinandersetzung der damals äußerst berühmten und jetzt kläglich vergessenen Tragödie Cleopatra.

Antraguet, der, obwol Anjou angehörig, doch persönlich weit mehr dem Herzoge von Guise anhing, wurde durch das allgemeine Geflüster zum ersten Male seit dem Beginne des Balles aus seinem brütenden Anschauen der dunkeln Schönheit Margarethens erweckt. Anfangs begriff er nicht, von welcher Gefahr die Rede sei, aber als er sich ganz ermunterte, wurde ihm, der mit seinem ganzen Herzen bei dem Verhältnisse zwischen der Prinzessin und dem Herzoge von Guise betheiligt war, auch augenblicklich Alles klar. Hatte nun seine Anhänglichkeit an den jungen Herzog selbst die wüthende Eifersucht überwunden, welche dieser

ihm eingeflößt, so war es natürlich, daß jetzt, wo Guise die Prinzessin aufzugeben schien, Antraguet ihm noch lebhafter ergeben war und um jeden Preis ihn vor der Gefahr zu warnen wünschte. Scheinbar gleichgültig, um keinen Verdacht zu erwecken, bewegte er sich, ein abgerissenes Gespräch mit Diesen und Jenen führend, dem Eingange zu, entschlossen, den Palast eilig zu verlassen und Guise aufzusuchen. Müßte ich selbst in das Schlafgemach der Prinzessin von Porcian eindringen, dachte er, exaltirt, wie ein junger Mann es ist, der immer überflüssigen Heldenmuth besitzt.

Die junge Königin blickte geängstigt bald auf ihren Gemahl, bald umher. So arglos sie auch immer sein mochte, die sichtliche allgemeine Spannung konnte ihr nicht entgehen. Endlich fragte sie ängstlich ihre Schwägerin, was es wol geben möge, aber diese antwortete gleichgültig, es sei ihr unmöglich es zu errathen.

Margarethe ahnte recht gut, daß dem Manne, den zuerst sie mit aller Glut ihres gemischten Blutes geliebt, eine nahe und entscheidende Gefahr drohe. Doch sie zitterte nicht; sie flehte in ihrem Herzen nicht für seine Rettung. So gewaltig waren die dunkeln feindlichen Leidenschaften, deren sie fähig war, durch die vergebliche Erwartung in ihr aufgeregt, daß sie im Gegentheil kein Erbarmen mit ihrem Geliebten hatte. Der Herzog von Guise, der in diesem Augenblicke dem allgemeinen wie auch ihrem Glauben nach sie der schönen Prinzessin von Porcian aufgeopfert hatte, war nicht mehr Heinrich, nicht mehr der Abgott ihrer Sinne wie ihres Herzens. Er war nur noch der falsche Mann, der eine Frau verrathen; der anmaßende Vasall, welcher es wagte, die Tochter und Schwester seiner Könige aufzugeben. Margarethe wünschte, daß Karl's ganzer Zorn ihn treffen möchte; es war ihr gleich, ob er lebte,

ob er starb, und darum sah sie mit einer seltsamen eisigen Ruhe auf, als plötzlich eine unwillkürliche Bewegung im ganzen Saale es ankündigte, daß er in der Thür erschienen sei.

Antraguet wurde blaß, als er ihn unerwartet, wie einen Geist erblickte. Der junge Herzog, dessen erster Blick zufällig auf Antraguet fiel, bemerkte dessen Erblassen und hielt einen Augenblick befremdet inne. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er wurde auch das gewahr, und blickte mit steigender Betroffenheit in die blendende Menge hinein. Da kam der König rasch und heftig auf ihn zu.

Heinrich von Guise wurde nicht, wie Heinrich von Anjou, von seinen Schmeichlern nur schön genannt — er war es wirklich. Seine hohe, fürstliche Gestalt, seine regelmäßigen Züge, die vom Glanze seiner kräftigen Jugend leuchteten, sein feuriges Auge, das so offen schien — es log allerdings, aber wer wußte das? —

sein schimmerndes blondes Haar, die freie, männliche Grazie seines Erscheinens, seines Bewegens — Alles vereinte sich, um ihn zu einem wahrhaft gebietendschönen Mann zu machen.

Karl dagegen war, wenn auch gleichfalls von hoher Gestalt, doch ohne alle Würde und alle Anmuth. Er ging gebückt und hielt den Kopf etwas schief; sein Hals war lang und seine Beine hatten zu viel Umfang. Auch sein Gesicht war nicht schön: eine Adlernase, ein harter und schneidender Blick aus fahlen Augen, schwarzes Haar bei blasser, bleifarbiger Haut machten seinen Anblick nicht gefällig. Als er und Guise einander dicht gegenüberstanden, sah Guise, obgleich er sich höfischartig neigte, weit fürstlicher aus als Karl.

Dieser aber bewies sich als König, indem er rauh fragte: Was wollt Ihr hier, Monsieur von Guise?

Ew. Majestät meine Ehrfurcht bezeugen.

Ich bedarf Eurer Ehrfurcht nicht; entfernt Euch.

Guise starrte den König an, ohne eine Antwort zu finden. Daß Karl sich so ohne Weiteres diese öffentliche Beleidigung gegen ihn erlaubte, nahm ihm alle Geistesgegenwart.

Ehe jedoch noch ein Wort weiter gewechselt werden konnte — wer weiß, was für eines das gewesen wäre? — und ehe noch die bestürzten Hofleute recht zur Besinnung kamen, berührte eine Hand leicht den Arm des Königs.

Heftig drehte er sich um, Katharina von Medici stand hinter ihm und dämpfte seine Wildheit mit dem Ausdruck ihrer schwarzen Augen, während zugleich ihr falsches Lächeln ihn unsicher machte.

Mein Sohn, sagte sie ehrfurchtsvoll, denn sie beobachtete immer streng die Form, wollt Ihr mir einige Worte mit Euch verstatten?

Wartet ein wenig, mein Vetter von Guise, sprach sie, zu diesem gewandt.

Guise trat einige Schritte seitwärts, die übrigen Herren folgten seinem Beispiele; Karl und Katharina standen allein.

Mein Sohn, sprach Katharina, ruft Eure Worte gegen den Herzog zurück. Ihr dürft nicht vergessen, aus welchem Hause er ist, um so mehr, da ich Euch mein Wort gebe, daß er morgen der Bewerbung um Eure Schwester freiwillig entsagen wird.

Madame, antwortete Karl mürrisch, wenn auch gezügelt durch die Sicherheit der überlegenen Mutter, Ihr selbst habt mich aufgefodert, der Frechheit dieses kleinen Herzogs Einhalt zu thun.

Aber nicht auf solche Art, sagte Katharina, mitleidig lächelnd. Das ist die eines Pagen, nicht die eines Königs. Und dann wiederhole

ich Euch, daß ich mein Wort für sein freiwilliges Zurücktreten verpfände.

Karl sah seine Mutter mistrauisch an und war offenbar ungewiß, ob er sich, wie gewöhnlich, lenken lassen, oder einmal Zaum und Zügel zerreißen sollte.

Ihr glaubt doch nicht, daß ich ihn zu meinem Schwiegersohne wünsche? fragte Katharina.

Wolan denn, Madame, macht was Ihr wollt, sagt ihm was Ihr wollt, antwortete Karl auf die unliebenswürdigste Art von der Welt. Aber denkt daran, daß Ihr mir für seine Unterwürfigkeit zu stehen habt.

Ich werde es, versetzte sie und rief Guise herbei.

Mein Vetter, sprach sie huldvoll, ich habe den König über einige Misverständnisse aufgeklärt, die sein Benehmen gegen Euch veranlaßten.

Er bittet Euch, es zu vergessen und den Ball durch Euer Bleiben zu beehren.

Guise blickte erstaunt den König an. Katharina fragte: Nicht wahr, mein Sohn? Karl machte eine mürrische Bewegung des Bejahens. Der junge Herzog verneigte sich und ging mit leichtem Anstande hin, die Königin und die Prinzessin zu begrüßen.

Eine Glut, die aus kämpfenden Empfindungen aufstieg, bedeckte Margarethens Antlitz, als Guise einen sanften, durchdringenden Blick darauf ruhen ließ.

Nehmt morgen nicht Theil an der Jagd, sagte er bei der ersten Gelegenheit leise zu ihr. Ich werde zu Euch kommen. Erlaubt Ihr es?

Unwillkürlich antwortete Margarethe bejahend — Guise war zu mächtig über sie. Mehr aber konnten sie sich nicht sagen; Karl belauerte sie unausgesetzt mit unheimlichen Augen.

Die Königin-Mutter verließ den Ball und sandte gleich nachher einen Edelmann an den Cardinal von Lothringen, um Se. Gnaden in ihr Cabinet zu bescheiden.

Zweites Kapitel.

Die Königin und der Prälat, Katharina von Medici und Karl von Lothringen kannten einander seit langer Zeit. Sie waren Beide an diesem Hofe jung gewesen und alt geworden, sie hatten mit- und gegeneinander intriguirt; sie hatten, sagte man, einander sogar geliebt. Warum nicht? Beide waren einander werth — gleich interessant, gleich durchgebildet in den größten und mannichfaltigsten Verhältnissen, gleich falsch und gleich gewissenlos.

Katharina von Medici wird in allen Romanen, die ich bisher über jene Zeit gelesen,

auf eine wunderliche Art behandelt. Man macht regelmäßig, um mir die französische Ausdrucksweise zu erlauben, eine große und finstere Italienerin aus ihr, eine grandiose und dämonische Erscheinung, die ganz gut Königin der Hölle sein könnte, wenn in den unterirdischen Staaten die weibliche Thronfolge gesetzlich ist, was ich nicht weiß. Sie hat eine fürchterliche Logik in der Grausamkeit; sie scheint, wie ein Vampyr, sich nur von Menschenblut nähren zu können; man wird, liest man diese Schilderungen von ihr, unwillkürlich an den König in Sängers Fluch erinnert, von dem es heißt:

— Was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Es mag äußerst bequem sein, inmitten eines Romans eine solche Erscheinung auftreten zu lassen. Da bedarf es nicht mannichfacher Mo-

tive, keiner langsamen psychologischen Entwickelung, um das Böse, dieses dunkelste Geheimniß des Menschenseins, entstehen zu lassen. Die bestimmte männliche oder weibliche Gestalt will das Böse, und von ihr geleitet, geschehen überall die allerschrecklichsten Verbrechen, während die übrigen Personen des Romans Nichts zu thun haben, als entweder ihre verdammten Seelen, oder ihre reinen Opfer zu sein.

Da ich nun aber keinen Roman schreibe, sondern nur eine einfache Geschichte jener Zeit am französischen Hofe, geschöpft aus alten, wunderlich gedruckten Memoiren, so muß ich ehrlich sein und dem Leser sagen, daß Katharina von Medici, Königin-Mutter von Frankreich und Witwe Heinrich's II. von Frankreich, Nichts mehr und Nichts weniger war als eine Frau.

Eine angenehme und schöne Frau sogar, d. h. jetzt schön gewesen, aber das auch sehr.

Auch eine geistreiche Frau; sie sprach und schrieb vortrefflich Französisch, besaß überhaupt die Gabe zu reden, liebte Lesen, schrieb viel, las selbst die langweiligsten Depeschen, verstand die schwierigsten Geschäfte und hatte dabei doch Sinn und Geschmack für alle Künste, für die Baukunst wie für die Schauspielkunst, für die Musik wie für den Tanz. In diesem erschien sie früher mit Grazie selbstthätig, später mit Scharfsinn erfinderisch; denn die Ballete, welche von den Hoffräulein zur Versuchung der jungen und alten Edelleute getanzt wurden, waren alle von ihr angeordnet. Ebenso geschickt war sie in weiblichen Arbeiten; als Dauphine und auch noch als Königin bei Lebzeiten ihres Mannes brachte sie die Nachmittage im Kreise ihrer Hoffräulein mit Sticken zu; späterhin, als sie so ziemlich den Staat regierte, hatten die Nadeln Rast. Lebhaft und lebensfrisch bis in ihr hohes Alter, liebte sie die Jagd und überhaupt alle

Leibesbewegungen: Reiten, wobei sie sich zuerst des Steigbügels bediente, Ballspielen, Gehen zu Fuße. Dazu war sie munterer Laune, witzig, vertraulich, natürlich, lachte und scherzte gern, war ganz Italienerin darin. Aber freilich, sie war auch eine Frau ohne alle Grundsätze, mit allen Neigungen, die ausarten können, und besonders von der einen beherrscht: nöthig sein zu wollen.

Diese Art des Egoismus ist bei unserm Geschlecht sehr oft zu beobachten, nur äußert sie sich je nach den Anlagen auf diese oder jene Weise. Eine beschränkte und eingebildete Frau wird durch diese Neigung zur Allerweltshofmeisterin — eine kluge und neugierige in engen Kreisen zur Allerweltsfreundin, in reichen Umgebungen zur Beschützerin. Eine romantische Frau geräth in die Aufopferungssucht — eine leidenschaftliche begehrt, einem Herzen Alles zu sein. Katharina von Medici wurde,

was sie gewesen ist, ganz allein durch diese Neigung.

Anfänglich konnte sie dieselbe nicht befriedigen. Enkelnichte Leo's X. und Tochter des Herzogs von Urbino, Lorenz von Medici, wurde sie von Clemens VII., einem Vetter ihres Großvaters, an Heinrich, den zweiten Sohn Franz' I., vermählt. Durch den Tod von Heinrich's ältestem Bruder wurde sie Dauphine, blieb jedoch zehn Jahre ohne Kinder. Aber so hatte sie sich sowol bei dem königlichen Schwiegervater, wie bei der Herzogin von Valentinois, ihres Gemahls erklärter Geliebten, einzuschmeicheln gewußt, daß der Vorsatz, sie ihrer Unfruchtbarkeit wegen zurückzuschicken, nie zur Ausführung reifte. Endlich Mutter und nicht lange darauf Königin geworden, blieb sie doch bis zum Tode ihres Gemahls dazu verurtheilt, sich in Nichts mischen zu dürfen, und auch unter ihrem ältesten Sohne, Franz II., hatte sie noch das

unangenehme Gefühl, so ziemlich eine Null zu sein; denn da herrschten die Guisen, die Oheime der jungen Königin Maria Stuart. Als nun aber Franz II. starb, Karl IX. König und sie zur Regentschaft ernannt wurde, da begann ihre glückliche und Frankreichs unglückliche Zeit.

Der Kanzler Michael von l'Hôpital selbst, dieser unerschütterliche Charakter, dieser Mann von eherner Gerechtigkeit, vermochte nicht, ihre Intriguen unschädlich zu machen und den Frieden zu erhalten. Sie wollte verwickeln, um aufwickeln zu können. Gleichmäßig wog sie ihre Gunst und Ungunst ab. Bald wurde den Guisen geschmeichelt, bald den Prinzen von Bourbon; erlangten Diese zu viel Gewalt, so verbündete sie sich mit Jenen und so umgekehrt. Abwechselnd wurden hugenottische und katholische Predigten angehört. Alles vertrug sich bei ihr; nur, leider, in Frankreich vertrug man sich um so schlechter. Jetzt war wieder einmal Huge-

nottenliebe da, die Guisen hatten wenig Gunst, und darum war dem Cardinal von Lothringen die Einladung zu dem geheimen Zwiegespräch sehr überraschend gekommen.

Dieser Prälat hatte der Königin-Mutter immer merkwürdig geschickt geholfen, die Parteien recht durcheinander zu wirren. Nur that er es nicht immer nach Katharinens Willen; denn er hatte seinen eigenen Ehrgeiz, und dieser war noch logischer als der ihre. Karl von Lothringen wollte sein Haus so mächtig machen wie möglich. Gern hätte er nach persönlicher Erhebung gestrebt, wäre er nicht furchtsam, wie ein Hase, gewesen, sodaß er nur des Redens und Stachelns, nicht des Selbsthandelns fähig war. Einige Male, da er dieses versuchte, lief es kläglich ab, und er mußte sich den zügellosesten Spott gefallen lassen. Darum trat er eigentlich nur auf, wenn er in vollkommener Sicherheit war. Dann handelte er grausam

und opferte seinem Glauben, um den es ihm ebenso wenig Ernst wie Katharinen war, alle Menschlichkeit und Treue auf. Übermüthig im Glücke bis zur Unverschämtheit, wurde er kriechend, sobald ihm Gunst und guter Wind fehlten. Ein geistreiches Hoffräulein pflegte ihn zu fragen: Monsieur, habt Ihr heute ein Unglück gehabt? Wo nicht, so spreche ich nicht mit Euch. Fürstlich verschwenderisch und lüstern zugleich, erkaufte er den Besitz der frischesten und unschuldigsten Schönheiten mit Überfluß von Gold, aber als er einst die Finanzen verwaltete, wies er die alten Soldaten, die für ihr Blut Sold verlangten, bei Lebensstrafe ab. Bei allen diesen Lastern besaß er die höchsten äußern Vorzüge: fürstlichen Anstand, feinste Geschliffenheit, Grazie und Würde, vereint zu einem höchst bestechenden Benehmen — auch scharfen Geist und bedeutende Kenntnisse. Diese Höflichkeit und Anmuth erschienen jetzt weit

mehr als früher an ihm, da eben ihm die Gunst ein wenig mangelte und er an seinem jungen Neffen nicht den Schutz hatte, den früher sein großer Bruder ihm gewährte. Daher war es auch mit der höchsten Ehrfurchtsheuchelei, daß er sich auf Katharinens Einladung ihr gegenüber niederließ.

Ziemlich in gleichem Alter mit der Königin, hatte auch er sich sehr wohl erhalten und im Äußerlichen selbst noch einen Vortheil über sie: den der höhern Haltung. Im Hause Medici war die fürstliche Hoheit noch neu; Karl von Lothringen war unbefangen im Genuß und Bewußtsein derselben groß geworden; daher erschien sie bei ihm als Unwillkürlichkeit. Katharina konnte sie annehmen, wenn es bei festlichen Gelegenheiten galt, die Königin zu spielen; im alltäglichen Leben aber ließ sie sich in der doppelten Lebhaftigkeit ihrer Nation und ihres Naturels gehen.

Auch jetzt, als sie den Cardinal so ehrfurchtsvoll und ernsthaft sah, lachte sie herzlich und sagte: Fürwahr, Monsieur Cardinal, Eurer Miene nach sollte man glauben, wir sähen uns heute zum ersten Male, und wir sind doch durch die Gnade Gottes sehr alte Bekannte. Darum bitte ich Euch, seht natürlicher aus; das wird Euch weit bequemer sein und mir weit besser gefallen.

Die Wünsche Eurer Majestät sind mir Befehle, antwortete der Cardinal, immer noch etwas gehalten. Ich muß gestehen, daß ich nicht zu hoffen wagte, Eure Majestät würden sich unserer alten Bekanntschaft zu erinnern geruhen.

Und warum sollte ich nicht? Ich vergesse meiner Freunde so wenig wie meiner Feinde.

Wenn ich nun aber vergessen müßte, wie glücklich ich einst war, um nicht auf Die neidisch zu werden, die es jetzt statt meiner sind?

Katharina blickte ihn betroffen an. Endlich sagte sie, die Achseln zuckend: Daran denkt Ihr jetzt noch? Ihr habt ein schmeichelhaftes Gedächtniß, mein lieber Cardinal; ich hatte das ganz vergessen. Das macht, ich habe an so viele wichtige Dinge zu denken. Um über diese zu sprechen, habe ich Euch eben so vertraulich zu mir beschieden. Lasset uns also wie alte Freunde miteinander reden.

Ich erwarte die Befehle Eurer Majestät.

Aber noch einmal, laßt diese Redensarten, rief Katharina ungeduldig. Könnt Ihr nie offen sprechen und sein?

Könnt Ihr es sein, Madame? fragte fast naiv der Cardinal.

Wenn ich es will, gewiß, antwortete sie mit Gutmüthigkeit. Und gegen Euch will ich es jetzt sein, das verspreche ich Euch.

Ich glaube Euch, Madame, und werde ebenso offen sein wie Ihr.

Wolan denn, so sagt mir freimüthig, was denkt Ihr von den Schritten, die der König auf meinen Rath gegen die Herren von der Religion und gegen die Königin von Navarra gethan? Ihr habt sie getadelt — Euch darüber gewundert — nicht wahr?

Wie dürfte ich das wagen? Ich kenne Euern feinen Geist zu sehr, Madame, um nicht zu wissen, daß Ihr nichts ohne gute Gründe thut.

Und welche Gründe könnte ich hier Euerer Meinung nach haben? Was glaubt Ihr?

Daß Ihr den Frieden liebt, Madame.

Monsieur Cardinal, sagte Katharina, Ihr wißt es besser; Ihr wißt, daß ich nur meinen Einfluß liebe. Ihr müßt mich, wenn wir unter uns sind, nicht absichtlich verkennen. Vor der Welt mögt Ihr mir schmeicheln; da kann es nützlich sein; aber hier hört uns Niemand als wir selbst, und — wir kennen uns.

Es lag ein unbeschreiblicher Grad von moralischem Cynismus in dem Lachen, mit welchem sie die letzten Worte begleitete.

Karl von Lothringen sah, daß es ihr im Augenblicke wirklich Ernst darum war, ehrliches Spiel mit ihm zu spielen. Sein Gesicht verlor den gedämpften Ausdruck, seine Züge wurden deutlicher, sein Blick nahm eine feindliche Schärfe an.

Wolan, Madame, sprach er in kurzem entschiedenen Tone, dann will ich Euch sagen, was ich von den Schritten denke, die Ihr den König thun laßt. Ich denke, Ihr fürchtet, daß mein Neffe seinem Vater gleichwerden könnte. Dadurch würde unser Haus wieder so mächtig werden, wie es war, ehe mein Bruder starb. Ihr habt den Vater gefürchtet — Ihr fürchtet jetzt den Sohn — Ihr fürchtet meinen Ehrgeiz, den unsers ganzen Hauses, und darum sucht Ihr die reformirte Partei an den Hof zu ziehen.

Ihr wollt sie, sobald es Euch nöthig erscheint, der unserigen entgegensetzen.

Und wer, glaubt Ihr, hat den König auf die Absichten Eueres Neffen in Betreff meiner Tochter aufmerksam gemacht? fragte Katharina in äußerst guter Laune.

Muß ich Euch erst nennen?

Ich wünsche also, Euerm Glauben nach, unsern Vetter von Guise nicht zu meinem Schwiegersohne?

Nein, wahrlich nicht, Madame.

Ihr habt recht; aber rathet, wen ich dazu ausersehen habe.

Das ist leicht, dünkt mir.

Ihr meint, den König von Portugal?

Nun ja, Madame, erwiederte der Cardinal ungeduldig.

Und ich sage Euch, daß Ihr Euch ganz und gar irrt, sprach sie ernsthaft. Ich gedenke, der

Königin von Navarra vorzuschlagen, ihren Sohn mit meiner Tochter zu verheirathen.

Mit dem Prinzen von Béarn? Der überlegene, diplomatische Cardinal war vor Erstaunen ganz außer sich.

Ihr wundert Euch, nicht wahr? fragte Katharina lachend.

Madame, habe ich auch recht gehört?

Ganz recht. Ich will meine Tochter mit dem Prinzen von Béarn verheirathen.

Aber, Madame, wißt Ihr, was Ihr sagt? fragte der Cardinal, aus aller Diplomatie heraus, mit Heftigkeit.

Vollkommen, antwortete die Königin mit der freundlichsten Miene.

Aber wißt Ihr auch, was Ihr thun wollt? fuhr der Cardinal heftiger fort. Ihr fürchtet den Ehrgeiz meines Neffen — wird Heinrich von Bourbon nicht ehrgeizig sein? Alles, was man von ihm hört, Alles, was Ihr selbst von

ihm wißt, läßt Euch das einen Schwiegersohn hoffen, der sich immer in Euern Willen fügen wird? Erinnert Ihr Euch, wie geschickt er zu Bayonne das Wort des Herzogs von Alba, welches er aufgefangen hatte, seiner Mutter zu melden wußte? Er war allein unter uns und ein kaum vierzehnjähriger Knabe, und er errieth Euch, ohne sich selbst zu verrathen. Nehmt Euch in Acht, Madame — Heinrich von Béarn könnte Euch einst viel zu schaffen machen.

Glaubt Ihr? fragte Katharina kaltblütig.

Ob ich es glaube? Ich sage es Euch vorher, so gewiß, wie die alten Propheten den Heiland verkündigt haben. Und gesetzt — denn er ist jung — er ließe sich von Euern Geschäftsträgerinnen betrügen und verführen, und es fehlte ihm die Leichtigkeit, mit welcher sein Onkel von Condé sich einst aus diesen Schlingen befreite — vergeßt Ihr seine Mutter? Die

Königin von Navarra ist keine geringe Gegnerin, selbst für Euch. Sie hat den Geist und, was noch mehr ist, den Charakter eines Mannes und das Auge einer Mutter. Sie könnt Ihr nicht täuschen, und ihre Stimme wird über ihren Sohn, der sie anbetet, immer mehr Macht haben als Eure feinsten Künste.

Katharina hörte dem Cardinal so behaglich zu, als erzählte er ihr die angenehmsten Dinge. Ihre Ruhe reizte ihn noch mehr.

Und was für Vortheile bringt Euch denn diese Heirath? fragte er weiter. Ist etwa der Prinz von Béarn so reich, oder so mächtig, daß mein Neffe mit ihm nicht in die Schranken treten dürfte? Sein Königreich Navarra ist in der Macht des Königs Philipp, sein Gouvernement von Guyenne in Eurer Gewalt; es bleibt ihm also sein armes, bergiges Béarn. Fürwahr, ein schönes Königreich für die Prinzessin, Eure Tochter.

Er ist Prinz von Geblüt, sprach Katharina unbefangen, als dächte sie gar nicht daran, daß dieses Wort den stolzen Cardinal beleidigen könne, und doch wußte sie es sehr gut. Sie konnte sich diesen kleinen Genuß auf Kosten ihres lieben Cardinals nicht versagen.

Der Cardinal erwiederte spöttisch: Um so schlimmer für Euch, Madame. Je höher die Geburt, je höher die Gedanken.

Ach mein Gott, mein Freund, das ist nicht immer so, sagte sie unschuldig. Bisweilen gehen die Gedanken weit höher als die Geburt, und dagegen ist, wem Gott erhabene Geburt gegönnt, begnügt und zufrieden, weil er nicht gut mehr erstreben kann, als er bereits besitzt.

Ihr mögt recht haben, Madame, erwiederte der Cardinal leichthin. Ich kann freilich darüber nicht aus Erfahrung urtheilen.

Der Streich war geradezu geführt; Katharina jedoch schien gar nicht zu fühlen, daß sie

ihn empfangen, sondern fragte mit heiterer Miene: Fielen Euch nicht etwa noch andere Einwendungen gegen das Heirathsproject ein?

Der Cardinal war zum zweiten Male aus der Fassung gebracht. Um eine Antwort verlegen, äußerte er: Ich würde Euch von unserer heiligen katholischen Religion sprechen, wüßte ich nicht —

Was Ihr wißt: daß ich nicht daran glaube, unterbrach Katharina ihn lachend. Nein, da habt Ihr recht; unsere Religion hält mich nicht ab. Ich bin Katholikin, weil es politischer ist; hätte jedoch damals der Prinz von Condé gesiegt —

Man erinnert sich Eures Wortes, Madame, unterbrach der Cardinal seinerseits die Königin. Wir werden auf Französisch Messe hören! Ihr seid Philosophin, Madame.

Und Ihr wol etwa nicht Philosoph? Ihr seid so sehr ein Diplomat, Monsieur Cardi-

nal, daß Ihr selbst mir gegenüber nicht fünf Minuten nacheinander Ihr selbst sein könnt. Wie oft soll ich Euch zurückrufen, daß wir uns kennen, daß Ihr mich nicht glauben machen könnt, Ihr glaubtet an den Gott der guten Leute? Und warum wolltet Ihr auch frömmer sein, als Häupter der Christenheit gewesen sind?

Verzeihung, Madame; unser heiliger Vater von jetzt glaubt an die Schrift und an Alles.

Ja, es ist ein heiliger Mann, sagte Katharina. Aber Ihr — sie blickte dem Cardinal mit der Ironie ihres überlegenen Geistes in die Augen — glaubt Ihr — nicht an Alles, das wäre zu viel verlangt — nur an Etwas: z. B. an die Unsterblichkeit der Seele?

Ich fürchte mich bisweilen davor, antwortete der Cardinal unwillkürlich. Er war erblaßt; das Überirdische in ihm schauerte trotz

seiner sittlichen Versunkenheit vor dem Spotte dieser Frau.

Sie sah ihn überrascht an. Was? Dergleichen Gedanken kommen Euch? Ihr könnt Euch wahrhaftig noch bekehren. Das wäre unendlich drollig.

Aber, Madame, sagte er, gleichsam sich selbst zum Trotz gezwungen, diese Empfindungen auszusprechen, nehmt nun einmal an, daß dem so sei, daß die Seele nicht stirbt wie der Körper, und ein strenger und unerbittlicher Gott von ihr Rechenschaft für ihr irdisches Dasein fodert? Was sollte dann mit uns geschehen? Was würdet Ihr antworten?

Seine äußerliche Feigheit hatte in diesem Augenblicke auch sein Inneres ergriffen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er nochmals fragte: Was würdet Ihr antworten?

Katharina zuckte mit verächtlichem Mitleid

die Achseln. Kalt erwiederte sie: Was ich antworten würde? Nichts — ich wäre ein schlechter Anwalt meiner selbst; denn ich wüßte mich nicht zu entschuldigen, wenn Gott mich kennte, wie ich mich kenne, und das müssen wir zu seiner Ehre doch voraussetzen. Aber beruhigt Euch; es wird so sein, wie ich glaube und Ihr auch glaubt, wenn die Furcht Euch nicht zu Kopfe steigt: Die Seele ist Nichts ohne den Körper — sie vergeht, wenn dieser stirbt. Ich wüßte wahrlich nicht, was Gott mit uns Beiden noch in einer zweiten Welt anfangen wollte; mir dünkt, daß wir hinlänglich in der ersten gesündigt haben und — noch sündigen werden, setzte sie mit einer Sorglosigkeit hinzu, die schauerlich war.

Karl von Lothringen sagte, bitter lachend: Ihr seid freimüthig, Madame.

Wenigstens könnt Ihr Euch nicht darüber beschweren, daß ich es auf Eure Kosten allein

bin, antwortete Katharina in friedlichem Tone. Ich mache mich durchaus nicht besser, als Ihr seid, nur daß ich etwas mehr Muth habe — darin seid Ihr das Weib, während ich der Mann bin. Aber wie sind wir denn in alle diese ernsthaften Dinge gerathen, da ich Euch doch die Gründe anvertrauen wollte, die ich habe, um die Herren von der Religion so genau wie möglich an den König und an den Hof zu fesseln. Seid Ihr wieder ruhig genug, um mich anzuhören?

Der Cardinal bejahte, und Katharina fragte nun lächelnd: Ihr erwähntet vorhin des Wortes, welches der Herzog von Alba bei unserer Zusammenkunft in Bayonne aussprach. Erinnert Ihr Euch seiner noch ganz deutlich?

Er sagte: Der Kopf eines Lachses ist mehr werth als zehntausend Frösche. Damit wollte er Euch vorwerfen, daß Ihr die Aufstände nicht unterdrückt, indem Ihr die Anführer trafet,

ein Fehler, den Ihr allerdings begangen hattet, indem Ihr den Prinzen von Condé der Gerechtigkeit entzogen hattet.

Katharina hatte das damals gethan, um in dem Bourbonischen Prinzen einen Gegner der Guisen zu haben, die ihren Einfluß bis zur höchsten Unverschämtheit gemisbraucht. Sie nahm den Vorwurf ruhig hin und fragte nur: Und wenn ich nun jenen Rath befolgen und jenen Fehler wieder gutmachen wollte?

Ah! sagte der Cardinal. Sein Blick entzündete sich. Er hatte verstanden.

Was denkt Ihr davon? fragte die Königin triumphirend.

Ihr seid meine Meisterin, antwortete der Cardinal, dieses Mal mit wahrer Huldigung.

Sie sagte: Wären sie zur Hochzeit des Königs gekommen, so wäre jetzt schon Alles geschehen. Aber sie trauen noch nicht und bedürfen eines stärkern Köders. Ich gebe ihnen meine Tochter.

Wird sie wollen?

Sie wird müssen.

Und dann?

Nun, ich will den Kopf des Lachses.

Das ist Coligny.

Ja.

Wollt Ihr keinen andern?

Es bedarf keines andern. Coligny denkt für Alle. Er todt, so ist die Königin von Navarra ohne Rathgeber, und der Prinz, ihr Sohn, ohne Freund. Dann, ist er zwischen mir und seiner jungen Frau, wird er, denk' ich, nicht schwer zu behandeln sein.

Aber ein Bedenken, Madame. Gesetzt nun, die Königin von Navarra geht in die Heirath ein und kommt an den Hof, kommt darum auch Coligny?

Daran habe auch ich schon gedacht. Ihr sollt mir hier eben helfen — irgend eine besondere Anreizung für den Admiral ausdenken.

Der Cardinal sann nur einen Augenblick. Die Erfindung geht rasch, sobald sie erst begonnen hat. Coligny liebt den Krieg wie ein Jüngling und haßt Spanien, sprach er. Schreibt ihm, daß der König auch des spanischen Einflusses müde sei und, was noch mehr, die Vergiftung seiner Schwester rächen wolle.

Die ist nicht geschehen — indessen —

Was thut das? Wir lassen sie geschehen sein. Nichts ist zum Rachevorwand bequemer als ein Mord — wir nehmen den der Königin Eurer Tochter an — wir glauben fest an ihn und wir brennen, ihn an dem tyrannischen Könige zu rächen.

Und auf welche Art rächen wir uns?

Indem wir die Niederländer durch ein Heer unterstützen, dessen Oberbefehl dem Admiral angeboten wird.

Bravo! rief Katharina mit funkelnden Augen.

Ihr seid zufrieden mit mir?

Wer sollte es nicht sein? Ihr habt vortrefflichen Rath ertheilt. So und nicht anders kann es gelingen.

Ich freue mich, Eurem Zutrauen entsprochen zu haben. Theiltet Ihr den Plan schon Andern mit, oder bin ich der Erste, den Ihr würdig fandet, in Euer Geheimniß gezogen zu werden?

Der Dritte seid Ihr. Mein Sohn d'Anjou und Nevers wissen bereits darum, aber keiner von Beiden gab so vortrefflichen Rath, wie Ihr ohne alles Suchen gefunden.

Was war es, das sie riethen?

Lassen wir das. Was kümmert's den Meister, was die Schüler gesagt?

Ihr schmeichelt mir, sprach der Cardinal, durch ihre ungeheuchelte Bewunderung sehr angenehm berührt. Der König also weiß noch nicht darum?

Um meine Absicht im Allgemeinen — ja.

Die mußte ich ihm mittheilen, um ihn willig zu der Einladung zu machen, die auch von ihm ausgehen mußte. Den Heirathsplan soll er morgen hören. Heute verpfändete ich nur mein Wort dafür, daß ich Euern Neffen bewegen würde, freiwillig von seiner Bewerbung abzustehen.

Ihr erlaubt also, daß ich meinem Neffen Alles mittheile?

Alles? Er ist zwanzig Jahre. Könnt Ihr auf seine Verschwiegenheit bauen?

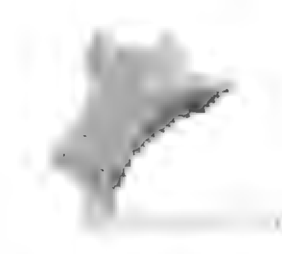
Wie auf die eines Greises.

Und kann er sich verstellen?

Wie Ihr es könnt, Madame.

Wißt Ihr, das erschreckt mich. Wenn er in seiner Jugend schon kann, was ich erst mit dem Alter gelernt — denn als ich jung war, konnte ich es noch nicht —

Der Cardinal lächelte mit leichter verneinender Hauptbewegung.



Ah, Ihr schmeichelt mir nun Eurerseits, sprach die Königin heiter. Wir werden heute als bessere Freunde denn je scheiden.

Dann ist mein lebhaftestes Verlangen erfüllt.

Gut — gut. Und Ihr könnt Euch auf Euern Neffen verlassen, sagt Ihr? Wolan — ich kenne Euch und lasse Euch darin unbedingte Freiheit. So sagt ihm denn, ich würde ihm Gelegenheit geben, den Tod seines großen Vaters an dessen Urheber zu rächen. Er wird für diese Rache seine Liebe aufgeben — meint Ihr nicht?

Ich weiß das. Diese Rache ist sein brennendster Wunsch, und er ist fest überzeugt, daß Coligny den Mörder abgeschickt.

Wenn er davon überzeugt ist, so ist das ja Alles, was wir brauchen. Ich glaube ja auch, daß man meine Tochter von Spanien vergiftet hat.

Ich werde noch diese Nacht mit ihm sprechen.

Gut — thut das und geht jetzt; denn es wird spät, und ich habe Lust zu schlafen. Aber erst umarmt mich — ich erlaube es Euch.

Karl von Lothringen machte, gern oder ungern, von dieser gnädigen Erlaubniß Gebrauch. Dann verließ er das Cabinet der Königin. Der Ball währte noch fort; der Cardinal foderte jedoch seinen Neffen auf, ihn zu begleiten, und begab sich, nachdem er sich beim König beurlaubt, unverweilt nach dem Hotel von Guise.

Drittes Kapitel.

Es gab damals in Frankreich vier Parteien — drei katholische und die reformirte.

Die erste katholische bestand aus den Italienern. Ihre vornehmsten Mitglieder waren Albert von Gondi, Graf von Retz, mit seinen Brüdern Peter von Gondi, Erzbischof von Paris, und Karl von Gondi, Seigneur von la Tour. Alle Drei hatten Reichthümer und Ämter die Fülle und gehörten zum geheimen Rath des Königs. Dann René von Birague, ein Mailänder, der noch unter Franz I. nach Frankreich gekommen war und verschiedene Ämter bekleidet

hatte, bis die Königin-Mutter ihn zum Siegelbewahrer machte. Endlich, dessen ich schon erwähnte, Ludwig von Gonzaga, der durch die Heirath mit Henriette von Cleves, Mademoiselle von Nevers, Herzog von Nevers geworden war. Alle diese Herren hingen, offener oder geheimer, entschieden der Königin-Mutter an.

Groß war, besonders in Paris unter den Bürgern, die Partei der Guisen. Der junge Herzog, ihr Haupt, erregte ungewöhnliche Hoffnungen. Allerdings hatte Heinrich von Anjou ihm jetzt etwas Abbruch gethan, indem er, jung wie er war, die berühmten Schlachten von Jarnac und Moncontour gewonnen; indessen Heinrich von Guise besaß bereits so ganz das Geheimniß des Betragens und verstand so ganz die Kunst, alle seine künftigen Thaten gewissermaßen vorausfühlen zu lassen, daß die Bürger unter sich doch sagten: Der thut einst noch mehr. Auf diesen Glauben hin galt er bereits

jetzt für einen jungen Helden, ohne noch irgend etwas wirklich gethan zu haben.

Die Familie von Guise war besonders reich an Prinzen. Claude von Guise, ein jüngerer Sohn von Lothringen, ebenfalls unter Franz I. nach Frankreich gekommen, hatte sechs Söhne, die alle nationalisirt waren. Der älteste von ihnen, Franz, der große Herzog von Guise, welcher Metz gegen Kaiser Karl V. vertheidigt und Calais den Engländern abgenommen hatte, war 1563 bei der Belagerung von Orleans durch Poltrot von Merey erschossen worden. Auch der Großprior war todt, dagegen lebten außer dem Cardinal von Lothringen noch der Cardinal von Guise, der Marquis von Elboeuf und der Herzog von Aumale; folglich war die Familie wohl vertreten. Die Herzöge von Montpensier und Nemours schlossen sich natürlich ihr an.

Durch die Prinzessin von Porcian, welche

die zweite Schwester der Herzogin von Nevers, und nach dem Tode ihres Gemahls zur katholischen Kirche übergetreten war, konnten, wenn sie die Gemahlin Heinrich's von Guise wurde, diese beiden Parteien einander sehr nahe gebracht werden.

Die dritte Partei, welche aus Frankreichs wirklichen Freunden bestand, die ebenso sehr den spanischen Einfluß, wie die italienischen Aussauger haßten, war die der Montmorency's. Vier Brüder aus diesem edlen Hause lebten noch. Es waren dies Franz, Marschall von Montmorency, der Marschall d'Amville und Messieurs von Meru und Toré. Der Dritte, Monsieur von Montberon, war in der Schlacht von Dreux gefallen.

Franz von Montmorency war, den Kanzler Michael von l'Hopital ausgenommen, der reinste Charakter dieser Zeit. Coligny selbst war früher ehrgeizig gewesen; erst das Leben hatte ihn ge-

läutert. Übrigens waren Beide ausgezeichnete Männer, sowol der Gesinnung wie dem Blute nach verwandt und, obwol durch ihre Parteien getrennt, einander herzlich zugethan. Darum stand der Marschall von Montmorency, wenn er gleich Diana, die natürliche Schwester des Königs, zur Frau hatte, nicht auf allzuvertraulichem Fuße mit der königlichen Familie; nur der Herzog von Alençon, der, wie ich bereits gesagt, ziemlich vernachlässigt wurde, schloß sich ihm an. Die Marschälle von Biron und Cossé waren die genauesten Freunde der Montmorency's.

Die protestantische Partei war in la Rochelle um die Königin von Navarra, Gaspard von Chatillon und Admiral von Coligny versammelt. Die Königin hatte ihre Kinder Heinrich und Katharina, der Erstere achtzehn Jahre alt, die Zweite noch jünger, und ihren ebenso jungen Neffen, den Prinzen Heinrich von Condé, bei

sich. Auch Graf Ludwig von Nassau, der Bruder des Prinzen von Oranien, lebte in jener echtprotestantischen Stadt.

Odet von Chatillon, früher Bischof, jetzt nach seiner Verheirathung Graf von Beauvais, war als Gesandter der Reformirten nach England gegangen. Als er die Aufträge der Königin-Mutter empfangen hatte, war gewiß er am meisten überrascht gewesen, doch als gewandter Prälat fand er sich augenblicklich darein, nun der Geschäftsträger des Hofes zu sein, und die Unterhandlung schien einen glücklichen Ausgang nehmen zu wollen.

Jede Partei hatte bereits einige ihrer Häupter verloren: die katholische außer dem großen Herzog von Guise noch den Connetable, den Vater der Montmorency, der 1567 in der Schlacht von Saint-Denis gefallen war; die protestantische Ludwig von Bourbon, den tapfern und ehrgeizigen Prinzen von Condé, der 1569 in

der Schlacht von Jarnac meuchlerisch getödtet worden, und der brave d'Andelot, der jüngste der drei Chatillon's, welcher in demselben Jahre zu Saintes gestorben war.

Was Anton von Bourbon, König von Navarra, betraf, der bereits 1562 bei der Belagerung von Rouen tödtlich verwundet und bald nachher gestorben, so konnte man sagen, daß jede Partei ihn verlor und doch keine etwas an ihm einbüßte. Er war, auf das Gelindeste ausgedrückt, ein gänzlich charakterloser Mensch. Bald bewog seine Gemahlin ihn zum Protestantismus, bald wiegelte sein Bruder von Condé ihn zum Aufstande gegen die herrschende Partei auf, bald wieder ließ er sich von dieser durch Versprechungen heimschicken, oder durch Drohungen einschüchtern, wurde wieder Katholik und zog gegen seine früheren Glaubensgenossen zu Felde, und endlich starb er doch noch in der reformirten Réligion. An und mit ihm

ging also Nichts zu Grunde, was in den mannichfachen, abwechselnden Geschicken irgend von Gewicht hätte sein können.

Der dritte Frieden, welcher den Kämpfen der beiden Religionsparteien nun wirklich ein ewiges Ende machen sollte, war im August 1570 geschlossen worden, folglich noch kein Jahr alt. Durch ihn war den Protestanten eine allgemeine Amnestie gesichert worden, ebenso vollkommene Gewissensfreiheit und die Erlaubniß, in allen Städten des Königreiches Kirchhöfe zu haben. Man gönnte ihren Todten also endlich die Ruhe im Grabe. Ist es aber nicht seltsam, daß der Haß so weit geht, einem Menschen, oder vielmehr dem armen Überbleibsel desselben, das der Erde wieder anheimfällt, die Grube in dieser zu versagen! Der Haß ist äußerst geschickt im Erfinden — aber, daß der Haß so dumm sein und glauben kann, er übe damit eine Rache aus? Das kalte Auge — sieht es?

Das kalte Herz — empfindet es? Den Todten — was kümmert es ihn, ob die Vögel des Himmels, oder die Würmer der Erde ihr Mahl von ihm halten? Der Tod — braucht er, um tief einzuschläfern, des Gebetes und des Glockenläutens? Ach nein, der Tod macht still, und der Todte schläft — alles Andere, Äußerliche, möge geschehen wie es wolle. Indessen ist nur die Liebe klug, denn sie ist Weisheit vor Gott; der Haß ist dumm und darum erhielten erst jetzt, wo er murrend vor der Politik schweigen mußte, die Protestanten die Erlaubniß, ihre Todten begraben zu dürfen.

Auch die Hospitäler und die öffentlichen Schulen sollten nicht länger den Kranken und den armen Kindern der Hugenotten verschlossen bleiben. Man hatte, nachdem man sich der Todten erbarmt, auch noch Mitleid für die Lebenden übrig behalten; die Duldung sollte großartig sein.

Ich kenne kaum ein Wort, das mir alberner klänge, als das immer pomphaft und mit dem allergrößten Hochmuthe ausgesprochene „Duldung". Die es auszusprechen wagen und sich obenein einbilden, etwas unerhört Großes zu thun — bedenken sie denn nie, daß sie weder Himmel noch Erde geschaffen haben, daß daher gar nicht die Rede davon sein kann, sie hätten zu bestimmen, ob ihre Mitbrüder Himmel und Erde mit ihnen theilen dürften oder nicht? Und das soll doch mit der „Duldung" ausgedrückt werden. Die auserlesenen Menschen, die den wahren Glauben haben, erlauben den Armen, die diesen Glauben nicht haben, Athem von der Luft zu holen, Brot von der Erde zu essen und Licht vom Himmel zu empfangen. Ihr, die ihr geduldet werdet, fragt bescheiden, wer ihnen diese Hoheit über euch gegeben? Erstaunt sehen sie euch an. Das wißt ihr nicht? Gott selbst. Gott? Aber der hat auch uns erschaffen,

folglich haben wir gleiche Rechte mit euch; denn alle Creatur ist gleich vor ihm. Da blitzt der heilige Zorn in den frommen Augen auf. Ihr dankt uns nicht? Ihr erkennt unsere Großmuth nicht an? Ihr denkt nicht daran, daß unser die Macht ist, daß wir euch gebieten und zwingen können, zu glauben, wie wir? — Der Glaube ist frei, antwortet ihr. Der Glaube ist nur Einer, rufen sie, und wehe Denen, die seiner nicht theilhaftig sind — wehe euch! — In unsers Vaters Hause sind viel Wohnungen. Ja, für uns, die wir seine Kinder sind; ihr aber seid Ausgestoßene. Aber weil wir uns eurer erbarmen in Betracht des Elendes, das euerer unvermeidlich wartet, so mögt ihr einstweilen das Leben der Gottfremden leben, bis ihr auf ewig sterbt.

Das heißt „Duldung", und nicht nur vor dreihundert Jahren sprach man die heilige, menschliche Sprache so schlecht — heute noch

hat man sie nicht besser sprechen gelernt; man setzt noch Gnade für Recht und Ungleichheit für Gleichheit. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ist dem neuen, großen Glauben, der eins mit der Liebe zu werden strebt, von Gesetzes wegen noch keine Kirche geöffnet, nur der Muth einzelner Städte hat es gethan. Die Fürsten fragen sich noch immer, ob sie geruhen sollen, den neuen Glauben anzuerkennen. Sie möchten sich doch nicht zu lange fragen; das Volk könnte ihnen antworten.

Genug, die Protestanten sollten von nun an in Frankreich geduldet werden, und was noch besser war, man gab ihnen Unterpfänder dieser Duldung, indem man ihnen vier Städte gänzlich überließ, und zwar La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité. Allerdings sollten sie am 8. August 1572 auch diese übergeben, doch konnten sie sich wenigstens für diese zwei Jahre gesichert glauben. Die kleinen Metze=

leien, welche, wie ich schon erwähnt, kürzlich in einigen Städten vorgefallen waren, konnten billigerweise nicht dem Hofe zur Last gelegt werden, da er Nichts als Frieden und Eintracht empfahl; und so durften denn die Uneingeweihten wirklich annehmen, daß die Protestanten nach dem Willen des Königs in Ruhe leben sollten.

Der Cardinal von Lothringen nun wußte es seit der Unterredung mit der Königin-Mutter allerdings besser und theilte, sobald er mit seinem Neffen allein war, diesem Alles mit. Guise's Augen blitzten, als er von Rache an Coligny hörte, und geringschätzig äußerte er, daß er dafür nicht nur ein-, sondern zehnmal die Prinzessin Margarethe aufgebe. Was ist denn ein Weib? fragte er. Ein Ding, das geschaffen ist, um uns in müssigen Stunden Vergnügen zu gewähren, antwortete lächelnd der Cardinal; indessen zu diesem Zwecke findet

Ihr hundert Andere; es braucht nicht gerade eine Tochter von Frankreich zu sein. Ich werde sogar bei Andern mehr Vergnügen haben als bei ihr, meinte Guise. Sie ist zu heftig; sie möchte sich ihres Geliebten ganz und gar bemächtigen; er soll, will sie, außer ihr keinen Gedanken haben — wer kann denn das? Ich nicht. Der Cardinal blickte den prahlerischen Jüngling fein an. Mein Neffe, Ihr thut wohl, wenn Ihr Das zu verschmähen vorgebt, was Ihr nicht erreichen könnt; indessen unter uns können wir es gegenseitig immer eingestehen, daß wir diese Heirath sehr gewünscht haben und uns äußerst gedemüthigt dadurch fühlen, daß man eine Verbindung mit unserm Hause als zu gering zurückweist. Zu gering? fragte Guise. Das müßt Ihr gar nicht denken, noch weniger aussprechen. Und hat denn Madame Claude nicht unsern Vetter geheirathet? Warum

sollte ich denn nicht vornehm genug für ihre jüngere Schwester sein?

Weil Ihr nicht Herzog von Lothringen seid, wie Euer Vetter. Laßt, mein Neffe; spielt den Stolzen, wo es nöthig ist, vor der Welt und dem Hofe gegenüber, doch von mir laßt Euch sagen, daß Ihr sehr gedemüthigt worden seid und Euch dessen bei Gelegenheit erinnern könnt.

Ich werde es; seid unbekümmert, mein Oheim. Auf welche Art werdet Ihr der Königin-Mutter die Versicherung zukommen lassen, daß ich meine thörichten Ansprüche aufgebe? Er lächelte ironisch. Die Ironie in einem jugendlichen Gesichte macht einen unangenehmen Eindruck; die Erfahrung erzeugt sie, leider, schon oft genug; dann jedoch ist sie eine Krankheit, keine Eigenschaft der Seele; angeboren aber läßt sie unfehlbar auf ein kaltes, undurchdringliches Gemüth schließen.

Der Cardinal schlug dem jungen Herzoge vor, am nächsten Morgen, noch vor der Jagd, eine Audienz bei Katharinen zu erbitten und sich ihr gänzlich zu Gebot zu stellen. Der Herzog war es zufrieden; dann fragte der Oheim seinerseits, auf welche Art der Neffe Margarethen seine Entsagung mittheilen wolle. Denn das müßt Ihr selbst, setzte er hinzu; am Ende ist sie doch immer die Schwester des Königs; da muß man Rücksichten haben. Es wird sehr unangenehm sein, doch Ihr habt recht, ich muß es thun. Und auf welche Art gedenkt Ihr es zu bewerkstelligen? Ich werde morgen während der Jagd sie auf ihrem Zimmer sehen, wo sie bleiben wird.

Der Cardinal fragte nun, ob Guise sich in seiner Liebe auch nicht vergessen habe, sodaß etwa schlimme Folgen daraus entstehen könnten. Der Herzog antwortete kalt, daß er immer ganz Herr seiner selbst geblieben sei. Das ist viel,

äußerte der Cardinal; ein so schönes Geschöpf könnte selbst mich noch die Vorsicht vergessen machen. Ihr seid zum Herrscher geboren, mein Neffe. Wenn es Gott gefällt, gedenke ich es wol im Stande zu sein. Aber meint Ihr nicht, daß ich doch lieber, um dem Könige jeden Verdacht zu benehmen, Madame von Porcian heirathe? Es ist eben keine große Heirath, indessen doch gut genug; Madame von Porcian entehrt unser Haus nicht. Ich glaube es auch, mein Neffe, sprach der Cardinal, herzlich über die grenzenlose Anmaßung des jungen Mannes lachend. Schönheit, souveraine Geburt, Reichthum — Ihr könnt Euch herablassen, Madame von Porcian zu heirathen, ohne Eurer Hoheit zu nahe zu kommen. Ich zweifle weit mehr daran, ob sie einwilligen werde. Das laßt meine Sorge sein, antwortete Guise hochmüthig, fand es indessen doch nicht so leicht, wie er es gemeint hatte. Die Herzogin von Nemours

begab sich, auf sein Ersuchen, bereits am frühen Morgen zur Prinzessin von Porcian, um ihr zu eröffnen, daß der Herzog von Guise ihr die Ehre erweisen wolle, sie zu heirathen. Die Herzogin trug es freilich anders vor; aber dem Sinne nach kam die Werbung so und nicht anders heraus. Auch fühlte Katharina von Cleves sich keineswegs geschmeichelt; zwar antwortete sie nicht abweisend, doch ebenso wenig bestimmt, so gewinnend auch Anna von Este die Liebenswürdigkeit anwandte, die sie im höchsten Grade besaß. Der junge Herzog mußte, zu seinem großen Unmuthe, sich zu einer förmlichen Werbung entschließen, ohne bestimmt zu wissen, welche Antwort ihn erwarte. Stolz genug that er es, und sehr gemessen und kalt erwiederte die Prinzessin: Ich war weit entfernt, Monsieur von Guise, diese Ehre zu erwarten. Ich suchte Euch doch schon lange meine Huldigung bemerkbar zu machen, sagte Guise,

nicht viel wärmer, wenn auch mit Artigkeit; sollte mir das so gänzlich misglückt sein? Solltet Ihr, Madame, unter der großen Anzahl Eurer Bewunderer und Sklaven den Herzog von Guise allein nie eines Blickes gewürdigt haben?

Ihr wißt das Gegentheil, Monsieur. Mein Hofstaat ist nicht so groß; mächtigere Magnete entziehen meiner schwachen Schönheit die Bewunderer.

Dann müßt Ihr bemerkt haben, daß Ihr für mich der mächtigste Magnet waret.

Nicht weit eher eine Frau, der man zum Scheine huldigt, während man eine Andere liebt?

Und warum, Madame?

Um diese Liebe besser zu verbergen, Monsieur.

Madame, sprach Guise lächelnd, ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich keine andere Frau mehr liebe als Euch.

Das heißt, Ihr liebt weder mich, noch eine Andere, sprach die Prinzessin gedankenvoll.

Und wenn dem so wäre? fragte Guise ruhig. Er sah ein, daß er Katharina von Cleves nicht so täuschen könne, wie er Margarethe von Valois getäuscht, und darum ergriff er die Aufrichtigkeit und fragte noch einmal: Wenn dem so wäre, was würdet Ihr sagen, Madame?

Es ist mir so noch am liebsten, sagte sie, wie vorhin.

Es ist auch am besten so. Ich bin nicht zur Liebe gemacht, und das ist gut; denn ich bin solchen Hasses, solcher Rachewuth fähig, daß ich ein fürchterlicher Liebhaber sein würde. Auf einen Argwohn hin könnte ich die Frau tödten, die ich wirklich liebte, und argwöhnisch würde ich sein, denn ich achte Euer Geschlecht nicht sehr; Ihr könnt noch besser täuschen als wir.

Als Ihr? fragte sie doppelsinnig.

Als wir, oder als ich, wie Ihr wollt. Euch wenigstens betrüge ich nicht. Ich bitte Euch, meine Frau zu werden, weil Ihr schön und von großer Geburt seid, weil Euer Mann stolz auf Euch sein kann, weil ich weiß, daß ich Euch am ersten meinen Namen anvertrauen kann. Darum komme ich zu Euch und bitte Euch, mein zu werden. Ich dagegen verspreche Euch Glanz und Ansehen, Ehrerbietung und Schutz und in mir, wie ich hoffe, einen Eurer nicht unwürdigen Gatten. Ich habe Euch nun offen und voller Vertrauen gefragt; antwortet mir ebenso. Sprecht, wollt Ihr mich, Katharina?

Er bot ihr seine Hand; sie legte ihre weißen Finger hinein. Sie waren kalt und eine tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, doch ruhig antwortete sie: Ich will.

Wohl, sprach er, nachdem er sie geküßt, so werde ich es morgen dem Könige anzeigen.

Warum nicht heute? fragte Katharina von Cleves mit prüfendem Blicke.

Guise blickte sie fest an. Ich werde meiner Frau nie Rechenschaft von meinen Handlungen geben; sie muß mir unbedingt vertrauen.

Ich werde es, Monsieur, sprach die Prinzessin, ohne Empfindlichkeit zu verrathen. Ihr neuer Verlobter beurlaubte sich, weil die Stunde nahe war, welche die Königin-Mutter zur Audienz bestimmt. Katharina von Cleves war allein.

Da ließ sie sich erschöpft auf einen Sessel fallen, und ihre Hände sanken kraftlos nieder, während Thränen langsam aus ihren Augen flossen. In dieser Stellung gänzlicher Entmuthigung murmelte sie kaum hörbar: Er ist schon mein Tyrann — das macht, ich liebe ihn, und er liebt mich nicht. O, ich werde sehr unglücklich sein, vielleicht noch unglücklicher, als ich es gewesen wäre, wenn er sich nicht

um mich beworben hätte. Aber nein; wenigstens bin ich sein, gehöre ihm an, und er muß doch manchmal an mich denken. O, verzeihet ihr mir, setzte sie, plötzlich sich aufrichtend, mit Inbrunst hinzu und erhob die Augen gen Himmel, die Hände zugleich fest auf der Brust faltend. Verzeihet mir; ich konnte nicht anders; ich liebe ihn zu sehr.

Der Prinz von Porcian, der den Herzog von Guise haßte, wie man sich in jener Epoche der entschiedenen Charaktere und Gefühle haßte, hatte vor drei Jahren auf dem Todtenbette seiner Frau das Gelöbniß abgenommen, in zweiter Ehe unter allen Großen und Herren des Reiches nur den Herzog von Guise nicht zu heirathen. Katharina von Cleves hatte das versprochen, und jetzt war der Todte vom Lebenden, das Versprechen von der mächtigen Neigung gewaltig besiegt worden.

Heinrich von Guise hatte unterdessen seine

Audienz bei der Königin=Mutter, und Beide sprachen so viel und so wortreich, er von seiner Ergebenheit gegen das königliche Haus, sie von ihrer Freundschaft für das seinige, daß man unbedingt hätte behaupten können, Beide wären nie weniger aufrichtig gegeneinander gewesen.

Karl IX. liebte die Jagd mit einer solchen Heftigkeit, daß ihm kein Genuß über diesen ging. Zu jeder Jahreszeit, womöglich jeden Tag ging es hinaus; man jagte wenigstens dahin, wenn man auch nicht immer Wild aufjagte. Die Königin=Mutter theilte nebst allen Damen des Hofes meistens diese Ritte; auch heute begleitete sie den König. Mit ihnen war Diana, die Marschallin von Montmorency, die der König sehr liebte, vielleicht mit deswegen, weil sie so ausgezeichnet ritt und seine beständige Begleiterin war. Kurz, der Louvre blieb so ziemlich verödet, und Guise kam gegen Abend auf Margarethens Zimmer.

Margarethe hatte sich krank gestellt, und nur ihre Amme bei sich behalten. Es fehlte nicht viel, so hätte die Spannung, in welcher sie den Herzog erwartete, ihr wirklich das Fieber zugezogen, welches sie geheuchelt hatte. Getheilt zwischen Zorn und Liebe hatte sie den Überrest der Nacht wachend zugebracht und erst gegen Morgen mehr geträumt als geschlafen. Daher lag Blässe auf ihren Wangen, und ihre Augen waren blau umzogen; aber sie war in dieser Ermattung der Leidenschaftlichkeit, nachlässig schwarz gekleidet, einen Schleier halb über das ungeordnete, prächtigschwarze Haar geworfen, vielleicht noch schöner, als im Putze des vorigen Abends. Wenigstens erschien sie so als eine neue Schönheit, und es ist immer eine große Macht, die eine Frau besitzt, wenn sie auf verschiedene Art schön sein kann. Das Auge wird ihrer nie müde.

Margarethe ahnte von dieser ihrer Macht

noch Nichts. Sie war noch befangen in ihren eigenen Gefühlen und daher außer Stande, den Eindruck zu beurtheilen, den sie auf die Anderer machte. Im Gegentheile, sie meinte es aufrichtig, als sie zu ihrer Schwägerin Elisabeth sagte: Sie sei nicht schön. Sie glaubte nicht an die Schönheit, die den Geliebten nicht fesseln konnte; sie wollte nicht daran glauben, trotzte gegen den Spiegel und ihr eigenes Bewußtsein und zwang sich, Katharina von Cleves schöner zu finden als sich selbst. Die Frau, die sich so rücksichtslos hingegeben, wie Margarethe an Guise, welcher der Geliebte kein Mann, sondern ein Gott ist, beurtheilt sich selbst nur nach dem Grade der Liebe, welchen sie ihm einflößt; ist der gering, so ist sie es auch; nicht der Mann ist es, der nicht zu lieben, sie ist es, die nicht zu gefallen versteht. Es könnten Engel vom Himmel kommen und ihr sagen: Du bist schön — sie würde antworten: Nein, denn er

liebt mich nicht. Es können Andere aus Liebe zu ihr fast sterben, sie sagt traurig: Es ist nicht wahr, denn er liebt mich nicht. In dem Maße, wie sie ihn überschätzt, läßt sie sich selbst zu wenig Gerechtigkeit widerfahren, und diese Selbsterniedrigung ist ihr letzter Genuß, der Geliebte wird dadurch gerechtfertigt, und sie kann ihn noch lieben.

Indessen kann diese Demuth bei starken und stolzen Charakteren nicht lange währen. Auch bei Margarethen wurde sie, wie ich vorhin schon sagte, bereits von Aufwallungen des Zornes und des Selbstgefühls unterbrochen, nur kam dieses Selbstgefühl nicht aus dem Einsehen ihrer ungewöhnlichen Schönheit, sondern aus der Erinnerung an ihre hohe Geburt. Ich bin die Schwester und die Tochter von Königen, sagte sie sich hundertmal, und nahm sich ebenso oft vor, den Herzog wie einen Vasallen zu empfangen. Und dann loderte immer wieder

die grenzenloseste Sehnsucht nach ihm in ihr auf, und sie rief: Wenn er nicht käme, wenn er mich nicht mehr liebte — ich wäre verloren! Wie sollte ich noch leben? Verzweifelnd warf sie sich dann auf die Knie und betete: Gott möge ihr um aller Heiligen willen den Geliebten lassen. Margarethe war ernstlich in ihrem Glauben; sie betete immer mit Überzeugung, oft mit Heftigkeit, und um was hätte sie heftiger beten sollen als um Guise? Es dünkte ihr in diesem Augenblicke wirklich, als hinge ihr Leben von ihm ab. Guise hatte mit ihr nicht gesprochen wie mit der Prinzessin von Porcian; jede Lüge, deren Blick und Stimme fähig sind — und sein Blick und seine Stimme konnten meisterhaft lügen — jede dieser gefährlichen Lügen hatte er angewandt, um sowol Margarethens Sinne, wie ihr Herz zu bethören und zu verführen. Und darum war sie so außer sich, wenn es ihr deutlich wurde, die

Möglichkeit, ihn zu verlieren, sei vorhanden. Darum jammerte sie mit gerungenen Händen:- O, nur ihn behalten — ihn behalten! Auf welche Art, das fragte sie sich nicht. Auch daran dachte sie nicht, daß er um ihrer Liebe willen große Gefahr laufen könne, und fragte sich nicht ein einziges Mal, ob sie ihm deswegen nicht lieber entsagen solle. Ihr Wahlspruch war der aller rücksichtslosen Leidenschaft: Alles für Alles.

Endlich kam er, eben als Margarethe wieder halb verzweifelnd nach ihm weinte. Darum flog sie ihm mit einem dumpfen Ausruf des Entzückens entgegen. Heinrich! stammelte sie erschöpft an seiner Brust.

Madame, antwortete er unterwürfig und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

Ah! sagte sie auffahrend und blickte ihn mit ihren dunklen Augen scharf an. Die Dämmerung ließ nur seine Stirn deutlich sehen.

Die war glatt und kalt wie Marmor. Margarethe ging von ihm fort an das Fenster und setzte sich in einen Sessel. Guise folgte ihr, blieb jedoch einige Schritte von ihr entfernt und in einer Stellung stehen, als sähe der ganze Hof ihnen zu. Eiskalt legte es sich auf das kaum so lebenflammende Herz der Prinzessin, der Stolz aber war in diesem Augenblicke mächtiger als aller Schmerz; sie sprach ruhig, obgleich die Anstrengung sie fast ersticken wollte: Ihr seid spät gekommen, Monsieur von Guise.

So früh es ohne Gefahr für Euch anging, Madame, antwortete Guise, immer im Tone des Ceremoniells.

Und für Euch, sprach sie höhnisch.

Madame, wißt Ihr, was gestern der König, Euer Bruder, Monsieur dem Großprior auftrug, um mich für meine Liebe zu Euch zu bestrafen? Er sollte mich tödten.

Gott sei Dank, Ihr seid, wie ich sehe, zei-

tig genug gewarnt worden, um Euch jeder Gefahr zu entziehen.

Glaubt Ihr denn, Madame, daß der Herzog von Guise aus Furcht vor irgend einer Gefahr der Ehre entsagen würde, Euch lieben zu dürfen?

Ich habe das nicht gesagt.

Aber gedacht.

Daß Ihr meine Gedanken errathen, beweist, daß sie richtig waren und kein Unrecht thaten. O, glaubt mir, Monsieur, ich kenne Euch.

Ihr kennt mich nicht, Madame, sprach Guise heftig, denn keinem Manne ist es gleichgültig, von einem Weibe verachtet zu werden.

Und aus welchem Grunde sonst entsagt Ihr der Ehre, mich lieben zu dürfen? Denn daß Ihr entsagt, wollt Ihr mir doch durch diese Heuchelei der Ehrfurcht ankündigen.

Ich thue es, Madame, weil Heinrich von Guise sich zu gut dünkt, um in einem Hause,

das ihn für zu gering erachtet, um Aufnahme zu betteln. Der König, Euer Bruder und mein Herr, hat erklärt, daß ich Euerer nicht würdig sei; ich unterwerfe mich ihm.

Ihr seid nicht würdig, mich zu heirathen? fragte die Prinzessin langsam. Aber mich zu genießen, dessen wart Ihr würdig, nicht wahr? Ihre Augen flammten, als sie dicht vor Guise hintrat und ihn mit einem durchbohrenden Blicke maß.

Das habe ich vergessen.

Aber ich nicht, rief sie glühend im Gefühle ihrer Entwürdigung. Ah, Monsieur Herzog, Ihr wollt Mädchen nehmen, Euch mit ihnen belustigen und sie dann hinwerfen, wie es Euch beliebt? Das wird nicht sein, wenigstens dieses Mal nicht, ich gebe Euch mein Wort darauf, Ihr sollt meiner gedenken und bereuen, was Ihr gethan.

Und was wollt Ihr denn thun, Madame?

fragte Guise unbeweglich. Etwa den König, Euren Bruder, um Gerechtigkeit gegen mich anrufen?

Ha, Ihr seid nichtswürdig, stammelte die Prinzessin.

Er blickte sie sanft an und sprach mit der Stimme der Liebe: Margarethe!

Das zerbrach sie. Dieser ihr Name, so von ihm ausgesprochen, als Echo aus der Vergangenheit, aller süßen Erinnerungen voll in die eisige Gegenwart hineinklingend, sie ertrug es nicht; sie warf sich an ihrem Betschemel auf die Erde nieder und lag so mit verhülltem Gesichte da und weinte, wie man weint, wenn Einem das Herz zertreten worden ist.

Der junge Herzog kam zu ihr, beugte sich nieder, legte ihr seine Hand auf die Schulter und wiederholte in demselben Tone, nur noch eindringender, ihren Namen. Erstens lag es durchaus nicht in seiner Berechnung, die Prin-

zessin fortan von feindlicher Gesinnung gegen sich beseelt zu sehen — er traute ihr viel Geschick im Hasse zu — und dann schmeichelte ihr Schmerz ihm auch, und da er sich zu Nichts verpflichtete, wenn er sie etwas tröstete, so wollte er es thun.

Anfangs widerstrebte sie ihm und suchte sich sowol seiner leichten Berührung, wie seinen leisen und innigen Bitten zu entziehen, indem sie nur dumpf murmelte: Geht, geht; ich will Nichts weiter hören; Ihr könnt mir Nichts mehr zu sagen haben. Guise aber ließ nicht nach, bis sie seiner Stimme nachgab und, sich aufrichtend und ihn aus den strömenden Augen anblickend, matt und rührend fragte: Was wollt Ihr denn noch von mir? Ihr liebt mich ja doch nicht mehr.

Ich liebe Euch nicht mehr? fragte er zurück. O Margarethe, ich werde es Euern Brüdern, so große Herren sie auch sein mögen, niemals

vergeben, daß sie mich von Euch getrennt haben. Der finstere Zorn machte seine Augen dunkel, denn er sprach in diesem Augenblicke wahr; er bedachte, wohin diese Tochter Frankreichs, die seine demüthige Geliebte gewesen wäre, ihn hätte führen können, und vergab es Denen wirklich nicht, die ihn in seinem Pfade aufgehalten hatten.

Margarethe blickte mit rascher Hoffnung, die an seinem wahren Ausdruck aufloderte, in sein Antlitz empor: Heinrich, warum denn gehorchen?

Guise hob sie empor. Schön in ihrer Hingebung hing sie in seinen Armen. Mit vortrefflich nachgeahmter Melancholie fragte er: Und was kann ich denn anders, Margarethe?

O etwas; du mußt's ja wissen. Ich bin einfältig und unwissend, aber du weißt Alles, wie du auch Alles kannst. Du wirst etwas finden.

Aber was denn, Margarethe? Soll ich dem Könige, deinem Bruder, den Gehorsam aufkündigen — soll ich ihm den Krieg erklären — soll ich dich entführen — soll ich den König ermorden und deine andern Brüder auch?

O, still, still!

Aber ich sage dir, nur eine Brücke, deren Steine Verbrechen sind und die mit Blut gekittet ist, kann mich über den Abgrund, der zwischen uns liegt, zu dir führen. Willst du Verbrechen?

Dich will ich — sonst Nichts.

Und mich kannst du nicht haben, und ich kann dich nicht haben. Ich kann dich selbst mit meinem Blute nicht erkaufen, nur mich tödten lassen, und — würdest du das wollen?

Ja, rief sie mit wilder Energie; ich will dich lieber todt, denn als Mann einer Andern sehen!

Guise hatte auf eine ganz andere Antwort,

auf ein entsetztes: Heinrich! auf leidenschaftliches Flehen, sich zu schonen, gerechnet. Die unerwartete, so ganz entgegengesetzte Entscheidung der Prinzessin stürzte ihn in nicht geringe Verlegenheit.

Margarethe ihrerseits wartete einige Augenblicke auf eine begeisterte Antwort; als die nicht erfolgte, fragte sie naiv: Begreifst du das nicht?

Guise hatte sich gesammelt und antwortete: Und ich, Margarethe, glaubst du, ich könnte mit dem Gedanken sterben, dich einem Andern zu lassen? Und das würde sein.

Nie, antwortete sie mit der Ruhe der Begeisterung; denn ich stürbe mit dir.

Du? rief Guise. Du sterben? Du, die wundervolle Schönheit, die Gott der Welt geschenkt, damit seine Schöpferherrlichkeit offenbar werde? Und für mich? Nimmer.

Gott bedarf meiner armen Schönheit nicht,

um sich zu offenbaren, Heinrich. Dazu sind Himmel und Erde da.

Aber ich will nicht, daß du sterbest. Heiliger Gott, vor dem bloßen Gedanken erstarrt mein Blut. O, laß mich gehen, Margarethe, damit ich nicht etwa hingerissen dein Opfer annehme. Du hast mich schon entmannt. Ich kam her und wollte kalt scheinen und bleiben, damit du mich hassen möchtest, und es dir leichter werden möchte, mich zu verlieren. Dein Schmerz, deine Verachtung haben meinen Entschluß zernichtet; jetzt laß mich gehen; denn ich fürchte mich vor deiner Macht und vor meiner Liebe.

Margarethe machte sich los und sprach bitter: Geht; denn Ihr habt Furcht, zu sterben.

Ich habe mich schon feindlichen Kugeln ausgesetzt, das schützt mich vor Euerm Vorwurfe.

Wolan — warum denn da nicht annehmen,

was kein Opfer ist, denn ohne Euch, Ihr wißt es wohl, ist mir das Leben nur zur Last.

Und Eure Mutter?

Hat sie nicht ihren Sohn d'Anjou? Meiner bedarf sie nicht.

Aber meine Mutter bedarf meiner, sprach Guise in einem Tone, der so wie Wahrheit klang, daß Margarethe stumm das Haupt neigte.

Guise bemerkte den Eindruck, den er gemacht, und fragte: Darf ich freiwillig sterben?

Nein, antwortete sie traurig und ergeben.

Und erringen kann ich dich nicht; was also bleibt uns?

Trennung, sprach sie ernst. Ja, du hast recht; Unmöglichkeiten umgeben uns — keine menschliche Macht kann sie hinwegnehmen, und eines Wunders sind wir nicht werth. Trennen wir uns denn, und lebe du; ich werde auch versuchen zu leben, wenigstens es meinem

Schmerze überlassen, mich zu tödten. Aber um Etwas bitte ich um der Liebe Gottes willen: Nimm keine andere Frau.

Guise verwünschte sie und ihre romantische Liebe bis in den Abgrund. Die ganze Mühe, die er sich gegeben, war umsonst gewesen.

Was ich nicht sein konnte, soll auch keine Andere werden, fuhr Margarethe innig fort. Heinrich, versprichst du mir das?

Margarethe, und mein Name —

Du hast Brüder.

Und dann, so lange der König mich nicht verheirathet sieht, wird er nie glauben, daß ich dir wirklich gänzlich entsagt.

Ihr werdet ihm Euer Wort geben.

Pah, was gilt das? rief Guise, in seiner Ungeduld sich vergessend. Er würde mir nicht glauben, sage ich Euch.

Und Ihr fürchtet einen zweiten Befehl von ihm an den Großprior?

Nun ja denn, Madame, wenn Ihr es durchaus wissen wollt, erwiederte Guise roh; ich habe keine Lust, mich um Euretwillen wie einen Hund niederschießen zu lassen.

Ich danke Euch, jetzt seid Ihr endlich aufrichtig. Und so heirathet Ihr die Prinzessin von Porcian.

Ja.

Und wann?

So schnell wie möglich. Morgen, ließe es sich thun.

Ich wünsche Euch Glück und besonders der Prinzessin. Ich werde mich darein ergeben, Königin von Portugal zu werden. Dom Sebastian kann mir allerdings den Herzog von Guise nicht ersetzen, doch vielleicht vermag die Entfernung etwas.

Guise hatte seinen Hut ergriffen, neigte sich höfisch vor Margarethen und sprach: Madame,

ich bedaure, Euch das sagen zu müssen: Ihr werdet nicht Königin von Portugal werden.

Und wem bestimmt mich Euer hoher Wille? fragte sie höhnisch wie er.

Das wird Euch die Königin, Euere Mutter, ankündigen, antwortete er mit lächelnder Ironie.

Und nach einer zweiten tiefen Verbeugung verließ er das Gemach.

Viertes Kapitel.

Armand von Gontauld, Marschall von Biron, war, von der Königin-Mutter gesendet, in La Rochelle angekommen und mit den Häuptern der reformirten Partei schon eine Stunde nachher in der lebhaftesten Unterredung.

Es war in den Gemächern der Königin von Navarra. Diese, eine Frau von dreiundvierzig Jahren, nie schön gewesen, aber von würdigem Aussehen, saß in tiefem Nachdenken auf den eleganten Marschall hörend am Tische, Biron ihr zur Seite, ihr gegenüber Gaspard von Chatillon, Admiral von Coligny.

Der war mehr durch das Leben, als durch die Jahre, bereits ein Greis, aber noch kräftig, das Auge noch feurig, die Stimme noch voll. Viel gelebt hatte er, viel erfahren, viel gekämpft. Zuerst für seinen König gegen Spanien, dann gegen seinen König, oder vielmehr gegen die Guisen, die er früher gehaßt hatte, und die ihn noch haßten. Ich sage mit Absicht, daß er die Guisen gehaßt hatte. Jetzt haßte er nicht mehr; in der Wuth der Parteikämpfe hatte er Liebe gelernt, im Elend der bürgerlichen Kriege den Ehrgeiz abgelegt. Ehemals war dieser der eigentliche Beweggrund seines Aufstehens gewesen; Coligny hatte so gut, wie die Guisen, den ihm gebührenden Einfluß vom Hofe gefodert, und da der ihm nicht ward, hatte die Religion seinen weltlichen Absichten zur heiligen Deckung dienen müssen. Das war jetzt anders; er war nun wirklich ein Christ und Frieden und Vertrauen waren ihm ein wahres

Bedürfniß. Von seinem früheren Charakter war Nichts mehr übrig geblieben, als der Haß gegen Spanien, welches eine so unheilsvolle Einwirkung auf Frankreich ausübte, und die jugendliche Begierde, einmal noch für dieses geliebte Frankreich in einem rechtmäßigen Kriege zu kämpfen. Auf diese Begierde hatte eben der Cardinal von Lothringen, der vollendete Menschenkenner, mit fast kabbalistischer Sicherheit gerechnet.

Johanna d'Albret, Königin von Navarra, war eine der wenigen Frauen, welche in dieser Periode der niedrigsten Intriguen, der furchtbarsten Leidenschaften und der unbegrenztesten Sittenlosigkeit einer reinen Achtung würdig waren. Die einzige Tochter der geistvollen und liebenswürdigen Margarethe, Schwester Franz' I. und Heinrich d'Albret's, König von Navarra, einem Königreiche, welches Spanien sich vor einiger Zeit auf einen grundlosen Anspruch hin

zu Gemüthe geführt hatte, war Johanna, zwar nicht liebenswürdig und geistreich, wie die Mutter, und nicht so freundlichen Gemüthes, wie der Vater, dennoch aber dieser Ältern ganz würdig. Ihr Verstand war auf eine seltene Art ausgebildet, ihr Charakter durch Anlage, wie durch Erziehung ebenso redlich, wie stark. Vielleicht fehlte ihr die weibliche Anmuth; vielleicht auch die christliche Liebe im höchsten Sinne. Indessen die besaßen damals, wie jetzt, nur wenige Auserwählte, und gewiß war es damals noch viel schwerer, sie sich zu erhalten, als jetzt. Der Kampf um den Glauben kann kaum durchgekämpft werden, ohne daß die irdischen Leidenschaften sich mit einmischen. Die Liebe erfolgt erst nach dem Kampfe, wie die mächtigste Himmelsklarheit nach Gewittern strahlt. Johanna nun mußte immerfort als Kämpferin für ihren Glauben dastehen, und nicht nur das, auch als Schützerin für ihren Sohn und dessen Rechte.

Ihr schwacher Gemahl, der sie nicht zu würdigen wußte und sich den Reizen der Hoffräulein hingab, ließ sie ohne Schutz. Auf ihre eigene Kraft angewiesen, erhielt sie ihrem Sohne sein kleines, bergfestes Béarn und in diesem die Glaubensfreiheit aufrecht. Da konnte sie wol etwas zu männlich und zu ernst werden und die kleinen Pflichten unsers Geschlechts gering achten. Jetzt hatte sie, da sie sich von Spanien aus bedroht wußte, in La Rochelle Zuflucht gesucht, ihren Sohn und ihren Neffen feierlich der protestantischen Sache geweiht und mit der reformirten Partei sowol den letzten Krieg, wie den letzten Frieden getheilt.

Heinrich von Béarn, ihr Sohn, stand, auf die Lehne ihres Sessels gestützt, hinter ihr und unterhielt sich lebhaft mit dem Marschall, der ihn mit Wohlgefallen betrachtete und anhörte. Der junge Prinz war weder so schön, wie Heinrich von Guise, noch so raffinirt elegant, wie

Heinrich von Anjou, mit denen Beiden er als Knabe am Hofe bekannt gewesen war; aber sein Äußeres war ansprechend, sein Betragen fürstlich=anmuthig — er sah, mit einem Worte, ganz und gar liebenswürdig aus, und der Marschall äußerte nach seiner Rückkehr über ihn gegen Franz von Montmorency: Wenn der Prinz von Béarn unsern Damen nicht gefällt, so will ich nie einer Dame gefallen haben.

In diesem Augenblicke erkundigte er sich lebhaft nach der ihm vorgeschlagenen Braut.

Ist sie schön, Monsieur Marschall?

Die Schönheit des Hofes, Monseigneur, antwortete dieser lächelnd. Doch müßt Ihr Euch ja selbst ihrer deutlich entsinnen können — wie lange wird es her sein, daß Ihr sie nicht gesehen?

Nicht gar so lange, fünf Jahre ungefähr, und doch gestehe ich Euch, daß ich kaum mehr etwas von ihr weiß. Madame von Guise,

jetzt Madame von Nemours, kam mir damals viel schöner vor, und ihre Schönheit ist mir auch noch ganz erinnerlich, aber die Prinzessin —

Ich glaube, jetzt würdet Ihr dieser den Vorzug ertheilen und Madame von Nemours etwas zu stark geworden finden.

Ja? Schade, sehr Schade! Es war eine prachtvolle Frau, die selbst die gravitätischen Spanier in Feuer versetzte. Aber die Prinzessin, ich bitte Euch, Monsieur von Biron, schildert sie mir ein wenig, laßt sehen, ist sie groß?

Groß und stattlich, so daß Ihr gezwungen werdet, Euch in ihrer Gegenwart zu neigen.

Das muß aber unbequem sein; denkt doch, sich nie aufrichten zu können, so erdrückt von ihrer Größe sich zu fühlen — wolan, man betet sie mit gebogenem Nacken an. Nur weiter: ihr natürliches Haar?

Schwarz, stark und lockig, wie das des Königs, ihres Bruders, dem sie überhaupt unter ihren Geschwistern am meisten gleicht.

Dann muß sie schön sein, sprach Coligny.

Wie ich Euch sage.

Ich brenne vor Ungeduld, Monsieur Marschall, rief der Prinz dazwischen. Verzeiht, mein Vater: ihre Augen, Monsieur von Biron?

Ich rathe Euch, nicht zu sehr hineinzublicken, Monseigneur.

Sind sie so gefährlich, so mörderisch?

Sie enthalten Feuer genug, um tausend Herzen in Asche zu verwandeln.

Und ich Armer soll mich ihnen allein im Brautgemache aussetzen? In Wahrheit, ich fange an zu glauben, daß mein Vetter von Frankreich böse Absichten mit mir habe.

Das fürchte ich nicht nur — ich weiß es, sprach eine kalte Stimme dazwischen. Es war die des jungen Prinzen von Condé, der mit

übereinandergeschlagenen Armen an einem der Fenster saß und bisher noch gar nicht gesprochen hatte.

Still, Heinrich, rief lachend der Prinz von Béarn. Wer sollte glauben, daß wir Vettern sind und einen Namen führen. Zwei Heinriche, mehr voneinander verschieden als wir, kann die Erde nicht tragen.

Ja, erwiederte Heinrich von Condé trocken, ich bin vernünftig und du bist —

Thöricht? unterbrach Heinrich von Béarn ihn in fröhlicher Laune. Möglich, daß dem so ist, aber dann bekenne, mein Bruder, daß man mit der Thorheit lustiger lebt, als mit der Vernunft.

Ich glaube es, so lange man dich mit der Thorheit leben läßt.

Ich sagte es ja eben, daß ich fürchte, der König habe böse Absichten mit mir. Solche Augen! Doch um meine Fragen wieder auf-

zunehmen, Monsieur von Biron, eine Frau hat doch noch mehr als Gestalt, Augen und Haar?

Der Marschall sah aus, als würde er sich ohne die Gegenwart der Königin wol einen Scherz erlauben. Auch jetzt durch diese zurückgehalten, erwiederte er nicht ohne ein halbes Lächeln: Ich kann Euch auch hierüber beruhigen, Monseigneur; die Prinzessin hat Alles, was zu einer vollkommenen Schönheit erfoderlich ist: dunkle, starke Augenbrauen und lange Wimpern, blendendweiße Zähne, schöne, frischgefärbte Haut, die Hände der Medici's, den schönsten Busen —

Johanna d'Albret unterbrach hier plötzlich die Schilderung, die ihr höchlich misfiel, um so mehr, je deutlicher sie sah, daß der Prinz von Béarn mit der größten Wißbegierde horchte. Mein Sohn, sprach sie ernst, fast etwas herb, wollt Ihr denn Monsieur von Biron nur über

die eitle äußere Schönheit, nicht über die innern Eigenschaften der Prinzessin befragen? Mir dünkt, diese wären zu Euerm Glücke nothwendiger als jene.

Heinrich von Béarn erröthete etwas, faßte sich jedoch gleich und sprach mit schmeichlerischer Anmuth: Wolan, Monsieur von Biron, so sagt mir, ob sie so gut ist, wie meine Mutter.

Der Marschall sah das unwillkürliche Lächeln, welches das ernste Antlitz Johanna's erhellte; daher glaubte er, ebenfalls eine Schmeichelei anbringen zu können und fragte: Kann man das sein?

Man kann viel besser sein, erwiederte Johanna für ihren Sohn, und ihre Züge waren wieder ehrfurchtgebietend, wie gewöhnlich. Antwortet einfach, Monsieur von Biron, als unser Freund, nicht als Hofmann: ist die Prinzessin

gut? Kann sie meinen einzigen Sohn glücklich machen?

Ich glaube, daß sie gut ist, antwortete Biron jetzt ernst. Auch starker und aufrichtiger Neigung ist sie fähig.

Besonders für Monsieur von Guise, nicht wahr? rief der Prinz von Béarn schelmisch. O, ich bitte Euch, Monsieur von Biron, sagt mir da die Wahrheit. Hat sie Monsieur von Guise geliebt?

Ich glaube das ebenfalls; indessen ist er ja nun verheirathet.

Ach, das ist eine schlechte Sicherheit, rief Heinrich von Béarn unbesonnen. Seine Mutter sah unzufrieden aus.

Bedenkt, sprach Biron, daß seine Verheirathung mit einer Andern ihr wenig schmeichelhaft gewesen sein muß.

Und da, meint Ihr, soll sie mich aus Verdruß gegen ihn lieben? Großen Dank, Mon-

sieur von Biron; auf keinen Fall ist das sehr schmeichelhaft für mich.

Er rief das mit so guter Laune, daß man wol sah, er war nicht im Geringsten empfindlich. Der Marschall wollte ihm daher in derselben Art antworten, als Johanna abermals das Wort nahm.

Laßt uns ernst sprechen, sagte sie. Die Sache ist zu ernst, als daß man in die Erwägung und Entscheidung derselben sich die Einmischung des Scherzes erlauben dürfte. Es handelt sich hier nicht blos um eine glückliche Ehe für Euch, mein Sohn, es handelt sich um das ganze Geschick unserer Religion. In Euch, mein Sohn, überliefere ich dem Hofe das künftige Haupt unserer Partei — ihre und meine einzige Hoffnung. Das darf nicht leichtsinnig geschehen, selbst wenn Ihr dadurch die schönste Frau auf der ganzen Erde erhieltet. Monsieur Marschall, wandte sie sich feierlich an diesen,

könnt Ihr mir die feste, unzweideutige Versicherung geben, daß man es am Hofe ehrlich mit uns meine?

Madame, antwortete Biron betroffen, bedenkt, was Ihr verlangt. Wie soll ich vermögen, was kein Mensch vermag, in den Herzen zu lesen? Das kann nur Gott; ich, Madame, kann Nichts, als meine Überzeugung aussprechen. Die ist, vor Gott und auf meine Ehre: man ist aufrichtig gegen Euch, sowol der König, wie die Königin-Mutter ist es; denn welche Ursache hätten sie, Euch in falscher Absicht anzuziehen?

Sie können nicht anders, als falsch sein; es ist ihre Natur. Das sagte Heinrich von Condé, welcher immer noch in derselben Stellung und mit demselben düstern Ausdrucke im Auge am Fenster saß.

Aber sie müßten doch einen Zweck bei der Falschheit haben, einen Nutzen absehen, welcher

das Ergebniß derselben sein könnte, wandte der Marschall ein. Den können sie nun bei allem Scharfsinne, wie mir dünkt, nicht herausklügeln, selbst wenn sie es lebhaft wünschten. Jede Treulosigkeit gegen Euch würde das Zeichen zu einem vierten blutigen Kriege sein, und ich meine, sie haben des Elendes genug.

Katharina von Medici? fragte der Prinz von Condé spöttisch.

Die Königin-Mutter — warum nicht? Glaubt mir, es ist ihr nur um Einfluß zu thun. Sie will nicht müssig sitzen. Ist sie im Frieden genug beschäftigt, so denkt sie nicht an den Krieg.

Der Graf Ludwig von Nassau trat jetzt hastig herein. Die Königin hatte ihn rufen lassen, und er war nicht zu Hause gewesen. Er entschuldigte sich, begrüßte herzlich den Marschall, und wurde von dessen Vorschlägen in Kenntniß gesetzt.

Der König rechnet ebenso gut auf Euch, wie auf Monsieur von Coligny, sprach Biron zu ihm.

Ich kann mich nur immer noch nicht recht überzeugen, daß er wirklich einen Krieg gegen den König von Spanien wagen sollte, meinte der Graf. Bedenkt den Einfluß, den Spanien immer auf den Hof ausgeübt.

Bedenkt aber auch, daß der König den Tod seiner Schwester zu rächen hat.

Glaubt er denn an ihre Vergiftung? Erlaubt er sich das?

Ich sage es Euch, und er haßt Spanien ebenso, wie ihm die Guisen lästig sind.

Dennoch gehört der Cardinal von Lothringen immer noch zu den Vertrauten der Königin-Mutter, bemerkte Coligny.

Ihr irrt, Monsieur von Coligny. Und wäre es auch — Ihr wißt, daß die Königin-Mutter nicht gern zu lange ihre Vertrauten behält; sie

fürchtet, daß sie dadurch zu mächtig werden könnten. Das fürchtet sie auch jetzt von Monsieur dem Cardinal, seitdem Monsieur von Guise männlicher auftritt und andere Gedanken zu fassen scheint, als solche, die sich blos auf Lustbarkeiten beziehen, und als Gegengewicht gegen die Guisen, Monsieur von Coligny, werdet Ihr von der Königin-Mutter so dringend an den Hof eingeladen.

Das läßt sich hören, sprach der Graf. Ich an Eurer Stelle, Monsieur von Coligny, würde mir es überlegen. Befehlshaber eines schönen Heeres in Flandern — mit meinem Bruder vereint gegen Spanien zugleich Eurer Abneigung und Eurer Neigung nach kämpfen zu können — es liegt eine Verführung darin.

Coligny schwieg lange gedankenvoll; dann entzündete sein Auge sich allmälig in jugendlicher Glut, und er sprach bewegt: Ja, es wäre schön.

Ich an Euerer Stelle, würde vor der Entscheidung recht viel an den Tod meines Bruders und an die letzte Metzelei zu Rouen denken, sprach Heinrich von Condé mit seiner kalten Stimme.

Aber du könntest eine Nachteule eifersüchtig machen, rief Heinrich von Béarn. Wäre ich Mademoiselle von Cleves, ich würde mich vor dir fürchten.

Der Tod meines Bruders war eine schwere Schickung von Gott, sagte Coligny sanft. An Verrath, der dabei im Spiele gewesen, glaube ich nicht; obwol ich weiß, daß viele unserer Brüder das Gegentheil glauben. Gerechtigkeit wegen Rouen würde ich allerdings vom Könige fodern, sobald ich mit ihm zusammenkäme; ich werde es auch von hier aus thun.

Ich möchte Euch nicht am Hofe sehen, so lange die Guisen dort wären, äußerte jetzt Johanna. Davon ahnt mir nichts Gutes.

Auch ich vermiede sie lieber; denn wir lieben uns nun einmal nicht, und nur Freunde sollten zusammenleben. Doch eine Gefahr von ihnen befürchte ich nicht. Eine Rache kann nur stattfinden, wenn man noch an die Beleidigung glaubt.

Und so glaubt Ihr an Euere damalige Versöhnung mit den Guisen? fragte Heinrich von Condé.

Ich glaube, daß sie mein Wort als wahr angenommen haben, da es bekannt ist, daß ich nicht lüge, antwortete Coligny.

Daß man überhaupt von Euch glauben konnte, Ihr könntet den Meuchelmord beschützen, oder gar dazu auffodern! rief der Prinz von Béarn, indem er zu seinem väterlichen Freunde hinging und ihn mit der Zärtlichkeit eines Sohnes betrachtete.

Mein Sohn, sprach Coligny lächelnd, es gibt Zeiten, in denen traut der Bruder dem

Bruder nicht länger, wie soll da der Mensch dem Menschen trauen? Alles Vertrauen scheint da eine Thorheit zu sein, alle Redlichkeit eine Lüge. Es war bekannt, daß wir, Guise und ich, einander feindlich waren; er war der größte und bedeutendste meiner Gegner; der Mörder sagte auf mich aus — in der Angst, um sich zu retten, oder durch Versprechungen von meinen Feinden dazu verleitet — warum sollten Witwe und Sohn des Ermordeten mir in ihrem Schmerze nicht Unrecht thun?

Aber Ihr waret Freunde gewesen. Wie kann man einen ehemaligen Freund einem Mörder als Opfer bezeichnen! rief der Prinz.

Alte Freundschaft kann der schlimmste Haß werden, erwiederte Coligny schwermüthig. Ihr werdet das noch erfahren — oder nein, möget Ihr nie erfahren, was es heiße, eines Freundes Feind werden.

Heinrich von Béarn bestand darauf, den

verehrten Mann zu entschuldigen. Ihr waret nicht Schuld an dieser Feindschaft, sprach er überzeugt und eifrig.

Ebenso viel, wie Guise. Er that nur, was ich that. Er wollte die Ehre der Schlacht von Renti haben, das wollte ich auch. Er wurde hitzig, ich auch. Er haßte mich von der Stunde an, ich haßte ihn. Glaubt mir, ich bin am Ehrgeize krank gewesen, so gut wie Einer, und es hat der schweren Prüfungen bedurft, die ich ertragen, um mich einsehen zu machen, daß der Mensch für sich selbst Nichts und Gott allein Alles sei, weshalb der Mensch auch immer nur an Gottes Ehre denken sollte und nicht an seine eigene. Darum möchte ich auch jetzt nur nach Flandern, um unsern reinen Glauben zu beschützen und dadurch Gottes Werk zu fördern.

An Euern Beweggründen werden wir wenigstens gewiß nicht zweifeln, sprach der Graf Ludwig. Es fragt sich nur, ob Ihr über-

haupt geneigt seid, in die Vorschläge des Königs einzugehen.

Die Guisen — die Guisen! sprach Johanna halb vor sich hin.

Madame, sagte Biron, gesetzt, daß der Herzog von Guise noch einen Groll gegen Monsieur von Coligny haben, noch trotz ihrer feierlichen Versöhnung ihn für Denjenigen halten sollte, der den Mord seines großen Vaters veranlaßt hätte — glaubt Ihr denn, daß Madame von Nemours ihn einen Verrath begehen lassen würde, sie die Tochter von Madame von Ferrara?

Ja, sprach Coligny, die Mutter bürgt für die Tochter.

Dieses Vertrauen zu Anna d'Este wird nicht zu groß erscheinen, wenn ich sage, daß ihre Mutter, Renée, Herzogin von Ferrara, jüngste Tochter König Ludwig's XII. von Frankreich, eine leidenschaftliche Bekennerin der protestantischen Religion war. Bei Lebzeiten ihres Ge-

mahls dieser Anhänglichkeit wegen harter Behandlung ausgesetzt, hatte sie nach seinem Tode Ferrara verlassen, und in Frankreich auf ihrem Schlosse von Montargis Glaubensschutz gefunden. Dort hatte sie ohne Rücksicht verfolgten Protestanten Schutz gewährt und ihrem Schwiegersohne, Franz von Guise, immer die heftigsten Vorwürfe über sein unduldsames Betragen gemacht. Eine solche Mutter konnte an die Tochter glauben machen, und in der That hatte Anna d'Este sich immer zu anderen Grundsätzen bekannt als ihr Mann. Als nach der Verschwörung von Amboise der ganze Hof der Hinrichtung der Protestanten beiwohnte, welche sich auf das Versprechen der Sicherheit hin ergeben hatten, wurde Anna d'Este allein von diesem Schauspiele furchtbar erschüttert. Unfähig, es länger zu ertragen, verließ sie den Balkon, von welchem aus man es betrachtete, und Katharina von Medici, die ihr folgte,

fand sie in heißen Thränen. Auf die Frage, warum sie weine, antwortete sie: Ach, Madame, wie viele Rache bereitet sich, wie vieles Blut wird fließen! Gott schütze die Prinzen, Eure Söhne, und meine Kinder! Auch als Michael von l'Hôpital, müde in den Wind zu säen und obenein noch angefeindet zu werden, die Kanzlerwürde niederlegte, sprach sie unverholen ihren Kummer darüber aus. Es war also natürlich, daß Coligny an sie glaubte.

Johanna d'Albret hatte allerdings etwas Besonderes gegen sie. Der Herzog von Nemours hatte früher einer Verwandten von ihr, Franziska von Rohan, die Ehe versprochen und dann, trotz des energischen Widerstandes der Königin von Navarra, das Fräulein verlassen, um die verwitwete Herzogin von Guise zu heirathen. Daß er als Mann so gehandelt, begriff Johanna; aber Anna d'Este konnte sie es nicht vergeben, daß diese eine Hand ange-

nommen, auf die eine andere Frau Rechte hatte. Doch ließ sich hieraus nicht auf schlimme Gesinnungen schließen, die sie gegen Coligny hegen sollte, und so begnügte Johanna sich, zu den Lobsprüchen über die Herzogin von Nemours zu schweigen und dann ihren Sohn zu fragen, ob er nicht seine Schwester besuchen wolle.

Heinrich von Béarn, wohl errathend, daß seine Mutter ungestört die ernste Berathung zu beenden wünsche, sagte dem Marschall ein graziöses Lebewohl, rief seinen ernsthaften Vetter und verließ, von diesem gefolgt, das Gemach. Beide junge Prinzen gingen zur Prinzessin Katharina von Navarra. Sie fanden dort die junge Marquise von Isly, Marie von Cleves, die jüngste Schwester der Herzogin von Nevers, die am Hofe Johanna's erzogen worden und jetzt mit Heinrich von Condé verlobt war. Es war ein zartes, blondes Geschöpf, welches dem düstern jungen Manne eine heftige Neigung

eingeflößt hatte, ohne deshalb Gewalt über sein Gemüth gewonnen zu haben. Auch jetzt vermochte ihr lieblicher Gruß nicht, ihn zu erheitern.

Dafür gab Heinrich von Béarn ihn unbarmherzig dem muntern Gespötte seiner Schwester preis, die ebenso lebhaft war, wie Marie von Cleves sanft und schüchtern. Die Prinzessin Katharina lachte hell auf, als ihr Bruder ihr von der neuentdeckten Prophetengabe ihres Vetters erzählte.

Ich wünsche, daß Ihr einst nicht weinen möget, meine schöne Muhme, sprach Heinrich von Condé kalt.

Weinen werde ich gewiß noch, denn das ist unser Aller Loos, antwortete sie. Aber wenigstens will ich nicht im Voraus über meine mögliche künftige Trauer trauern.

Denkt Euch doch unsern Vetter mit diesem Gesichte am Hofe unter den schönen und leicht-

fertigen Damen, meine Schwester, rief der Prinz von Béarn. Was meint Ihr, enthält nicht der strafende Ausdruck seines Auges schon eine ganze Bußpredigt? Und wenn er erst anfängt zu sprechen! Sämmtliche schöne Sünderinnen werden sich bekehren.

Ich fürchte, die Sünde wird ihnen süßer sein als die Buße, sprach der Prinz von Condé, ohne verletzt über den Spott zu scheinen, während Marie von Cleves mit sichtlichem Misvergnügen zuhörte.

Da warst du einmal ein wahrer Prophet, sprach lächelnd Heinrich von Béarn. Aber sage mir, glaubst du, daß meine Mutter den Heirathsvorschlag annimmt?

Ich hoffe es nicht.

Das weiß ich. Du bist viel zu eifersüchtig, um deine Frau an einen Hof bringen zu wollen, wo man weiß, was Schönheit ist. Auch frage

ich dich nicht, was du hoffst, sondern was du glaubst.

Daß deine Mutter nie einwilligt, so lange sie noch die Hoffnung hegen darf, dich von der Königin von England als Gemahl angenommen zu sehen.

Und du wünschest mir wol weit eher die ehrwürdige Königin, als die schöne Prinzessin zur Frau.

Das brauche ich nicht erst zu sagen.

Danke, mein Lieber, sagte Heinrich von Béarn halb verdrießlich, halb lachend. Du bist sehr gütig. In meinen Jahren eine alte Frau, die nicht einmal hübsche Hofdamen hat — das ist gar nicht so leicht, wie du denkst.

Fünftes Kapitel.

Johanna d'Albret war trotz der mehrfachen Unterredungen mit dem Marschall noch zu keinem Entschlusse über die Heirath gekommen; sie wollte vorher noch weitere Rathschläge darüber einholen. Dagegen entschloß Ludwig von Nassau sich, den wiederholten Einladungen des Königs Folge zu leisten und heimlich an den Hof zu reisen, um mit eigenen Augen zu erforschen, ob Aufrichtigkeit vorhanden sei, oder nicht. Ihn begleiteten die Herren von La Noue, Argent-lieu, und Teligny, welchem der Admiral zu derselben Zeit, wo er selbst sich in zweiter Ehe mit

Jaqueline von Montbel, Tochter des Grafen d'Antremont, vermählte, seine älteste Tochter Louise zur Frau gegeben hatte. Offen, um im Namen der Protestanten von Rouen um Gerechtigkeit zu bitten, sandte der Admiral Franz von Briquemaut und Arnold von Cavagnes, Parlamentsrath aus Toulouse, an den Hof, der sich nach mancherlei kleinen Reisen damals gerade zu Fontenay in Brie befand. Der Graf Ludwig und seine Begleiter gingen unterdessen auf das Schloß von Lumigny, welches ungefähr eine Stunde von Fontenay entfernt lag. Dort erwartete der Graf den König, den Briquemaut von ihrer Ankunft benachrichtigt hatte, sechs Tage lang, während die andern drei Herren häufig den Hof besuchten. Karl behandelte sowol sie, wie die Abgesandten sehr huldreich, versprach diesen die strengste Gerechtigkeit und kam am siebenten Tage mit der Königin-Mutter nach Lumigny. Er hatte nur die Marschälle

von Montmorency und d'Amville bei sich, Katharina von Medici nur Madame von Montmorency. Diese ausgenommen, vereinigten Alle sich zu einem improvisirten geheimen Rathe, in welchem so viel und so ernstlich über den Krieg von Flandern gesprochen wurde, als läge dem Könige Nichts mehr am Herzen als dieser. Der Graf von Nassau, der gekommen war, um jede Täuschung zu entlarven, ließ sich, und zwar noch mehr vom Könige als von der Königin-Mutter so gut täuschen, daß er versprach, seinem Bruder, Wilhelm von Oranien, der eben in Deutschland war und dort die vortheilhaftesten Anerbietungen von Philipp II. erhalten hatte, von Annahme derselben dringendst abzurathen, da der Beistand Frankreichs den Niederlanden die Erkämpfung ihrer völligen Unabhängigkeit leicht machen müsse. Teligny seinerseits versprach dem Könige, der gegen ihn besonders freundlich gewesen war und selbst ge-

heime Gespräche mit ihm gehabt hatte, daß er Alles thun wolle, um seinen Schwiegervater zu einem Besuche am Hofe zu bewegen. Karl, zufrieden mit ihren Versicherungen und seiner Kunst, frühstückte in rauher guter Laune mit ihnen, trieb sich dann noch etwas im Schlosse herum und tödtete, knabenhaft grausam, wie er in allen seinen Vergnügungen war, mit Stockschlägen mehre Kaninchen, die in einer Kaninchenhöhle gezogen wurden. Darauf kehrte er mit Katharina von Medici und den Marschällen nach Fontenay zurück.

Auch Ludwig von Nassau und seine Begleiter beeilten ihre Rückkehr nach La Rochelle, und mit dem verhängnißvollen Zutrauen, welches Karl ihnen eingeflößt, drangen sie in den Admiral, an den Hof zu gehen.

Es ist nicht möglich, daß der König sich so verstellen könnte, sprach der Graf. Dazu gehört Kunst, und deren ist er nicht fähig. Im Grunde

ist er immer noch ein Knabe, dessen größtes Vergnügen darin besteht, seine Jagdhunde zu füttern, das Horn zu blasen, oder Hufeisen zu schmieden. Denkt euch, sogar falsche Münzen hat er gemacht und sie, da sie ihm gut gelungen waren, mit ausnehmender Freude dem Cardinal von Lothringen gezeigt. Dieser sagte: Es ist Euer Glück, Sire, daß Ihr selbst Euch begnadigen könnt. Ein anderes Mal, da er von einer Bande junger Gaudiebe gehört hatte, die ihr Geschäft mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geschicklichkeit trieben, ließ er sich dieselbe kommen und befahl ihr, während des Abendessens seine Gäste auszuplündern. Das geschah denn in größter Stille und mit bestem Erfolge, und er war glückselig über die langen Gesichter der Beraubten und entließ die kleinen Schelme mit reicher Belohnung. Das sind doch Kindereien, und der Mann, der ihrer fähig ist, kann nicht zugleich zum Verrathe geschickt sein.

Dringender noch redete Teligny seinem Schwiegervater zu. Glaubt mir, sprach er, der König ist nicht so, wie der Graf Ludwig ihn schildert; er ist mehr, weit mehr, als man glaubt und ihm zutraut. Die Vormundschaft seiner Mutter drückt ihn; der Ruhm, den sein Bruder d'Anjou geerntet, während er noch gar Nichts gethan, macht ihn eifersüchtig; er schämt sich seiner Thatenlosigkeit. Das Alles vertraute er mir allein an. Er bedarf nur eines Beispieles, eines väterlichen Freundes, und er wird erwachen, und aus einem Knaben ein König werden. Dieses Beispiel müßt Ihr ihm geben, mein Vater; dieser Freund müßt Ihr sein. Wer versteht es so gut wie Ihr, zu Thaten anzufeuern und edle Gesinnungen einzuflößen. Gaubt mir, mein Vater, Ihr müßt an den Hof. Das ist der größte Dienst, den Ihr Frankreich leisten könnt, ihm einen seiner würdigen König zu geben. Daß Euere Sicher-

heit nicht gefährdet ist, glaube ich ebenso fest, wie der Graf Ludwig, wenn auch nicht aus denselben Gründen. Der König ist zur Verstellung ungeschickt, nicht weil er noch kindisch, sondern weil er zu rauh, zu geradezu, ja zu grob ist. Verrätherei spricht nicht in Flüchen und mit lauter Stimme; sie hat ein höfliches Lächeln und redet leise.

Der Glaube, die Grobheit eines Menschen bürge für seine Ehrlichkeit, ist so allgemein, daß Coligny fand, sein Schwiegersohn schließe ganz richtig. Umsonst warnten und flehten Frau und Tochter; umsonst sprach Johanna ihre Bedenklichkeiten aus — Coligny beschloß an den Hof zu gehen.

Hier berathschlagte man unterdessen, wie man die protestantischen Herren, die, wie man hoffte, sich, sobald die Vermählung bestimmt wäre, recht zahlreich einfinden würden, am besten in die ihnen bereitete Falle locken könne.

Mancherlei Vorschläge wurden gethan und verworfen; alle schienen nicht Sicherheit genug zu bieten. Endlich kam der Kanzler von Birague auf einen Gedanken, der Beifall fand. Es sollte unter den Lustbarkeiten der Vermählung die Belagerung einer eigens dazu erbauten Festung stattfinden — ein Vergnügen, welches zu den auserlesenen gezählt wurde. Die protestantischen Herren konnten dieselbe angreifen oder vertheidigen müssen, und in beiden Fällen konnte aus dem ritterlichen Spiele von den Katholiken blutiger Ernst gemacht werden.

Man wollte sich nämlich nicht mit dem Lachskopfe allein begnügen, sondern zu gleicher Zeit noch einige hundert Frösche fangen. Sie konnten, wenn man sie am Leben ließ, wenigstens quaken wollen.

Den Theilnehmern an diesen geheimen Berathungen war natürlich das tiefste Schweigen auferlegt. Auch schien jede Zunge wie durch

einen Zauber gebunden, nur die des Herzogs d'Anjou ließ gegen Lignerolles in einer unbesonnenen Minute das Geheimniß entschlüpfen.

Kaum waren die gefährlichen Worte gesprochen, so bedrohte d'Anjou seinen Günstling bei Leben und Tod, besser zu schweigen, als er selbst gethan. Lignerolles, der sich äußerst geschmeichelt fühlte, gelobte Alles und war ebenso schwach, wie sein Herr.

Immer noch warteten die von Rouen umsonst auf die ihnen verheißene Gerechtigkeit. Briquemaut ging den König immer und immer wieder darum an, und da er fortwährend mit hohlen Worten hingehalten wurde, wagte er eines Tages, dringender darauf anzutragen. Karl seinerseits äußerte sich gelangweilt und heftig. Da sprach Briquemaut ehrfurchtsvoll, aber bestimmt: Sire, ich muß Ew. Majestät bemerken, daß Ihr um Eurer selbst willen das Gesuch meiner Brüder zu Rouen gewähren

müßt. Denn bleiben dergleichen Verletzungen Eures Edictes unbestraft, so ist das Ergebniß davon nothwendigerweise, daß die Katholiken im ganzen Reiche immer feindlicher sich beweisen und so die Reformirten endlich nöthigen werden, abermals die Waffen zu ergreifen, um sich selbst Recht zu verschaffen. — Das wäre ein neuer Krieg, sprach Karl finster. Allerdings, Sire, erwiederte der furchtlose Mann, und Ew. Majestät weiß, leider, aus Erfahrung, was das heißt. — Es ist gut, sagte Karl; ich gebe Euch mein Wort, Ihr sollt Gerechtigkeit erhalten.

Der König hatte sich übernatürliche Gewalt angethan, um nicht Briquemaut gegenüber auszubrechen. Als dieser sich empfohlen, gab er sich einer schrankenlosen Wuth hin. Bleich, mit rollenden Augen, stürzte er im Zimmer auf und ab und stieß die wildesten Verwünschungen gegen die verfluchten Hugenotten aus.

So fand ihn Lignerolles, der mit einem

Auftrage d'Anjou's ankam. Natürlich, daß Lignerolles zu fragen wagte — natürlich, daß Karl seinen Zorn ausströmen und sich von diesem sogar bis zu Drohungen gegen die Reformirten hinreißen ließ.

Lignerolles vermochte der Lockung nicht zu widerstehen, sich als Eingeweihten zu zeigen. Könnten Ew. Majestät nicht lieber warten, bis die Festung erbaut worden? fragte er gedämpft.

Welche Festung meint Ihr? fragte Karl, mit einem furchtbaren Ausdruck des Argwohns.

Lignerolles kannte diesen Blick. Ew. Majestät, stammelte er —

Ich frage Euch, welche Festung Ihr meint.

Die, welche Ew. Majestät zur Vermählungsfeier des Prinzen von Béarn mit Madame Eurer Schwester errichten zu lassen gedenken, antwortete Lignerolles todtenbleich.

Es ist gut. Geht.

Karl ließ augenblicklich die Königin-Mutter rufen. Katharina von Medici lächelte statt aller Antwort, als er sie fragte, ob es ihr nicht möglich gewesen wäre, zu schweigen.

Jetzt wurde der Graf von Retz herbeigeholt. Du kleiner Schuft, bei Gottes Blut, fuhr Karl ihn an, ich habe dich zu groß gemacht, du Lumpenkerl; aber ich werde dich so klein machen, daß man dich auf Erden nicht mehr sehen soll. Du Knabenschänder, verräthst meine Geheimnisse.

Albert von Gondi, nicht gerade sehr von dieser schmeichelhaften Sprache erbaut, bat um die einzige Gnade, daß man ihn mit seinem Fehltritt bekannt machen möge.

Unter weitern, gleich wohlklingenden Flüchen erfüllte Karl seine demüthige Bitte. Albert von Gondi beschwor den König, ihn hängen zu lassen, wenn er dem unseligen Lignerolles eine Silbe verrathen.

Jetzt kam die Reihe an den Herzog d'Anjou. Da Läugnen nichts geholfen hätte, gestand er und bat um Verzeihung.

Euer Günstling kann nicht leben, sprach Karl rauh.

Ich sehe es ein, er muß sterben, erwiederte d'Anjou geschmeidig. Auch Katharina von Medici sagte das mit Kaltblütigkeit.

Das war abgemacht; nun galt es die Ausführung. Der Mord mußte wie ein zufälliger erscheinen.

Am sichersten konnte der König sich hinter eine Privatrache verbergen, und die war glücklicherweise auch zur Hand. Georg Villequier, Graf von la Guerche, hatte kürzlich einen Streit mit Lignerolles gehabt. Der König schickte seinen Bruder d'Angoulême zu ihm und ließ ihm sagen: er sei ein Feigling, wenn er sich nicht an seinem Feinde räche. Villequier ließ sich aufreden, und suchte, von sieben Edelleuten be-

gleitet, Lignerolles zu begegnen, aber er war nicht besonders muthig und wagte daher, als er seinen Gegner fand, keinen Angriff. Jetzt ließ Karl ihn rufen, warf ihm seine Feigheit in erniedrigenden Ausdrücken vor und verbot ihm, je wieder vor ihm zu erscheinen, wenn er nicht Lignerolles noch am nächsten Tage tödtete. Er schenkte dem jungen Manne eine vortreffliche Klinge, und befahl dem Chevalier d'Angoulême, ihm abermals sieben Edelleute auszusuchen und ihnen zu sagen, der König befehle, daß sie Lignerolles niedermachen hälfen. Demzufolge wurde der unglückliche Edelmann, der schon die Hoffnung gefaßt hatte, Karl könnte ihm verzeihen, am nächsten Tage auf der Jagd, während der König und d'Anjou vorausssprengten, von seinen Mördern eingeschlossen. Villequier führte den ersten Streich; Lignerolles wollte entfliehen, da sprengte der Graf von Mannsfeld ihm in den Weg, und stieß ihm den Degen

durch den Leib. Sein Schweigen war jetzt gesichert. Die Mörder wurden nach einer scheinbaren Untersuchung auf Fürbitte des Großpriors freigelassen.

Das geschah zu Bourgueil in Anjou. Im August 1571 nahm der Hof seinen Aufenthalt zu Blois und der Admiral kam mit einem Gefolge von funfzig Edelleuten. Die Freude war groß, als käme ein Vater zu seinem Sohne. Auch nannte Karl den Admiral so. Wir haben Euch endlich, mein Vater, rief er, den Greis umarmend; jetzt lassen wir Euch nicht mehr los.

Coligny war gerührt und faßte volles Vertrauen zu seinem jungen Könige. Dieser schenkte ihm funfzigtausend Franken und überließ ihm für ein Jahr die Einkünfte sämmtlicher Pfründen, welche Odet von Châtillon, der plötzlich gestorben war, als er sich eben von England aus einschiffen wollte, vor seinem Abfalle von Rom besessen hatte. Ebenso erhielt Coligny die

Vormundschaft über die Kinder seines Bruders d'Andelot, und jede Verwendung von ihm zu Gunsten seiner Glaubensgenossen wurde augenblicklich angenommen.

Die einzige Bitte, die Karl nicht gleich gewährte, war die, welche er um Zurückberufung des großen l'Hôpital that. Man hat gegen diesen würdigen Greis von Seiten der Katholiken noch zu viel Mistrauen, sagte Karl; laßt sie erst daran gewöhnt sein, in euch fortan Brüder zu sehen.

Am Abend desselben Tages äußerte er gegen seine Mutter: Ich locke sie, wie der Vogelsteller die Vögel.

Das konnte nun freilich die katholische Partei nicht ahnen. Unruhe und Unmuth regten sich mit dumpfem Murren in ihr, und den Freunden an den Höfen zu Madrid und Rom wurden die unwillkommenen Neuigkeiten geschrieben.

Die Guisen hatten den Hof verlassen, noch ehe der Admiral angekommen war. Der Marschall von Montmorency ging jetzt mit Vollmacht vom Könige nach Rouen, um die Aufrührer streng zu bestrafen, welche den Frieden, den Karl emphatisch den seinigen nannte, unterbrochen hatten. Da sie Alle vorher gewarnt waren und sich auf die Flucht begeben hatten, kam aus der Sendung des Marschalls wenig heraus; indessen sie hatte doch den Anschein strenger Gerechtigkeit.

Coligny bedurfte es so, sich im Vertrauen von dem Mistrauen, im Frieden von der Feindseligkeit der letzten schweren Zeiten auszuruhen, es war ihm ein so süßes Gefühl, wieder von ganzem Herzen loyal sein zu können, daß er sich seinem jungen Monarchen unbedingt hingab.

In Verzweiflung über seine Ankunft, über die Gunst, in welcher er stand, war Margarethe.

Ihr werdet sehen, jetzt kommt auch bald

der Prinz von Béarn, sprach sie, die Hände ringend, eines Tages, als ein Fest in den Gärten war, zu der Königin.

Auch ich glaube es, sprach Elisabeth traurig und mitleidig.

Und dann werde ich zu der verhaßten Heirath gezwungen werden.

Meine Schwester, ohne den heiligen Willen Gottes geschieht nichts. Daran denkt und suchet Euch in Ergebung zu fassen.

Ergebung ist freiwillig; wo Tyrannei ist, kann nicht von Ergebung die Rede sein, nur von sklavischem Gehorsam. Und was den Willen Gottes betrifft — glaubt Ihr, es sei Gott wohlgefällig, wenn ein armes Mädchen aufgeopfert wird?

Meine Schwester, die Königin, Eure Mutter, und der König, mein Mann, lieben Euch zu sehr, um etwas Anderes zu wünschen, als Euer Glück.

O ja, gewiß, antwortete Margarethe bitter. Mein Glück? Es ist mein Tod, den sie wollen.

Nicht doch, meine Schwester. O, daß doch Gott Eurem armen Herzen seinen Frieden schickte! Ich bete so viel für Euch.

Ja, Ihr seid gut, sprach die Prinzessin und große Thränen flossen langsam aus ihren Augen, deren Glanz jetzt sehr ermattet war. Aber Ihr seid es auch nur allein.

Sie legte den Kopf schwer und müde an die Schulter der jungen, zarten Königin, die wie ein Engel auf sie herabblickte. Als Elisabeth sah, wie leidend das ganze, schöne Antlitz ihrer Schwägerin geworden war, lösten auch aus ihren sanften, blauen Augen sich Thränen und fielen kühl und lind auf die heißen, geschlossenen Augenlider Margarethens.

Ja, weint um mich, sprach Margarethe, mit unendlicher Entmuthigung in Elisabeth's klares

Gesicht aufblickend; Eure Thränen thun mir gut. O, ich bin furchtbar unglücklich.

Betet zu Gott.

Ich kann nicht. Meine Lippen bewegen sich, mein Herz bleibt stumm.

Aber, meine Schwester, könnt Ihr Euch denn nicht die Möglichkeit denken, mit dem Prinzen von Béarn glücklich zu werden? Ihr kennt ihn nicht; als Ihr ihn bei der Reise von Bayonne gesehen, war er noch ein Knabe, jetzt ist er ein Jüngling geworden. Nach Allem, was man über ihn hört, ist er gut, angenehm, gefällig von Äußerem —

Und ein Ketzer.

Den Ihr vielleicht in den Schoos der wahren Kirche zurückführen könnt. Daran habt Ihr wol noch nie gedacht! Und doch wäre es eine heilige und schöne Bestimmung.

Deren bin ich nicht würdig.

Ihr habt nur zu wollen und Ihr seid es.

O meine Schwester, hoffet, glaubet, betet. Gott erhört ja alle Bitten — warum sollte er uns nicht hören, wenn wir vereinigt zu ihm um die Bekehrung des Euch bestimmten Gemahls flehen. O, ich möchte Euch so gern wieder lächeln, so gern glücklich sehen.

Und Ihr selbst seid es nicht, sprach Margarethe, durch die Bewunderung dieses himmlischen Gemüthes aus den Gedanken an ihr eigenes Leiden herausgerissen.

Ich? stammelte Elisabeth. Eine glühende Röthe bedeckte ihre weiße Stirn; es schien, als sei sie sich einer schweren Schuld bewußt.

Lügt nicht, sprach die Prinzessin, die sich aufgerichtet hatte, und nahm mit tiefer Zärtlichkeit die beiden zarten Hände der Königin. Ich weiß Alles und lange vor Euch wußte ich es. Ihr braucht nicht zu lügen und auch nicht zu erröthen. Ihr seid ohne Schuld, meine ich.

Ist es nicht eine, fragte schüchtern Elisabeth, meinen Gatten und Herrn bisweilen in meinem Herzen anzuklagen?

O armer Engel, sprach Margarethe mit melancholischer Bewunderung, du leidest und klagest nicht. Dir geschieht Unrecht und du glaubst, welches zu haben. Mit welchem Wohlgefallen muß Gott auf dich herunterblicken.

Die Empfindung für Poesie, welche bei Margarethen bis in das Alter vorherrschend war, füllte in diesem Augenblick ihr ganzes Inneres und auf ihrem Antlitz erschien eine wahrhaft wundervolle Schönheit.

Leise weinend, wie ein Kind, antwortete Elisabeth: Ich darf mich nicht beklagen; der König ist Herr und sie soll sehr schön sein. Aber ich wäre viel glücklicher gewesen, wenn Karl mich geliebt hätte, wie ich ihn.

Er liebt Euch auch gewiß, sprach Margarethe mit Wärme. Wer sollte Euch nicht lieben?

Der König, sagte Elisabeth naiv in ihrer Traurigkeit. Und nicht wahr, das ist bitter — lieben und nicht wieder geliebt werden. Ihr könnt es Euch denken?

Ja, ich kann es mir denken, antwortete Margarethe mit einem Lächeln, welches einem Menschenkenner in das Herz geschnitten hätte, so fein schmerzlich war es.

Es näherten sich jetzt mehre Damen und Herren. Die Gärten begannen sich farbig zu erleuchten.

Margarethe hatte in diesem halben Jahre des verhehlten Leidens schon an Macht über sich gewonnen; sie begrüßte freundlich die Nahenden und scherzte mit den Damen. Aber das Auge d'Antraguet's konnte sie nicht täuschen. Dieser junge Mann liebte sie zu sehr und war zu wahnsinnig unglücklich darüber, daß er sie leiden sah. Er las auf ihrer Stirn jeden dunklen Gedanken, erspähte in ihren Augen

die Spur jeder Thräne. Ihn konnte sie nicht täuschen.

Auch jetzt, als sie im magischen Wechsel der Blätternacht und der Lampenfarben hinwandelten, murmelte er leise in ihr Ohr: Ihr habt wieder geweint, Madame.

Margarethe blickte ihn erstaunt mit schneller Bewegung von der Seite an. Es kam eine seltsame Beruhigung über sie, als sie es so deutlich hörte, daß ihr nahe ein Herz schlage, welches ihr Leid in sich trüge, als wäre es sein eigenes. Aber sie schwieg.

Ihr zürnt mir, Madame? fragte d'Antraguet.

Nein, antwortete sie sanft. Leise, allmälig nahmen ihre Schritte ab. Erst blieb sie hinter Elisabeth, dann hinter den übrigen Damen etwas zurück.

Ich will Euch im Gegentheile danken, Monsieur d'Antraguet, sprach sie nun, so leise, daß nur ein Liebender die hingehauchte Stimme

auffangen konnte — so melodisch, daß es war, als klänge ferne Musik. Alles Blut strömte d'Antraguet zum Herzen und er vermochte nicht zu antworten.

Margarethe blickte ihn bezaubernd an. Ich muß doch schön sein, dachte sie, wie könnte er mich sonst so lieben? Er hat doch nur Qual davon, denn ich kann ihm nie gehören; und doch liebt er fort, und wie! Die Sprache versagt ihm — es ist, als sollte er ohnmächtig werden — er scheint nur noch zu athmen, um seine Augen auf mich zu richten. Ja, ich muß schön sein.

Dieses Selbstgespräch entwickelte in Margarethen zuerst eine neue Seite der Weiblichkeit. Die Koketterie trat hervor; das Selbstbewußtsein war erwacht; der Wunsch, es anzuwenden, folgte diesem Erwachen, und es war die erste Anwendung, daß Margarethe den armen d'Antraguet immer noch mit jenem magi-

schen Blicke ansah. Und diese Minute war der Anfang ihres Sinkens. Denn ein Mädchen kann mit allen Männern spielen, so lange es noch nicht weiß, was Liebe ist; dann hat es von dem Leben des Herzens ebenso gut noch kein Gewissen, wie keinen Begriff, und kann so unschuldig sündigen, wie die junge, spielende Schlange beißt. Aber wenn ein Weib, das schon geliebt, zum ersten Male das Spiel mit Blick und Lächeln versucht, welches verlockt und betrügt, dann hat es gleichsam Hand an sein tiefstes Selbst gelegt und das Mysterium ist entheiligt.

Margarethe war jedoch noch zu unverdorben, zu natürlich und zu leidenschaftlich, als daß ihr das Spiel hätte gelingen sollen. Es war noch nicht eine volle Minute vergangen, als sie bereits das tiefste Mitleid mit d'Antraguet fühlte und ihm ernstlich und mit veränderten Blicke sagte: Monsieur d'Antraguet, für

Eure Ergebenheit, die ich schon oft in Euren Augen gelesen, will ich Euch einen Rath geben, den ich theuer erkauft habe: liebt nie, wo Liebe Unheil ist.

Das heißt, ich soll Euch nicht lieben, murmelte d'Antraguet erstickt.

Nein, denn es kann nur Euer Unglück sein.

Und wenn es mein Tod wäre, sprach er trotzig.

Sie sah ihn wieder mit jenem Blicke an, der sein Inneres zerschmolz. Ich will nicht, daß Ihr sterbet — ich will, daß Ihr lebet und lange lebet, damit ich immer einen treuen Freund habe.

Madame — stammelte er.

Glaubt mir, fuhr sie mit einer Verschmelzung von Würde und Sanftmuth fort, die hinreißend war, glaubt mir, ich bedarf der Freunde, so groß ich auch geboren bin. Ihr habt recht, daß ich jetzt wieder geweint — o,

ich weine oft, sehr oft! setzte sie mit einem großen Aufblicke der herrlichen Augen hinzu; und Gott allein sieht meine Thränen.

Und ich — ich möchte sie trinken.

Das weiß ich, d'Antraguet, und darum sollt Ihr leben. Seht, es ist sehr, sehr süß für ein armes Geschöpf wie ich, das verlassen ist, obwol es eine Mutter und große Brüder hat, es ist süß, sage ich Euch, zu wissen, daß ein treues Herz mit ihm leidet. Seht Ihr, wenn ich weine, da wißt Ihr es, ohne daß ich es Euch zu sagen brauche, und — sie sah ihn wie seine Herrscherin an — Ihr gäbt Euer Blut, damit ich nicht weinen möchte.

Ja, o ja!

Und wenn ich in der Nacht wache und bete, weil mir todtbange und Gott allein gnädig ist, da weiß ich, daß Ihr oft auch wachet und vielleicht auch betet für mich.

Nein, Madame, bis jetzt habe ich Euch nur

geliebt, doch von nun an will ich auch für Euch beten. O, daß ich Euch alles Heil erbeten könnte!

Und wenn ich von hier scheiden werde — denn, zweifelt nicht daran, ich werde dem ketzerischen Prinzen übergeben werden und das heißt mich vom Hofe verbannen — dann weiß ich, daß mich das beste Theil Eurer selbst begleitet.

Meine ganze Seele, denn Ihr seid mein Himmel.

Seht, wie Ihr mich liebt, sagte sie scherzend und bewegt zugleich. Und Ihr wolltet nicht leben?

Ich will es! rief er und sank vor ihr nieder. Aber Ihr werdet manchmal einen Blick auf mich fallen lassen.

Ja wol, sagte sie mit so köstlicher Grazie, daß die beiden Worte ihn berauschten.

Manchmal daran denken, wie sehr ich Euer Diener bin?

Immer; und immer Euch danken. Steht auf, mein Ritter.

Ich bin selig! rief er und sprang empor. Leise wandelte sie schon vor ihm dahin und mischte sich, als wäre nichts vorgefallen, wieder in das allgemeine Gespräch. Ihre Haltung war erhabener, ihr Blick leuchtender, als seit langer Zeit. Es ist wundersam, was das Bewußtsein thut, eine geistvolle Liebesscene halb gespielt und halb angehört zu haben.

Coligny fühlte sich, trotz aller Güte, doch allmälig vom Geräusche des Hofes etwas ermüdet und sehnte sich in sein stilles Familienleben zurück. Liebenswürdig wie immer, obgleich nicht ohne viele Ausdrücke des Bedauerns, ertheilte Karl ihm die Erlaubniß, sich auf sein Schloß von Châtillon sur Loing zurückzuziehen, und bald darauf auch die, sich Garden zu halten, um welche Gunst der Admiral bat, weil der Herzog von Guise mit großem Gefolge nach Paris

gekommen war, und Coligny's Familie mit Bitten, sich zu sichern, nicht von ihm abließ. Karl schrieb bei dieser Gelegenheit eigenhändig die herzlichsten Briefe an den Admiral.

Im November abermals an den Hof berufen, fand Coligny dieselbe Aufnahme, wie das erste Mal. Er schrieb nun an Johanna d'Albret und suchte sie zu der Reise an den Hof zu bewegen. An den Grafen Ludwig schrieb er gleichfalls, dieser wieder an den Prinzen von Oranien, und so waren denn die Protestanten und der König gegenseitig aufrichtig zufrieden miteinander.

Johanna hatte unterdessen hier und da um Rath gefragt und, wie es denn zu gehen pflegt, so viele verschiedene Antworten erhalten, daß sie in noch weit größere Verwirrung gerieth. Einige riethen zu und Andere ab; Diese fürchteten Dies und Jene Das; Keiner sagte entschieden Ja oder Nein. Coligny's Zureden gab

zuletzt den Ausschlag und Johanna entschied sich, wenn auch immer noch mit schwerem Herzen, für die Heirath und die Reise an den Hof.

Die Ahnung drückte ihr Herz am meisten: sie würde den Sohn moralisch verlieren. Jetzt war er seinen Grundsätzen und seinem Herzen nach ihr eigen; einmal am Hofe konnte sie kaum hoffen, daß es so zwischen ihm und ihr bleiben würde. Die schöne, junge Frau, die ränkegeübte Königin-Mutter, die tausendfache Verführung des Hofes, welche man gewissermaßen mit der Luft dort einathmete, und endlich das Naturell Heinrich's sebst, welches sie nur zu wol erkannte — Alles machte sie zittern, am meisten dieses letzte. Denn schon zog es den jungen Prinzen mit geheimer Gewalt zu jenen Scenen des Vergnügens und der Verführung hin, von denen ihm sein Aufenthalt zu Bayonne — eine der Glanzzeiten des Hofes — eine nur zu lebhafte Erinnerung zurückgelassen hatte. Natür-

lich, seine ganze Anlage befähigte ihn zum vollen Genusse des Lebens und bisher hatte er noch nichts davon genossen. Die Mutter, die Zeit, das Geschick, die Umgebung, Alles war zu ernst, um es ihm zu erlauben. Zu La Rochelle lebte man nicht; man dachte, man bereitete sich täglich auf Alles vor, man hatte noch vergangene Leiden zu überwinden, mit einem Worte: leben hieß da Pflichten haben und erfüllen und nicht aus vollen Bechern trinken und über der Erde den Himmel vergessen.

Aber Heinrich von Béarn dürstete nach vollen Bechern und vollen Lippen, und die Erde war ihm weit lieber, als der Himmel. Das ahnte Johanna, ja sie wußte es fast gewiß; und doch bot sie die Hand dazu, um ihn an den Hof Katharinens und zu Margarethen von Valois zu führen? Die Wahrheit ist: sie war sich ihrer nicht bewußt, aber die Wahrheit war es: die stärkste Frau ist als zärtliche Mutter

schwach, wenn es die geheime Neigung des Lieblings gilt.

Auch Katharina von Medici arbeitete mitten unter ihren übrigen Plänen für ihren Liebling, Heinrich d'Anjou. Da es ihr sehr unsicher schien, ob Elisabeth von England ihn zum Gemahle nehmen würde oder nicht, warf sie ihre Augen auf Polen, wo bald eine Königswahl geschehen mußte, da der letzte der Jagellonen dem Tode nahe war. Ihm sollte, das wünschte sie, Heinrich d'Anjou folgen, theils damit die Prophezeiung, welche ihr gemacht worden, alle ihre Söhne würden Kronen tragen, sich erfülle, theils um ihn der immer wachsenden Eifersucht Karl's zu entziehen. Katharina hatte über diesen viele, aber nicht volle Gewalt; immer schwebte sie in Ungewißheit, ob nicht seine wilde Natur sich plötzlich umkehren und dann als erstes Opfer den gehaßten Bruder erfassen könnte. Dieser Gefahr den

Lieblingssohn zu entziehen, wollte sie ihn, seiner Neigung und dem eigenen Herzen entgegen, entfernen, und so geschahen schon jetzt die einleitenden Schritte in Polen.

Unterdeß hatte die Nachricht, daß die Königin von Navarra endlich eingewilligt, den König von Spanien und den Papst, besonders diesen letzten, in nicht geringe Bewegung versetzt. Pius V. meinte es mit seinem Glaubenseifer wirklich ernstlich und die häusliche Niederlassung der Ketzer am Hofe von Frankreich dünkte ihm ein gottloser Greuel. Deswegen sandte er eiligst seinen Neffen, den Cardinal Alessandrino, als seinen Legaten nach Frankreich, um wo möglich noch die ihm verhaßte Heirath durch die früher schon vorgeschlagene zu hintertreiben, zu welcher Dom Sebastian von Portugal trotz der frühern Zurückweisung von Frankreich sich als gehorsamen Sohn der Kirche immer noch bereit erklärte.

Johanna hatte unter anderen Vorbereitungen zur Reise auch an Franz von Bethune, Baron von Rosny, geschrieben, um um seine Begleitung zu bitten. Er kam augenblicklich nach Vendôme, wo sie sich eben aufhielt, und brachte seinen Sohn Maximilian mit, den er dem Prinzen von Béarn mit der Bitte vorstellte, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Heinrich umarmte den Jüngling, der eigentlich noch so gut wie ein Knabe war und sogleich die lebhafteste Anhänglichkeit für ihn faßte. Der Baron seinerseits war sowol der Königin von Navarra, wie der protestantischen Sache gleich ergeben und that, da er dem Hofe durchaus nicht trauen mochte, alles Mögliche, um Johanna noch von ihrer Absicht abzubringen. Das war der letzte Kampf, den die arme Mutter bestand; die Vorstellungen ihres Kanzlers Francourt und ihrer übrigen Räthe siegten abermals über ihr inneres Gefühl und die

Reise blieb beschlossen. Der Baron von Rosny versprach, zur Hochzeit zu kommen, nur bat er um Urlaub, um seine Vorbereitungen mit möglichster Pracht zu treffen. Und noch um etwas bat er: die Königin möge nicht zugeben, daß die Hochzeit in Paris sei. Wird sie dort gefeiert, sprach er, könnten die Livréen leicht roth sein. Maximilian sollte die Königin begleiten, während Heinrich einstweilen nach Béarn ging. In seinem Gouvernement von Guyenne war er nichts weniger als gut aufgenommen worden.

Unterwegs traf Johanna mit dem Legaten zusammen, dem Alles daran lag, früher als sie am Hofe einzutreffen. Deshalb nahm er Post und eilte auf den kürzesten Straßen so sehr, daß er seinen Zweck erreichte. Der König nahm ihn fürstlich auf, war auch sogleich bereit, in die Ligue einzutreten, welche der Papst gegen die Türken vorschlug; aber was die Heirath betraf, so wollte er nichts davon wissen,

daß sie rückgängig werden sollte. Sein Wort sei verpfändet, seine Ehre hänge von Erfüllung desselben ab. Dessenungeachtet sei er des Namens des allerchristlichsten Königs, den seine Vorfahren ihm hinterlassen, nicht unwerth, und Alles, was geschehe, habe den Dienst und die Größe der katholischen Religion zum Endzweck. Er bot dem Legaten einen kostbaren Ring als Unterpfand an, daß er immer der gehorsame Sohn des heiligen Stuhles sein werde.

Der Legat wies mit einer tiefen Verbeugung die reiche Gabe von sich. Das Wort Ew. Majestät genügt mir und ich bin glücklich, daß ich es empfangen habe.

Also endete dieser Besuch im Februar 1572. Im März kam Johanna mit großem Gefolge zu Blois an.

Der König empfing sie mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Meine gute Tante, meine

Vielgeliebteste, mein Alles — so nannte er sie. Es war der Freude kein Ende.

Dann fragte er seine Mutter, die immer an seiner Geschicklichkeit gezweifelt hatte: Nun wol, Madame, spiele ich nicht gut meine Rolle?

Ja, erwiederte sie, aber das Ende macht's aus.

Laßt mich nur machen, ich werde sie Euch Alle ins Netz liefern.

Katharina fragte den Marschall von Tavannes, wie sie es machen solle, um Johannen ihre Geheimnisse abzulocken. Macht sie böse, antwortete er, und nehmt Euch in Acht, daß Ihr es nicht werdet.

Johanna hatte eigentlich keine Geheimnisse. Ihr Mistrauen, das sie so schwer in etwas aufgegeben, hatte sie nicht verhehlt, und auch jetzt sah man, daß ihre mütterliche Liebe sich noch ängstigte. Aber Katharina, sich ihrer eigenen heimlichen Gesinnungen bewußt, mußte gleiche bei Johannen annehmen.

Als Margarethe ihrer künftigen Schwiegermutter vorgestellt wurde, ruhte Johannens Auge lange auf dieser bestrickenden Schönheit, die sie noch gefährlicher fand, als das Gerücht und die Warnungen sie gemacht. Die Mutter Heinrich's seufzte -- die Margarethens lächelte triumphirend. Die Prinzessin selbst stand kalt und mit gesenkten Augen da.

Madame, sprach Johanna endlich, Ihr wißt wol nicht, daß Ihr meinem Sohne seit Eurer Kindheit bestimmt worden?

Nein, Madame, antwortete Margarethe, ohne die Augen zu erheben.

Allerdings; und wisset Ihr, von wem?

Nein, Madame.

Von dem Könige, Eurem Vater. Als mein Sohn ihm zuerst vorgestellt wurde, fragte er den Kleinen: Willst du mein Sohn sein? Das Kind deutete auf den König, meinen Mann, und antwortete: Das ist mein Vater. -- Gut,

sprach nun der König, willst du dann mein Schwiegersohn sein?

Und Euer Sohn antwortete: Das will ich, fiel Katharina ein, um die Aufmerksamkeit Johannens von der Prinzessin abzuziehen. Ich erinnere mich dieses kleinen Vorfalles sehr wohl und er kann uns Allen nur höchst angenehm sein.

Katharina suchte nach Möglichkeit, liebenswürdig gegen Johanna zu sein; aber es gelang ihr nicht. Johanna ihrerseits blieb der ränkesüchtigen Italienerin gegenüber auch steif und fremd. Ihre Naturen konnten sich nicht berühren, ohne sich abzustoßen. Ein Brief Johannens an ihren Sohn wird das am besten beweisen.

So schrieb sie:

„Mein Sohn! Ich bin in Kindesnöthen und so schlimm daran, daß ich es nicht aushalten könnte, hätte ich es nicht vorausgesehen. Die Eile, in welcher ich den Überbringer dieses ab-

sende, hindert mich, Euch soviel zu schreiben, wie das erste Mal. Ich habe ihm nur kleine Bemerkungen mitgegeben, nach denen er Euch Alles mittheilen wird. Ich hätte Euch Richardière geschickt, aber er ist zu müde; und so wie die Sachen stehen, könnte es wol sein, daß er bald auf den Überbringer dieses folgte, den ich wegen einer Sache besonders schicke: deswegen, weil ich ganz umgekehrt verhandeln muß, als ich gehofft und man es mir versprochen hatte; denn ich habe gar keine Freiheit, mit dem Könige oder mit Madame zu reden, nur mit der Königin-Mutter, die mich arg behandelt, wie der Überbringer dieses Euch erzählen wird. Was Monsieur betrifft, so behandelt er mich sehr vertraulich, aber, wie Ihr kennt, halb im Scherze, halb mit Verstellung. Was Madame angeht, so sah ich sie immer nur bei der Königin-Mutter, einem unreinen Orte, von wo sie nicht weicht und wankt und nur zu Stun-

den, die mir nicht gelegen sind, auf ihr Zimmer geht. Dann sitzt auch Frau von Curton immer bei ihr, so daß ich kein Wort mit ihr reden kann, welches diese nicht hörte. Ich habe ihr Euern Brief noch nicht gezeigt, aber ich werde es thun. Ich sagte ihr davon; sie ist sehr vorsichtig und antwortet mir immer in allgemeinen Ausdrücken des Gehorsams und der Ehrerbietung gegen mich und Euch, wenn sie Eure Frau sein würde.

Da ich nun sehe, mein Sohn, daß Nichts vorwärts geht, und daß man mich die Geschäfte übereilen und nicht der Ordnung nach abmachen lassen will, habe ich dreimal mit der Königin-Mutter gesprochen, die Nichts thut, als sich über mich lustig machen, und wenn ich fort bin, einem Jeden das Gegentheil von Dem sagt, was ich gesagt habe, so daß meine Freunde mich tadeln und ich nicht weiß, wie ich die Königin Lügen strafen soll. Denn sage ich

ihr: Madame, man spricht, ich habe gegen Euch Dies oder Das geäußert, so leugnet sie es frisch darauf los und lacht mir ins Gesicht, und behandelt mich auf solche Art, daß Ihr wol sagen könnt, meine Geduld übersteige die von Griseldis. Suche ich ihr mit Vernunft zu beweisen, wie sehr ich in der Hoffnung getäuscht worden, mit ihr vertraulich zu unterhandeln, so leugnet sie das auch; und nach Dem, was der Überbringer dieses Euch erzählen wird, könnt Ihr ersehen, wo ich stecke. Komm' ich von ihr, so habe ich eine ganze Schar Hugenotten, die mehr, um mich auszuhorchen, als um mir beizustehen, mit mir zu reden kommen, und zwar sind es solche, denen ich viel mittheilen muß, um nicht mit ihnen in Zank zu kommen. Ich kann nicht sagen, daß ich rathlos bin; denn Jeder gibt mir einen Rath, und keiner gleicht dem andern."

Um nun doch einen Mann zu haben, auf

den sie sich verlassen könne, bittet sie Heinrich, ihr den Kanzler Francourt zu schicken. Dann schildert sie die grenzenlose Unreinheit des Hofes, die sie noch ärger gefunden, als sie erwartet. Endlich, nachdem der Brief sehr zärtlich geschlossen, kommt noch eine Nachschrift dieses Inhalts:

„Mein Sohn! Seitdem ich meinen Brief geschrieben, habe ich, da sich keine Gelegenheit fand, Euern Brief Madame zu zeigen, ihr gesagt, was drinnen steht. Sie antwortete mir: Man hätte, als man diese Sache angefangen, wohl gewußt, daß sie ihrer Religion ganz anhänge. Ich sagte ihr: Die, welche die Heirath eingeleitet, hätten davon Nichts gesagt, sondern uns im Gegentheile versichert, sie habe Neigung für unsere Religion, sonst hätte ich mich nicht so weit eingelassen, und ich bäte sie, das zu überlegen. Die andern Male, daß ich mit ihr gesprochen, hatte sie mir nicht so geradezu und

so unhöflich geantwortet. Ich glaube, sie redet, wie man sie reden heißt, und auch, daß Alles, was man uns von ihrer Neigung zur Religion vorgesagt, nur Rederei war, damit wir anbeißen sollten. Ich lasse keine Gelegenheit vorbeigehen, etwas von ihr herauszubekommen, was mich zufriedenstellen könnte. Ich fragte sie Abends, ob sie Euch Nichts sagen lassen wollte; sie schwieg ganz still, und als ich in sie drang, antwortete sie: ohne Erlaubniß dürfe sie Nichts sagen lassen. Das andere Mal hieß sie mich doch Euch ihre Empfehlungen machen und Ihr möchtet kommen. Aber ich sage Euch das Gegentheil."

Johanna irrte, wenn sie meinte, Margarethe habe jene Äußerungen nach Vorschrift gemacht; Katharina würde sehr ungnädig gewesen sein, hätte sie dieselben gehört. Margarethe hatte im Gegentheile dieses Mal aus sich selbst und der unüberwindlichen Abneigung nach gesprochen,

die sie gegen diese Heirath immer noch fühlte, ja, die seit Johannens Ankunft zur größten Heftigkeit gestiegen war. Das war natürlich: Johanna mußte mit ihrem ungefälligen Ernst, mit ihren ewig tadelnden Mienen Margarethen mehr als unliebenswürdig, geradezu unerträglich erscheinen. Nun schloß Margarethe von der Mutter auf den Sohn und nie hatte sie trostlosere Nächte zugebracht, als jetzt, nie so oft zu sterben gewünscht. Die letzte Hoffnung, die sie vielleicht doch noch zu hegen gewagt, war mit der entschiedenen Abweisung des Legaten verschwunden, und es tröstete sie durchaus nicht mehr, daß d'Antraguet immer noch für sie betete und mit ihr litt. Manchmal kommt das Unglück so grau und prosaisch über uns, wie ein trüber Regentag; dann geht alle Poesie unrettbar unter, und das war jetzt bei Margarethen der Fall. Das hinderte sie jedoch nicht, in der Prozession am Palmsonntag

in einem wahrhaft blendenden Glanze von Schönheit zu erscheinen.

Es war die ungewöhnliche Pracht ihres Anzuges, die sie so strahlen machte. Was selbst viele schöne Frauen nicht dürfen und häßliche nun gar nicht — sich schmücken, das konnte sie im höchsten Maße, und so trug sie denn ein Kleid von Goldstoff, wie man ihn in Frankreich noch nie gesehen hatte. Monsieur von Grand-Champ, der in Konstantinopel Gesandter gewesen war, hatte die funfzehn Ellen davon, aus denen das Kleid gemacht war und deren jede hundert Thaler gekostet hatte, vom Großherrn als Abschiedsgeschenk erhalten und, weil das Kostbarste nur der Schönsten werth, der Prinzessin zu Füßen gelegt. Sie trug das Kleid heute zum ersten Male; es war sehr schwer, aber sie trug es den ganzen Tag über mit Leichtigkeit, da ihr Wuchs hoch und fest war. Im Haare trug sie Perlen und Sterne

von Diamanten, die, wie Brantôme sagte, mit denen des Himmels wetteiferten, während das Antlitz der Prinzessin dem klaren Himmel selbst gliche. Daß Brantôme von Entzücken überströmte, war ganz natürlich; aber auch die andern Hofleute erklärten bei der Prozession einstimmig, diese Prinzessin, die alle andern an Schönheit übertreffe, sei werth, die Palme in der Hand zu tragen; und so durfte Margaretha wenigstens die Überzeugung hegen, daß man sie ihrem unwillkommenen Bräutigam nicht gönnen werde.

Die Königinnen hatten sich unterdessen etwas mehr verständigt und es war Aussicht zur baldigen Abschließung des Ehevertrages; nur über zwei Punkte waren die Damen noch uneinig.

Der erste war der Ort, wo die Vermählung gefeiert werden sollte. Johanna, die sich der Bitte des Barons von Rosny erinnerte, weigerte sich, nach Paris zu kommen, und Karl

wollte nicht wo anders. Die Vermählungen der königlichen Töchter seien immer in der Hauptstadt des Reiches gefeiert worden; er wolle von dieser Gewohnheit nicht abgehen und dann solle auch der vornehmste Ort in Frankreich der Schauplatz sein, wo durch diese Verbindung der Frieden auf ewig besiegelt werde. Kurz, er redete, betheuerte und beschwor so viel, daß Johanna endlich nachgeben mußte.

Nun kamen die Ceremonien daran; jede der Königinnen wollte, daß die Trauung nach dem Ritus ihrer Kirche geschehe. Hier aber blieb Johanna unerschütterlich und Karl sah sich genöthigt, zugleich um die Dispensation und ein besonderes Ceremoniell nach Rom zu schreiben.

Johanna meinte, der Papst würde unter solchen Bedingungen wol die Dispensation nicht ertheilen und sie wolle eher die Heirath auseinandergehen sehen, als hier nachgeben.

Nein, nein, meine Tante, antwortete ihr

Karl; ich ehre Euch mehr, als den Papst, und liebe meine Schwester mehr, als ich ihn fürchte. Ich bin kein Hugenott, aber auch kein Dummkopf, und macht der Herr Papst mir den Kopf zu warm, so nehme ich Margot bei der Hand und lasse sie mitten in einer Predigt trauen.

Diesen energischen Versicherungen zufolge wurde am 11. April der Ehevertrag unterschrieben. Der König gab seiner Schwester dreimalhunderttausend Thaler, die Königin-Mutter zweimalhunderttausend Livres und jeder der beiden andern Brüder fünfundzwanzigtausend Livres. Johanna sicherte ihrem Sohne den Nießbrauch der Grafschaft d'Armagnac und zwölftausend Livres, und der Cardinal von Bourbon entsagte aus Freundschaft für seinen Neffen allen etwaigen Rechten und erkannte ihn als das Haupt der Familie an.

Der Cardinal von Lothringen war schon früher nach Rom gereist und versuchte nun dort,

Pius V. zur Ertheilung der Dispensation zu bewegen, aber der eifrige Papst weigerte sich.

Coligny, seit dem Januar in Châtillon, wurde nun zurückberufen, um wegen des Krieges in Flandern die letzten Entscheidungen zu treffen. Der Graf Ludwig von Nassau hatte Johannen an den Hof begleitet, also konnten die Berathungen beginnen. Sie endeten mit dem entschiedenen Beschlusse des Krieges. Die Niederlande wurden schon im voraus getheilt: Karl sollte alles Land von Antwerpen an bis zur Picardie erhalten, der Prinz von Oranien Holland, Seeland und Friesland. Der Oberst Strozzi und der Baron de la Garde gingen nach Brouage ab, welcher kleine Hafen nicht weit von La Rochelle lag, um einige Galeeren zu bemannen. Brantôme, der sehr befreundet mit Strozzi war, begleitete diesen.

Öffentlich wurde gesagt, Strozzi wollte eine Reise in die neue Welt machen. Der Ad-

miral glaubte, dieses Geschwader sei gegen Flandern bestimmt, und im Grunde sollte es La Rochelle überrumpeln, sobald der Augenblick gekommen sein würde.

Inzwischen machte die eigensinnige Weigerung des Papstes dem Könige doch vieles Bedenken, als plötzlich die Nachricht ankam, daß er gestorben und Gregor **XIII**. ihm gefolgt sei. Dieser, schrieb der Cardinal von Lothringen, werde es nicht so streng nehmen, und demzufolge schrieb Karl sogleich auf's neue um Dispensation und sah einstweilen die Angelegenheit als entschieden an.

Der Marschall von Montmorency wurde nach England geschickt, um abermals mit Elisabeth wegen ihrer Heirath mit d'Anjou zu unterhandeln, und Monsieur von Schomberg erhielt den Auftrag, die protestantischen Fürsten Deutschlands zu einer Ligue gegen Spanien aufzufodern.

Jetzt reiste auch Johanna nach Paris, um zur Hochzeit einzukaufen. Aber sie war noch nicht lange da, als sie plötzlich und heftig erkrankte.

Sechstes Kapitel.

Es gehört nicht wenig dazu, mitten im Leben und dessen Beschäftigungen vom Tode abgerufen zu werden und dem Rufe mit Ruhe zu folgen. Apathie, Frömmigkeit, Schwärmerei, Philosophie, Unglück oder Charakter — eines oder das andere muß uns da helfen. Johanna hatte Frömmigkeit und Charakter.

Ihre Krankheit zeigte sich von Anfang an gefährlich. Umgeben, wie sie von treuen Dienern war, wurde sie zuerst darüber getäuscht; bald aber fühlte sie selbst die Möglichkeit, sie

könnte ihre Kinder, die ihrer noch so ganz bedurften, allein lassen müssen.

Der Kampf zwischen der Angst der Mutter und der Ergebung der Christin trat ein; aber er währte nicht lange. Johanna hatte in ihrem Leben zu oft gegen das Leid gekämpft, um nicht Kraft gewonnen zu haben. Der Geist kann sich, so gut wie der Körper, durch Übung stärken; die Märtyrer machten es nicht anders, als die Athleten.

Als der Geistliche zu ihr kam, fand er sie bereits in Klarheit gefaßt. Ihr selbst erschien das Leben schon längst nicht mehr wünschenswürdig. Ich habe sein Elend erfahren, sprach sie, und ich fühle auch täglich, daß man nicht leben kann, ohne unaufhörlich wider Gott zu sündigen. Es ist mir nur um meiner Kinder willen. Indessen ich weiß, Gott wird ihr Vater sein.

Dennoch befolgte sie streng die Vorschriften

der Ärzte. Gefällt es Gott, daß ich genesen soll, sprach sie, ich will nichts dawider thun. Aber sie glaubte nicht an die Genesung.

Die Schmerzen des Fiebers waren heftig; sie ertrug sie mit der Geduld, welche die Grazie eines Kranken ist. Überhaupt war Johanna noch nie so liebenswürdig erschienen, wie jetzt, da sie scheiden sollte. Alles Herbe in ihr, alle Härten, die das Leben an ihr ausgearbeitet hatte, alle Ungeduld, die unzertrennlich von einer tüchtigen und thätigen Natur ist, Alles ging in dem Frieden unter, der ihr von drüben kam. In dem Ausruhen in der göttlichen Gnade, in dem Sinkenlassen der Hände wurde sie weiblich und fast schön; denn jeder große Gedanke, der sich auf einem Antlitz ausdrückt, macht es schön, und der Tod ist der dritte größte Gedanke; der erste ist Gott und der zweite die Liebe.

Die Nachricht von Johannens Krankheit

verbreitete sich schnell und versetzte die Protestanten in nicht geringe Bestürzung. Man murmelte sogleich von Vergiftung.

Der König und die Königin-Mutter besuchten sie zuerst. Beide versicherten ihr, wie betrübend es ihnen sei, sie in solchen Schmerzen zu sehen.

Sie sind nicht so groß, wenn man Geduld hat, antwortete sie.

Hoffen wir, daß sie bald aufhören, sprach Katharina.

Das werden sie, antwortete die Kranke. Im Tode hören alle Schmerzen auf.

Ich meinte es nicht also, wandte Katharina ein, indem sie nicht ohne Bewunderung — denn mit dem Verstande begriff sie alle Größe — die sonst so heftige und starre Frau so sanft und ergeben sah. Ich meinte, sie sollten aufhören, indem Gott Euch die Gesundheit wiedergäbe.

Sein Wille geschehe, sagte kräftig Johanna d'Albret. Er weiß, was er thut, und will nur, was gut ist. Soll ich noch leben, weil ihm mein Leben wohlgefällig ist, so werde ich ihn segnen und ihm danken. Ruft er mich ab, so ist es ein Zeichen, daß ich hier unten nichts mehr zu thun habe und dann sei er auch gesegnet.

Katharina betrachtete sie scharf und dachte: Ich würde ebenso sprechen, aber ich dächte nicht so; und sie meint es ehrlich. Es ist sonderbar, wie man dergleichen ehrlich meinen kann.

Johanna hatte an ihre Kinder gedacht und ihr Blick war wehmüthig geworden. Sire, sprach sie jetzt, zu Karl gewandt, man sagt, die Bitten der Sterbenden seien heilig. Ich, die ich auf meinem Sterbebette bin, will jetzt eine an Euch thun. Wollt Ihr sie erfüllen?

Ich gelobe es Euch, meine Tante, antwor-

tete Karl, dessen Gesicht heute ungewöhnlich unheimlich war.

Johanna sah ihn an und schien aus seinem Anblicke gerade keinen Trost zu schöpfen. Mit einem Seufzer sprach sie: Ich wollte Euch meine Kinder empfehlen, Sire. Ich lasse sie allein und noch so jung zurück, daß sie eines großen Schutzes bedürfen. Der Ihr der Vater Frankreichs sein müsset, wenn Ihr Gottes Willen erfüllen wollet, seid auch meinen Kindern ein Vater. Schützet sie wider ihre Feinde, sie werden deren haben, wie Jeder, der geboren ist und lebt; liebt sie, seid gnädig gegen sie, thut ihrem Glauben keine Gewalt an. Das sind meine Bitten, Sire.

Karl murmelte abermals etwas von Gewährung und Gelobung; aber was er eigentlich sagte, konnte Johanna nicht recht verstehen.

Sie wandte sich nun an Katharina und, in dem Glauben, es könne kein Herz dem Tode

gegenüber verstockt bleiben, richtete sie auch an diese dieselben Bitten. Katharina antwortete mit großem Wortreichthume und unendlichen Betheuerungen.

Johanna äußerte den Wunsch, auch Margarethe noch zu sehen. Katharina versprach, noch an demselben Abende die Prinzessin zu bringen.

Die Schwägerin Johannens, die verwitwete Herzogin von Nevers und ihre beiden ältesten Töchter kamen jetzt. Johanna liebte sie jedoch wenig, und so fiel der Besuch kalt und kurz genug aus.

Als dagegen am Abend Margarethe mit ihrer Mutter kam, sprach Johanna lange und eindringlich zu der Prinzessin. Ihr solltet meine Tochter werden, sprach sie; Gott läßt es mich nicht erleben, denn ich fühle diesen Abend schon wieder deutlicher, daß mein Tod nahe ist. Denket dann meiner, wenn ich von

hinnen gegangen bin, als Einer, die Eure Mutter geworden wäre und Euch sehr geliebt hätte, wenn sie gesehen, daß Ihr eine gute Frau geworden wäret. Und Ihr werdet es werden, nicht wahr, meine Tochter – laßt mich Euch so nennen; Ihr werdet Euch daran erinnern, daß ich Gott oft inbrünstig gebeten habe, Eure Ehe mit meinem Sohne möchte eine glückliche sein. Sprecht, gelobt Ihr mir, ihn zu ehren und zu lieben, nur für ihn zu leben und Euern Ruhm allein darin zu suchen, daß Ihr ihm gefallet? Sprecht, wollt Ihr das?

Margarethe war sonderbar erschüttert. Diese Frau, die sie immer für unfreundlich und strenge gehalten, so innig, so bittend zu sich reden zu hören, bewegte sie unwiderstehlich. Hätte sie ihrem Herzen nachgegeben, so würde sie Johanna mit warmen Thränen umarmt und ihr Alles versprochen haben. Das ironische Gesicht ihrer Mutter machte sie kalt; vor deren Augen

schämte sie sich ihrer Bewegung, bekämpfte sie und antwortete ehrfurchtsvoll, aber förmlich: Madame, ich werde Denjenigen immer ehren, den der König, mein Bruder, und die Königin, meine Mutter, mir zum Gemahle geben werden.

Johanna hatte zu viel Glauben an das weibliche Herz in der Jugend, um nicht zu ahnen, daß Margarethe mehr fühle, als sie ausspreche. Gern, sehr gern hätte sie mit der Prinzessin nur wenige Minuten allein geredet, doch Katharina saß so ruhig in ihrem Lehnstuhle, daß man wol sah, sie gedenke ihn vor dem Aufbruche nicht zu verlassen. Johanna seufzte leise; jedoch ergeben in Alles, empfahl sie Margarethen nur noch die Prinzessin Katharina. Sie wird Euch gefallen, sagte sie, denn sie ist muntern Sinnes und lebhaften Geistes; Ihr werdet eine angenehme Gesellschafterin an ihr haben; liebt sie wie eine Schwester.

Das soll meine Tochter, antwortete Katharina für die Prinzessin, und an mir soll sie eine zweite Mutter haben.

Gott segne Euch, wenn Ihr Euer Versprechen haltet, Madame, sprach Johanna feierlich. Und Gott segne auch Euch, meine Tochter. Möge mein Sohn Euch glücklich machen.

Margarethe blieb an diesem Abende ungern in der Gesellschaft. Die lustige Laune der Königin-Mutter, die in Gegenwart ihrer Vertrauten ein trauriges Gesicht für unnütz hielt, der Spott Monsieurs, der „das einfache Sterbebett der Königin von Navarra" bewitzelte, die Gleichgültigkeit der Hofleute, Alles klang widerwärtig in die religiösen Gefühle hinein, welche durch die sterbende Johanna in ihr erweckt worden waren.

Endlich fiel es ihr ein, die junge Königin zu besuchen, welche, selbst unwohl, ihren Gemahl nicht hatte zu Johannen begleiten können.

Allein mit der holden und reinen Elisabeth konnte sie sich ihrem Herzen nach aussprechen, und sie that es auf eine Art, die Elisabeth mit hoher Freude erfüllte.

Ich habe, sagte sie, nachdem sie der Schwägerin Johanna geschildert, aus ihren Reden und bei dem Anblicken ihres erleuchteten Antlitzes die Pflicht als Etwas begriffen, das höher ist, als das Glück; das ist für den Himmel, die Pflicht ist das Theil der Erde. Ich werde nicht glücklich sein, aber pflichtgetreu kann ich sein. Darum will ich mich von nun an daran gewöhnen, den Prinzen von Béarn als meinen Herrn und Gemahl zu betrachten, dem ich Treue und Ergebenheit schuldig bin. Also gedenke ich Gott wohlgefällig zu sein.

Ihr werdet seiner höchsten Gnade würdig sein, wenn Ihr immer so denkt, und daß Ihr die Wünsche der Sterbenden erfüllt, wird Euch auch zum irdischen Heile gereichen, rief Elisabeth

mit frommem Entzücken. O, ich habe Euch noch nie so schön gesehen, wie in diesem Augenblicke, da Ihr so heilig redet. Glaubt mir, meine gute Schwester, der Herr wird Euch segnen.

Daß man durch tugendhafte Entschließungen noch schöner werde, als man schon sei, war ein Grund mehr, um sich in ihnen zu befestigen. Margarethe schwärmte dafür, ebenso heilig, schön zu werden, wie sie bisher irdisch schön gewesen. Dann würde, hoffte sie, ihr Anblick fortan die Herzen zu Gott wenden, nicht, wie bisher, in Begehren entflammen. Gefallen wollte sie nur noch ihrem Manne und ihm treu zu bleiben gelobte sie sich ebenfalls. Diese Gesinnungen alle ließ sie, in wunderschöner Stellung auf den Knieen liegend, in einem wahrhaft poetischen Gebete zu Gott aufsteigen, ehe sie sich zu Bette legte, und mit gefalteten Händen und mit dem frömmsten Gesicht, welches

möglich war, schlief sie unter lauter Gelöbnissen ein. Was würde Katharina gelacht haben, hätte sie ihre Tochter an diesem Abende gesehen!

Aber was seltsamer war, als diese augenblickliche Bekehrung der schönen, sinnlichen Prinzessin zu sittlichem Ernst, das war der Eindruck, welchen Johanna auf den König hervorgebracht. Alle am Hofe wußten nicht, was ihm fehle; sein Ergriffensein äußerte sich nämlich unter Fluchen und Murren als die übelste seiner mannichfachen üblen Launen. Am meisten aber fiel sein Aussehen seiner schönen Geliebten, Marie Touchet, auf, die er zum Besuche hatte kommen lassen.

Was ist meinem Herrn? fragte sie kosend, indem sie sich mit üppiger Lieblichkeit an ihm wiegte.

Das verständest du nicht, darum sage ich es dir nicht, antwortete er mit einer wunder-

lichen Art von Zärtlichkeit, einer mürrischen, verdrießlichen Zärtlichkeit, die aussah, als sei sie über sich selbst ungewiß.

Dann bin ich Euch böse, sagte Marie schmollend und ließ den König los. Bis jetzt hatte sie an seinem Halse gehangen und sich auf seinen Knieen geschaukelt.

Komm wieder her, sprach er, sie mit Liebe betrachtend.

Ich mag nicht, erwiederte sie trotzig und kehrte ihm den Rücken zu, während sie an ihrem niedlichen Finger saugte. Obgleich sie dem Könige schon zwei Kinder geboren hatte, war sie der Anmuth und dem Eigensinne nach doch selbst noch ein Kind.

Karl liebte sie eben deswegen. Er, so finster, wurde durch ihren Muthwillen, ihren übersprudelnden Frohsinn erheitert. So launenhaft er selbst war, so nachsichtig ließ er sich ihre kleinen Launen gefallen. So rauh er alle Krea-

tur behandelte, mit Marien that er nur schön. Das machte: dieses Weib, dieses Kind, diese kleine Circe, die mit ihren blitzenden, schwarzen Augen zauberte, liebte ihn wirklich. Karl hätte unfreundlich sein, er hätte sie quälen können, sie hätte ihn doch geliebt. Und jetzt, da er so gut gegen sie war, da sie allein von seinem Naturell nichts zu leiden hatte, jetzt hing sie mit ganzem Herzen an ihm. Das wußte er und darum hatte das Einzige, was ihn an die einfache, fromme Elisabeth hätte fesseln können, ihre Liebe zu ihm, keinen Werth für ihn. Wer an einem Herzen vollauf hat, begehrt keines zweiten.

Jetzt betrachtete er sie in ihrer allerliebsten Stellung so lange, bis sie ungeduldig wurde, noch nicht gerufen zu werden. Daher wandte sie allmälig das Köpfchen nach ihm um und als er ihr mit Lächeln die Hand entgegenstreckte, flog sie wieder zu ihm hin und hing sich abermals an ihn.

Aber nicht wahr, nun werdet Ihr es mir sagen? fragte sie ernsthaft.

Es ist ja gar kein Geheimniß, Kind. Du weißt, daß meine Tante, die Königin von Navarra, sehr gefährlich krank ist.

Ja, was nun weiter?

Weiter nichts, als daß sie mir auf eine eigene, eindringliche Art ihren Sohn empfohlen und daß mich das ernst gemacht hat. Das ist Alles.

Alles? Nein, mein Herr.

Nun ja, es thut mir auch leid, daß sie stirbt. Es war eine starke Frau, die als Beispiel dienen konnte. Es sind ihrer nicht viele, wie sie, und ich wollte doch, es wäre in meinem Reiche keine anders.

Marie hörte andächtig zu; es fiel ihr gar nicht ein, daß sie sowol den göttlichen, wie den menschlichen Gesetzen entgegen die Geliebte des Königs sei; die Naivetät, mit der sie liebte,

ließ sie nie zu Gewissenszweifeln kommen. Karl gehörte ihr und sie gehörte ihm; das war ganz natürlich und ganz recht. Seine Ehe war eine Staatsangelegenheit und Marie vollkommen mit sich zufrieden.

Ist denn keine Aussicht da, daß sie wieder besser werden könne? fragte sie, da Karl düster schwieg.

Nein, sprach er kurz und fast hart; und es ist ihr auch besser, daß sie sterbe.

Warum? fragte Marie mit großen Augen.

Ist das Leben eine so schöne Sache? Es ist ein Elend. Hätte ich nicht dich, Marie, ich möchte es längst nicht mehr.

König sein und so reden! sagte sie, die Achseln zuckend, als sei Karl recht thöricht.

König sein, heißt bei dir also glücklich sein! Ach, Marie, wenn du wüßtest, was es wirklich heiße, König zu sein, du würdest anders reden. König sein, heißt gefangen in tausend Rück-

sichten sein, lügen und heucheln müssen, das Gute lieben und das Böse wollen müssen, an seinen Brüdern Nebenbuhler haben, seine Mutter fürchten müssen, Schmeichler und keine Freunde, Spione und keine Diener haben — das heißt König sein, wenigstens in diesem Augenblicke König von Frankreich.

Aber man liebt Euch! rief Marie eifrig.

Wer denn, Kind? Du liebst mich. Sonst liebt man wahrlich nur sich selbst, nicht mich. Doch ja, Einen weiß ich, der mich liebt — Coligny.

Monsieur der Admiral? Aber er ist ein Ketzer.

Der es vielleicht besser mit mir meint, als alle Katholiken. Sieh, ich habe ihm meine ganze Gunst geschenkt; er darf nur bitten, so erhält er, und er ist mich noch nicht um eine Sache angegangen, die ungerecht gewesen wäre. Ich habe an ihm noch keine Parteilichkeit ge-

funden, immer nur Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit will er auch von mir immer; nie redet er etwas Unwahres, selbst von einem der Herren, die ihm feindlich sind, nie sucht er mich gegen sie aufzubringen. Meinen Ruhm nur sucht er, ich soll wirklich König sein, soll Frankreich groß und glücklich machen; davon redet er immer und immer. Siehst du, wenn man so handelt, dann liebt man seinen König.

Ich sehe, daß Monsieur der Admiral ein guter Mann ist und bin sehr zufrieden, ihn in Eurer Gnade zu wissen, schloß Marie weise.

Daß man sich nicht wundere, Karl so reden zu hören. Man muß, um es nicht unnatürlich zu finden, sich erinnern, daß er früher ausgezeichnete Lehrer und Erzieher gehabt, daß Michael von l'Hôpital oft bei ihm gewesen, daß er noch jetzt oft und gern mit den besten Köpfen seines Hofes verkehrte. Katharina und Albert von Gondi hatten ihn so verderbt, wie

er die letzten Jahre hindurch gewesen; seine Anlagen, sowol die geistigen, wie die sittlichen, waren gut, seine Fehler ganz und gar die eines heftigen Temperamentes. Karl hätte ein guter König werden können, wäre seiner Mutter nicht mehr daran gelegen gewesen, daß er ein tyrannischer Knabe bleibe.

Bisweilen sprach er dann, wie er immer gesprochen und gedacht hätte, wäre seiner Natur nicht die Gewalt der Verderbniß angethan worden. Und immer war es meistens Marie, gegen die er sich so äußerte, weil die ihn erweichte. Freilich mischte er auch in ein solches Gespräch unaufhörlich seine widerwärtigen Flüche ein; aber daran war sie gewöhnt.

Auch was er über Coligny gesprochen, war seine wirkliche Meinung gewesen. Katharina, welche den Reformirten die verderbliche Schlinge gelegt, war jetzt nahe daran, mit dem eigenen Fuße hineinzugerathen. Die Rolle, welche sie

den König hatte spielen lassen, war allmälig bei ihm zur Wahrheit geworden; was er geheuchelt, die Neigung für die hugenottischen Herren, die empfand er jetzt wirklich. Theligny gefiel ihm seines sanften, liebenswürdigen Wesens, La Noue, dieser ehern tapfere Mann mit dem eisernen Arme, seiner Geradheit und Bravheit wegen. Den Grafen von La Rochefoucauld liebte er wie einen Kameraden; der rücksichtslose Spott, den der Graf sich über Reliquien und Heiligenbilder erlaubte, unterhielt ihn weit besser, als das frömmste Gerede darüber. Und wahrhaft schmeichelte es ihm, daß Coligny, dieser ausgezeichnete Mann, ihm alles Gute und Große zutraute.

Darin hatte Katharina gefehlt. Immer hatte sie seinen Ehrgeiz verletzt, immer ihm die natürliche Nahrung entzogen und ihn wo möglich einzuschläfern gesucht. Unser Geschlecht ist nur klug, so lange es nicht liebt. Katharina

hatte der Vorliebe für ihren Sohn d'Anjou gestattet, zu einer Leidenschaft zu werden. Die unausbleibliche Folge war, daß sie sich die Blöße gab, diese Vorliebe zu zeigen. Der König, der sich durch die herrschsüchtige Mutter, die ihn, wie man sagte, kein Ei allein umwenden ließ, jede Gelegenheit entzogen sah, mit dem vorgezogenen Bruder zu wetteifern, verzehrte sich in Unmuth und in Neid. Coligny nun war der Erste, der ihm mit Überzeugung gesagt hatte: Seid ein großer König, Ihr könnt es. Was war da natürlicher, als daß diese Wahrheit, welche das Glück hatte, zugleich die feinste Schmeichelei zu sein, ihn gewinnen mußte?

Und diesen Mann, der ihn liebte, sollte er schändlich ermorden lassen? Diese Edelleute alle, die auf sein königliches Wort gekommen waren, mit beispielloser Niederträchtigkeit verderben? Und warum? Damit Katharina mächtiger werde, als je!

Diese Gedanken, einmal in ihm entstanden, trieben ihn ohne Ruhe umher. Eine ungewöhnliche Reizbarkeit wurde an ihm bemerkbar; man drang in ihn, den Grund davon auszusprechen, doch er antwortete nicht darauf, denn er wagte nicht, sich einem seiner sogenannten treuen Diener anzuvertrauen.

Als er Johanna so heilig auf ihrem Sterbelager gesehen, da hatte ihn die Begierde ergriffen, vor ihr hinzuknien und ihr Alles zu gestehen, wie einer reinen Seele, die Gott schon nahe sei. Aber das konnte er doch nicht.

Ihre Bitten für ihren Sohn sprachen wie überirdische Mahnungen an sein Gewissen und er gelobte sich, Heinrich von Béarn wenigstens mit seiner ganzen königlichen Macht zu schützen.

Johanna wurde unterdessen kränker und kränker. Ihre Auflösung war nun entschieden. Diese Gewißheit machte ihren innern Frieden nur noch tiefer und klarer.

Der Tod, das dunkle Geheimniß, welches wir während des Lebens immer nur zu ahnen, nie in seiner feierlichen Furchtbarkeit zu begreifen vermögen — Gott gebe uns Allen aus seiner Gestirne Unzählbarkeit tröstende, mächtige Sterne, um es für unser brechendes Auge zu erleuchten.

Johanna sah das Sterben im Glanze von Gottes Sternen.

Mit männlichem Geiste und mit weiblicher Innigkeit dictirte sie ihr Testament. Alles, was sie schon zum Könige, zur Königin-Mutter, zu Margarethen gesagt, ließ sie nochmals niederschreiben, damit die Stimme aus dem Grabe sie an Das erinnere, um was die sterbende Stimme gebeten. Ihren Sohn bat und beschwor sie, in seinem Glauben zu leben und denselben auch in seinen Erblanden aufrecht zu erhalten; dann seiner Schwester ein Vater zu sein und sie fern vom Hofe in Béarn leben zu

lassen. Auch ihre Diener empfahl sie ihm, ihn und die Prinzessin Katharina aber dem Cardinal von Bourbon, ihrem Oheim; diesen und Coligny ernannte sie zu Testamentsvollstreckern. Das geschah am achten Juni.

Die königliche Familie besuchte sie noch einmal; doch in Gegenwart so Vieler konnte sie nicht mehr vertraulich weder mit Karl, noch mit Margarethen reden. Die Nacht über war der Geistliche bei ihr. Als sie den letzten Augenblick herannahen fühlte, seufzte sie und sprach: Ich hätte doch meine Kinder gern noch einmal gesehen. Aber, Herr, wie du willst. Nimm sie in deine Hand und mich nimm auf in dein Reich.

Bald darauf — es war der neunte Juni — starb sie leicht und friedlich.

Aber nicht so friedlich betrugen die Protestanten sich. Die Anklagen wegen Vergiftung wurden laut und allgemein ausgesprochen. Der

König hörte das und befahl mehren Ärzten, die Leiche zu öffnen. Es geschah; man fand im Körper keine Spur von Gift, aber den Kopf ließ man unberührt — aus Ehrfurcht für die königliche Würde, hieß es. Da hieß es nun von Seiten der Reformirten sogleich, das Gift habe sich auf das Gehirn geworfen, deswegen sei der Kopf nicht geöffnet worden. Als Anstifterin dieses Giftmordes bezeichnete man allgemein die Königin-Mutter, als ihr Werkzeug den Italiener René Bianchi, einen italienischen Spezereihändler, den das Gerücht den besoldeten Vergifter Katharinens nannte. Er sollte Johanna mit einem Paar parfümirter Handschuhe, die sie bei ihm gekauft, vergiftet haben; doch ist dieses Verbrechen Katharinen nie bewiesen worden und ich glaube nicht daran. Katharina war nicht zu redlich, aber zu klug, um es zu begehen. Sie mußte berechnen, daß durch diesen Todesfall das Mistrauen wieder

geweckt werden würde und daran leicht ihr ganzer Plan scheitern konnte. Johanna starb ganz einfach an zu großer Erhitzung der Lungen und Katharinen war ihr Tod aus den eben angeführten Gründen gerade jetzt äußerst unerwünscht.

Recht offenbar aber wurde durch einen kleinen Zug, den Margaretha von Valois selbst in ihren Memoiren erzählt, bei dieser Gelegenheit die Majestät des Todes, welche so groß ist, daß die arme, nackte Hülle eines Bettlers uns mit einem tieferen Schauer ergreift, als die Gegenwart der höchsten irdischen Größe. Henriette von Cleves, Herzogin von Nevers, hatte ihre Tante bei deren Leben immer gehaßt, was Johanna ihr denn mit Widerwillen vergolten hatte. Jetzt, da der Hof gekommen, um der Königin von Navarra die letzte Ehre zu erweisen, näherte Madame von Nevers sich plötzlich mit tiefer und demüthiger Verneigung dem Bette, in welchem unter aufgezogenen Vorhängen Johanna

nach dem strengen Ritus ihrer Kirche ganz einfach ohne Kerzen und Priester ruhte, nahm die Hand der Todten, küßte sie ehrfurchtsvoll, verneigte sich abermals und kehrte zu den Übrigen zurück. Margarethe begriff die Herzogin durchaus nicht und trotz aller ihrer neuen, tugendhaften Gesinnungen wurde es ihr sehr schwer, das Lachen zu unterdrücken. Sie war die Tochter Katharinens von Medici.

Siebentes Kapitel.

Auf dem Schlosse von Blandé bei Melun saß Heinrich von Condé mit seiner jungen Gemahlin und Mademoiselle von Navarra zusammen. Alle drei waren Johannens wegen in tiefer Trauer und ihre Mienen stimmten mit ihrer Kleidung überein. Sie hatten sich auf eine Stunde von den Edelleuten, welche der kürzlich vollzogenen Vermählung beigewohnt, zurückgezogen. Heinrich von Condé hatte Briefe aus Paris bekommen, die er las; die jungen Damen sprachen von dem Wiedersehen mit Heinrich von Navarra, den sie noch nicht gesehen,

seit er durch den Tod seiner Mutter König geworden. Am nächsten Morgen wollte man von Blandé aus aufbrechen, sich mit dem König von Navarra vereinigen und mit ihm zugleich in Paris eintreffen, wo die Dispensation des neuen Papstes angelangt war und Alles zur Vermählungsfeier vorbereitet wurde.

Heinrich von Condé sah düster vom Lesen auf. Es ist Alles noch lauter Frieden und Einigkeit.

Gott sei Dank, sprach seine junge Frau, das gibt mir Muth.

Mir nimmt diese Stille ihn. Ich erwarte um so beklommener den Ausbruch.

Seht nicht immer so finster, mein Vetter, sagte Katharina von Navarra. Seht, wie bleich Marie wird.

O, Ihr habt nichts zu fürchten, erwiederte Condé, zu Marien gewandt, halb zärtlich, halb bitter. Eine solche Schönheit ist immer sicher.

Aber ich möchte keine Sicherheit, die Ihr nicht theiltet, flüsterte sie, indem sie zu ihm kam und sich an ihn schmiegte. Er küßte sie, doch ohne ihr kindliches, bittendes Lächeln zu erwiedern. Sie wurde traurig, wie das oft geschah, wenn sie seine Anlage zu unbändiger Eifersucht gerade recht deutlich wahrnahm. Katharina sah das mit Theilnahme und bat Condé, ihnen doch etwas von den erhaltenen Nachrichten mitzutheilen.

Es ist eigentlich nichts Neues, antwortete er; es ist, wie jetzt immer, Blindheit von unserer Seite, Falschheit von der des Hofes. Der Graf Ludwig ist mit La Noue und Genlis nach den Niederlanden gegangen, um sich einiger Plätze zu bemächtigen; das soll das Vorspiel zum Kriege in Flandern sein, Coligny träumt davon. Thavannes hat im geheimen Rathe seinen Hoffnungen widersprochen, Coligny ist heftig geworden und Thavannes hat seine

Taubheit benutzt, um Nichts hören zu dürfen; diese Geduld ist von schlimmer Bedeutung, denn Thavannes ist anmaßend, wie Lucifer vor dem Falle.

Und was soll es denn bedeuten? fragte Marie.

Daß aufgeschobene Rache keine aufgegebene ist, sondern nur auf eine bessere Gelegenheit wartet.

Aber der König wird unsern guten Vater schützen, Heinrich.

Gott schütze den guten Vater nur vor dem Könige. Indessen der gute Vater glaubt sich sicher; der Beweis davon ist, daß er schon jetzt unsere Plätze übergeben hat.

Wie? fragte Katharina zweifelhaft.

Nicht wahr, meine Muhme, jetzt werdet Ihr auch bald sein Zutrauen zu groß finden. Indessen er hat es gethan und unsere Plätze werden bald königliche Besatzung haben.

Auch La Rochelle? rief Katharina. La Rochelle hat sich vor der Zeit übergeben lassen?

Ah, schöne Muhme, bemerkte Condé lächelnd, so ganz Feuer? Ich denke, Ihr tadelt mein Mistrauen so sehr?

Ihr könnt scherzen? fragte sie unwillig. Wohin sollen wir nun flüchten, wenn der Hof uns verriethe.

Nach La Rochelle, erwiederte Condé ruhig. Ja, seht mich nur an; es wir Euch danken, daß Ihr es so richtig beurtheilt. Es hat, auf sein Recht gestützt, die Übergabe verweigert und La Rochelle ist noch frei.

Katharina athmete auf.

Noch mehr, die Bürger haben an Coligny geschrieben, um ihn zu warnen.

Und was hat er geantwortet?

Er wolle sich lieber durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als einen neuen bürgerlichen Krieg veranlassen. Es kann ihm werden.

Aber es ist schön geantwortet, sagte die junge Frau schüchtern, doch mit glänzenden Augen.

Condé blickte sie, wie immer, wenn sie gesprochen hatte, fest, fast starr an; er schien dann ganz in Gedankenlosigkeit zu versinken und war doch mit allen Sinnen und Gedanken bei ihr. Katharina, die lieber sprach, als schwieg und schweigen hörte, ließ das junge Paar und suchte ihre Damen auf. Marie aber athmete unter dem haftenden Blicke ihres Gemahles beklommen und immer beklommener und machte endlich eine fast angstvolle Bewegung, als wolle sie sich diesem quälenden Banne entziehen.

Condé fuhr aus seiner Starrheit zusammen. Die junge Frau erschrack, erblaßte erst und erröthete dann, als er sie fest ins Auge faßte, in unbeschreiblicher Verwirrung.

Lange hatte Condé die Grausamkeit, sie

prüfend unter seinem Auge festzuhalten. Das Blut sprengte ihr fast die zarten Pulsadern in den Schläfen; das Herz schlug ihr mit erstickender Gewalt. Endlich sprach Condé: Ihr erröthet, Madame? Darf ich, als Euer Mann und Herr, Euch fragen, was das für Gedanken sind, die meinen Blick nicht ertragen können, ohne sich so deutlich zu verrathen?

Der böse Zauber war gelöst; die unnatürliche Glut verschwand von dem reinen Antlitz und ließ nur die gewöhnliche liebliche Röthe darauf zurück. Marie lächelte, kam wieder sich an den jungen Mann anzuschmiegen und lispelte: Ach, wie gut, daß Ihr gesprochen habt.

Aber Ihr habt mir nicht geantwortet, Madame; thut es, ich bitte Euch, versetzte er herrisch und sich ihrer Liebkosung entziehend.

Heinrich, sprach sie vorwurfsvoll und ließ die Arme sinken und die großen, hellbraunen Augen mit Thränen auf ihm ruhen.

Marie, sagte er nun ruhiger, wenn auch noch immer gebieterisch, was erröthet Ihr so?

O, ich will es Euch sagen, antwortete sie, bittend die Hände faltend; aber Ihr müßt mich nicht ansehen.

Sie sah so kindlich und unschuldig bei dieser Bitte aus, daß Condé nicht zürnen konnte. Kommt denn her, sprach er, legt den Kopf auf meine Schulter. Sie that es und schlang den Arm um seinen Hals; er umfaßte ihren zarten Wuchs. Könnt Ihr so nun beichten, meine kleine, schöne Sünderin? fragte er.

Das bin ich nicht, antwortete sie ehrlich und sah dicht auf in seine Augen. Und was ich zu beichten habe, ist nur Das: wenn Ihr mich so starr, fast steinern anblickt, so ist mir's immer, als suchtet Ihr nach bösen Gedanken in mir, und obgleich ich, bei Gott kann ich das betheuern, keine habe, so macht mich Euer Blick doch so verwirrt, als hätte ich ein großes Un=

recht gethan. Darum bitte ich Euch, mein theurer Heinrich, seht mich nicht mehr so an.

Marie, sagte Condé melancholisch, ich will dann nur sehen, ob du mich liebst.

Das wißt Ihr ja, Heinrich.

Ja, du liebst mich, aber nicht so, wie ich dich liebe.

So viel und so zärtlich ich kann, Heinrich.

So viel Ihr könnt! O nein, Marie, Ihr müßt noch anders lieben können, glaubt mir das.

Da würde ich Euch ja so lieben.

O, siehst du, das ist es ja, was mich oft so unglücklich und darum so finster macht. Ich bin nicht liebenswürdig und kann dir also nicht die Liebe einflößen, die du zu fühlen fähig bist. Aber da ein Tag kommen wird, an dem du sie unabwendbar fühlen mußt, so wird sie einem Andern angehören, der es besser versteht, zu machen, daß man ihn liebe.

Nie, Heinrich!

Ihr glaubt das jetzt, Marie, aber könnt Ihr es wissen?

Ja, sagte sie stolz, das kann ich wissen. Ich kann wissen, daß ich halten werde, was ich Euch vor Gott versprochen. Warum wollt Ihr mich im Voraus zu einer untreuen Frau machen? Wodurch habe ich das verdient?

Marie, wißt Ihr denn, wie schön Ihr seid?

Muß ich sündigen, weil ich schön bin, wie Ihr sagt? Dann möge Gott mir meine Schönheit nehmen.

Vergeßt Ihr denn, daß sie mein Eigenthum ist? fragte Condé. Ihr Ernst hatte ihn endlich zum Lächeln verführt, und, wie alle ernsthafte Männer, wurde er sehr liebenswürdig, wenn er lächelte.

Marie blickte ihn mit Zärtlichkeit an. O, wie ich Euch liebe, wenn Ihr so ausseht!

Sagt mir oft, daß Ihr mich liebt, und ich

will immer so aussehen, sprach er innig, überwunden durch das liebliche Geschöpf.

Der Frieden war geschlossen, dauerte jedoch nicht lange. Die Eifersucht war zu sehr die Natur des Prinzen und er traute dem Hofe zu sehr alles Böse zu, um nicht immer wieder düstern Ahnungen anheimzufallen. Die arme Frau äußerte oft seufzend gegen Katharina von Navarra, sie wünschte, der Hof wäre gar nicht in der Welt. Die Prinzessin von Navarra konnte eine Stadt, wo ihre Mutter kaum gestorben war, denn auch eben nicht mit erfreulichen Gefühlen betreten, und so zogen sie, wol mit Pracht, aber auch mit großem Ernst den zwanzigsten Juli in der erwartungsvollen Hauptstadt ein.

Der Empfang von Seiten der königlichen Familie war sehr herzlich; Glückwünsche und Beileidsbezeugungen wechselten. Ebenso freundlich, wie der König die beiden Prinzen, um-

armte die Königin-Mutter die schüchternen Prinzessinnen, nur war dieses Mal Karl ehrlich, Katharina aber falsch, wie immer.

Den König von Navarra führte Karl selbst zu seiner Schwester. Unendlich gespannt hatten beide für einander Bestimmte diesem Augenblicke entgegengesehen; jetzt war er da, sie standen einander gegenüber.

Sonderbar, Margarethens Schönheit, die so oft beim ersten Erscheinen geblendet hatte, machte auf Heinrich von Bourbon gar keinen Eindruck; sie war nicht nach seinem Geschmacke. Aber trotzdem hatte Margarethe etwas, das ihm gefiel.

Ihrerseits erhob sie langsam die Augen und denen begegnete in den seinigen ein solcher Ausdruck von Freundlichkeit, daß auch sie fühlte, sie könne ihm gut werden, und daß ihr das Herz bedeutend leichter schlug.

Natürlich konnten Beide nur wenige Aus-

drücke der Etikette wechseln, doch gefielen sie sich gegenseitig auch in der Art des Sprechens, und Heinrich von Bourbon sagte am Abend zu Condé: Ich werde mich nicht in meine Braut verlieben; aber ich werde eine zufriedene Ehe mit ihr führen. Sie ist nicht so schön, wie ich mir sie gedacht habe; dafür aber scheint sie weit unverdorbener zu sein, als meine Mutter glaubte und ich selbst fürchtete.

Condé antwortete: Ich meinestheils habe nicht geglaubt, daß eine Frau so schön sein könne.

Was, willst du dich statt meiner in sie verlieben? rief Bourbon lachend aus. Ich glaube, du findest sie sogar schöner als deine Frau?

Ohne allen Zweifel.

O des Verräthers! Und du wagst, eifersüchtig sein zu wollen? Warte, meine Cousine soll Alles erfahren; ich werde ihr Waffen gegen dich in die Hand geben.

Ich habe dir die Mühe erspart, indem ich ihr bereits sagte, ich fände Madame so wunderschön, daß ich — mich vor solcher Schönheit fürchten würde.

Mein armer Vetter! Es ist doch sehr gut, daß ich mich nicht fürchte.

Es wäre besser, Ihr thätet es.

Der König von Navarra that es nicht, und als er nach einigen Tagen bemerkte, daß er sich allmälig in seine Braut verliebte, störte auch das ihn nicht, im Gegentheile, er freute sich sehr darüber. Ich werde dadurch liebenswürdiger werden und ihr besser gefallen, dachte er.

Darum bemühte er sich denn sehr. Es war ebenso viel Politik wie Eitelkeit dabei. Hatte er sich erst der Neigung seiner Frau recht versichert, so konnte er in der königlichen Familie weit sicherer auftreten. Auch gegen Katharina von Medici war er ungemein artig und zuvorkommend.

Heinrich von Condé dagegen betrug sich unverändert kalt und zurückhaltend. Ich kann den Abscheu nicht überwinden, den diese Lebensart mir verursacht, antwortete er dem Admiral, der ihm Vorwürfe darüber machte. Eure Augen sind durch den Anschein der Liebe geblendet, mit der man Euch begegnet; sähet Ihr klar, wie ich, so würdet Ihr dasselbe sehen, wovor mir schaudert: Entweihung alles Heiligen und Entwürdigung alles Menschlichen.

Aber, mein Freund, könnt Ihr denn nicht auch falsch sehen?

Und worin sehe ich denn falsch? Und worin sehe ich zu viel? Ist das keine Entweihung des Heiligen, wie hier alle Übungen der Religion betrieben werden? Diese Übungen sind allerdings, recht betrachtet, nichts als Götzendienst; aber sie gelten hier doch einmal für Religion, warum werden sie da so ohne alle Ehrfurcht betrieben? Und heißt das nicht das

Menschliche entweihen, wenn aller Zucht und Sitte Hohn gesprochen wird, wenn keine Frau ihrem Manne allein gehört und kein Mädchen als Jungfrau heirathet?

Ihr übertreibt.

Und Ihr seid ehrgeizig und entschuldigt den Hof, weil er, wie Ihr glaubt, Euern Ehrgeiz befriedigen wird.

Man muß erst mehr gelebt haben, um so urtheilen zu dürfen, wie Ihr.

Nein, man muß nur die Tugend kennen und wollen.

Glaubt Ihr, daß die Tugend ohne Liebe Gott wohlgefällig ist?

Es ist also, um Gott wohlgefällig zu sein, daß Ihr dem Könige Euer Wort gegeben habt, mit den Guisen in gutem Einverständnisse zu leben?

Es ist, damit der Hof nicht abermals zerspaltet werde, damit endlich Frieden werde.

Ja, der wird werden, da die Guisen kommen. Und warum kommen sie? Mir dünkt, der König hätte Euch versprochen, Ihr solltet ihnen am Hofe nicht begegnen?

Das hat er nicht, denn er hätte es nicht halten können. Sollte das Haus von Guise allein bei der Vermählung von Madame fehlen? Sollte der Herzog von Lothringen seine Vettern vermissen?

Ich wollte, daß wir erst wieder auf unsern Schlössern wären.

Ich sage nicht nein; doch für's Erste lasset uns unsere Sicherheit der Gnade Gottes und dem Worte des Königs anvertrauen.

Die Guisen zogen noch an demselben Tage sehr prächtig ein und die Begrüßung zwischen ihnen und dem Admiral fand gleich darauf vor dem Könige statt. Coligny heuchelte nicht eine Freundschaft, die er nicht empfand; was er jedoch sprach, war ehrlich gemeint. Heinrich von

Guise dagegen begrüßte ihn mit erlesener Höflichkeit.

Am Abend war Bankett beim Könige. Margarethe und Guise sahen sich zum ersten Male seit jener letzten Unterredung wieder; denn Guise hatte die Hoffeste, wo er mit ihr hätte zusammentreffen müssen, von da an vermieden.

Man hatte ihm schon gesagt, daß Madame ihren Bräutigam zu lieben scheine. Guise hatte leise gelächelt; er rechnete im Gegentheil sehr auf die Liebe der baldigen Königin von Navarra.

Ihr lächelt, Monsieur? fragte d'Antraguet, der die Versicherung mit zuckenden Lippen angehört hatte. Sehet lieber!

Margarethe trat, ihrer Mutter und ihrer Schwester von Lothringen folgend und begleitet vom Könige von Navarra ein. Guise hatte sie noch nie so schön gesehen; es lag das in dem

Ausdruck ihres Antlitzes, der klar und ruhig war, wie noch nie.

Betroffen ging Guise der Königin=Mutter entgegen, um sie zu begrüßen; sie empfing ihn auf gewohnte Art, lebhaft und vertraulich; die Herzogin von Lothringen grüßte ihn verwandtschaftlich. Jetzt wandte er sich zu Margarethen.

Dieser Blick, der ihm entgegenleuchtete, so kalt, so unbewegt, und dabei friedlich! Der geschickte Herzog sah sogleich seine ganze Demüthigung ein; die Prinzessin war nicht länger unglücklich seinetwegen, sie haßte ihn nicht mehr, er war ihr nur ganz und gar gleichgültig.

Madame, sagte er mit affectirter Unterwürfigkeit, erlaubt, daß ich Euch meine demüthigen Glückwünsche darbringe.

Ich danke Euch, Monsieur von Guise, erwiederte Margarethe sanft und mit süßer Stimme.

Dieser Augenblick rächte sie. Heinrich von

Guise hatte kein Herz, nur Sinne für Frauen; aber dafür hatte er die volle Eitelkeit des Mannes, die weit stärker ist als die unsere; denn wir wollen — vorausgesetzt, daß wir nicht kokett sind — nur Denen gefallen, auf deren Meinung wir Werth legen; der eitle Mann aber will immer gefallen, selbst der unbedeutendsten Frau. Ich sage also nicht, wie Guise getroffen, gereizt bis in das Innerste war; es versteht sich von selbst. Genug, daß er sich fast die Lippen durchbiß und aller seiner Selbstbeherrschung bedurfte, um dem Könige von Navarra, welchem Katharina von Medici ihn vorstellte, auf dessen liebenswürdige Anrede mit gleicher Verbindlichkeit zu antworten.

Heinrich von Bourbon hatte es übrigens leicht, liebenswürdig zu sein. Sein Nebenbuhler war vor seinen Augen gedemüthigt worden, und seine schöne Braut lächelte ihm lieblich zu, wie noch nie. Daher wagte er es zum ersten

Male, sie zu fragen, ob sie glaube, ihn lieben zu können.

Ich liebe nicht so schnell, antwortete sie mit köstlicher Koketterie; aber wenn Ihr warten wollt —

Sehr lange?

Es kommt darauf an, was Ihr lange nennt und wie viel Geduld Ihr habt.

O, drei Tage.

Nicht länger? fragte sie lächelnd. Und wenn ich Euch nun nach drei Tagen noch nicht liebe, gebt Ihr da das Erwarten auf?

Nein, nie! rief er feurig und huldigend. Nur laßt mich nicht bis zur Ewigkeit warten.

Etwas früher werde ich Euch erlösen, erwiederte sie; aber ich binde mich durch kein Versprechen.

Claude, die Herzogin von Lothringen, näherte sich. Anmuthiger Scherz wurde zwischen ihr und dem Könige von Navarra gewechselt.

Dann zog dieser sich zurück, um, wie er sagte, die Damen nicht in gewissen boshaften Betrachtungen zu stören, die ihnen in großer Gesellschaft das meiste Vergnügen gewährten, bei denen jedoch jeder Mann störend sei.

Claude dachte jedoch nicht daran. Sie fragte leise und angelegentlich ihre Schwester: Wie ist Euch?

Ihr meint, wegen Monsieur von Guise? fragte Margarethe. Fühlt! Und sie gab der Herzogin die Hand.

Ja, Ihr seid ruhig, sprach Madame von Lothringen, die von einer sehr heitern, lieblichen Gemüthsart war und gern Alles glücklich sah. O, wie freut mich das, meine Schwester! Wißt Ihr, ich hatte Angst.

Daß ich Monsieur von Guise noch lieben könnte? O, glaubt das nicht, meine Schwester. Die Frau, die erfahren hat, was ich erfuhr, hört auf zu lieben oder stirbt.

Das wäre der Mühe werth, um eines Mannes willen zu sterben! rief Claude munter.

Eher könnten die Männer es unsertwegen thun, nicht wahr?

Sie könnten es, ich gebe ihnen meine Erlaubniß dazu. Aber sie sind klüger und thun es nicht.

Glaubt Ihr wirklich, daß es ganz und gar unmöglich ist? fragte Margarethe so ernstlich, daß die Herzogin in Lachen ausbrach.

Ihr habt wol Lust, ein solches Wunder zu erleben? fragte sie. Es soll wol irgend ein Paladin um Eurer schönen Augen willen sich zu Tode schmachten? Ihr wollt den Amadis und die rührenden Novellen des Boccaccio verwirklicht sehen und erleben, was Ihr gelesen? Ach, meine gute Schwester, dergleichen Wünsche gebt auf, kein Heiliger erhört sie; denn erstens findet er sie sündlich, und zweitens ist ihre Erfüllung unmöglich, weil — die Dichter nur ihre

Bücher machen können und nicht das Leben. Das ist anders, da hat man mehr zu thun, als zu sterben, das heißt aus Liebe; auf andere Art stirbt man leider nur zu leicht. Seht Ihr es nicht an Euch selbst? Seid Ihr gestorben?

Monsieur von Guise wäre es nicht werth gewesen.

Wahr, ganz meine Meinung. Ihr habt sehr vernünftig gehandelt, daß Ihr leben geblieben, und ich wünsche ganz Frankreich und besonders allen seinen jungen Herren Glück dazu; was hätten sie denn anfangen wollen, wenn ihnen Eure schönen Augen gefehlt hätten, über die sie unaufhörlich Dummheiten schwatzen können, ohne sich je zu erschöpfen, weil der Gegenstand ein immer gleich angenehmer ist? Also noch einmal, Ihr habt sehr recht gethan; aber daß Ihr es gekonnt, ist die beste Beweisführung für meinen Satz, daß man nicht aus Liebe stirbt. Denn ist man erst im Sterben, so fragt

man nicht: war mein Geliebter es werth? Man denkt nicht daran, vernünftig zu sein, man stirbt, weil man muß, weil man nicht leben kann. Glaubt Ihr mir?

Ich glaube Euch; aber wisset Ihr wol, die Liebe, die nicht zu tödten vermag, ist nicht werth, daß sie erst lebe.

Das heißt so viel, daß es gar keine Liebe mehr geben soll?

Gewiß, wenn sie so ärmlich und schwächlich ist. Alles, was das Leben hat, kann den Tod geben, ein Kind, ein Wurm, ein Insekt; die Liebe allein kann es nicht, also ist sie erbärmlicher, als Wurm und Insekt. Wozu erst dieses klägliche Dasein?

Ich bitte Euch um Verzeihung: den Tod geben können ist durchaus nicht die Bedingung des Lebens; der Schmetterling z. B. tödtet nie, sondern lebt nur und saugt süßen Saft aus den Blumen.

So daß die Liebe ein Schmetterling wäre und Süßigkeit haben müßte, um sich zu nähren? Ja, ja, es mag so sein, deswegen kann man sie auch zwischen zwei Fingern zerdrücken.

Die Herzogin lachte wieder und nannte ihre Schwester eine seltsame Braut. Das war Margarethe oder eigentlich gar keine, wenn nur die Liebe die wahre Braut macht. Margarethe, ermüdet, wie sie von der kaum überstandenen Leidenschaft für Guise war, nahm mit Ergebung die augenblickliche Zufriedenheit an, welche ihr aus der nähern Bekanntschaft mit ihrem Bräutigam erwuchs. Glücklich war sie nicht; das konnte diese begehrliche, durstige Natur nur bei der höchsten Fülle sein und darum vielleicht nie ganz werden. Denn die Fülle kommt selten über uns und auch dann immer nur auf Augenblicke, wie in den höchsten Momenten der Liebe, der Begeisterung, des Frühlings; bleibend ist sie nicht und kann es nicht sein, weil dann das

Leben ein Genügen sein würde, was zu sein nicht seine Bestimmung ist.

Margarethe aber hätte, selbst wenn jetzt der Augenblick sein Füllhorn über sie ausgestürzt hätte, die duftige Überschüttung in ihrer jetzigen Stimmung nicht zu genießen vermocht. Das Fieber hatte sie verlassen; ihre kräftige, innerliche Gesundheit war mächtiger gewesen, als seine glühende Gewalt. Aber ihre Nerven waren abgestumpft, ihre Lebenssehnen schlaff; sie fühlte nur dumpf und begriff die Leidenschaft kaum mehr, obwol sie sich ihrer noch erinnerte. Aber das war nur wie ein Traum, der uns überreden will, er sei Wahrheit gewesen. Wir möchten es ihm glauben und können es nicht recht; wir ermüden uns damit, ins Klare zu kommen, und geben es endlich auf, indem wir sagen: Gleichviel, ob es Traum oder Wahrheit gewesen; genug, daß es vorbei ist und wir ruhig sind. Und dann seufzen wir

und möchten den Traum wieder haben und die Ruhe, die wir kaum gepriesen, wieder aufgeben.

Aus dieser Erinnerungssehnsucht war auch die Ironie entsprungen, mit welcher die Prinzessin den prosaischen Liebesbegriff der Herzogin beantwortet hatte. Daß es so sein könne, oder besser, daß es so sei, drückte sie nieder, wie nebelschwere Luft, und wer da je nach dem Sonnenschein mit dem tiefsten Bedürfniß der Brust geschmachtet und ihn dann mit den Fühlfäden der Seele genossen hat, der weiß, was für ein Druck eine solche Luft ist, die gleichsam schwer von sich selbst herabhängt und weder Sonnen- noch Mondenschein hindurchläßt. Margarethe lehnte blaß und matt in ihrem Sessel und athmete langsam in schrecklicher Beklommenheit; da fiel ihr Blick zufällig wieder einmal auf d'Antraguet, den sie in den letzten Wochen, da er ihr nicht zu begegnen gesucht, gänzlich vergessen hatte. Jetzt erinnerte sie sich seiner und

seiner langen Liebe, die auch jetzt noch aus seinen düstern Augen sie ansah, und ihres beiderseitigen Gespräches zu Blois. Ob er sterben wird aus Gram? fragte sie sich. Nein, wol auch nicht, dachte sie weiter; aber glücklich, wie die heidnischen Götter es gewesen sein sollen, wenn sie einander genossen, würde er sein, wenn er mich eine Nacht in seinen Armen halten könnte. — Monsieur von Guise ist es nie gewesen und mein Bräutigam wird es auch nicht sein, denn er liebt mich ebenso wenig, wie Jener mich geliebt hat. Und ist das nicht traurig, so schön sein, sich hingeben und doch Keinen glücklich machen? Ich möchte das Gefühl doch auch kennen lernen. Aber wie? Indem ich mich d'Antraguet hingäbe. Soll ich es thun? Sie dachte ernsthaft darüber nach, dann schloß sie: Nein, denn ich liebe ihn nicht, und ohne Liebe kann eine Frau es nicht thun, weil es dann ein Ekel ist. Da ich nun nie mehr lieben werde, so muß

ich dem Gedanken entsagen, je glücklich gemacht zu haben oder noch zu machen.

Heinrich von Guise hatte unterdessen die Niederlage, die seine Eitelkeit erlitten, bereits über ernstlichen Befürchtungen vergessen, zu denen Karl's Betragen ihm Anlaß gab. Nie, und das will viel sagen, hatte er den König so verbissen ingrimmig gegen sich gefunden. Karl beherrschte sich nach Möglichkeit; sich völlig zu beherrschen war bei ihm eine Unmöglichkeit, und Guise näherte sich jetzt mit sichtlich bewölktem Gesichte der Königin-Mutter.

Madame, redete er sie an, ich wünschte wahrlich zu wissen, wer die Freunde wären, die in meiner Abwesenheit so geschäftig zu meinem Besten gewesen sind.

Katharina sah ihn bekümmert an. Also auch Ihr findet den König, meinen Sohn, so verändert, mein Vetter?

Ich will es meinen, Madame, und ich be-

greife nicht, weshalb. Ich habe mich verheirathet, ich habe dem Admiral Platz gemacht, was mir nicht leicht war — seine Wange röthete sich heftig, — ich bin jetzt nur mit Erlaubniß Sr. Majestät an den Hof zurückgekehrt und habe auch ohne Weigerung das Wort gegeben, das mir abgefodert worden ist — worin also habe ich gefehlt? Was ist mein Verbrechen?

Daß Ihr der Herzog Heinrich von Guise seid.

Diese Sünde ist so alt wie ich selbst. Warum fällt es Sr. Majestät erst jetzt ein, mich dafür bestrafen zu wollen?

Weil erst jetzt der Admiral von Coligny das Ohr und das Herz des Königs vergiftet hat.

Ah, ist es das? murmelte der Herzog und warf einen fahlen Blick auf den Greis, der eben voll jugendlicher Lebhaftigkeit mit dem Könige sprach.

Verrathet Euch nicht, sprach Katharina eindringlich und setzte dann hinzu: Was glaubtet Ihr denn sonst? Daß man falsches Spiel mit Euch im Sinne hätte? Wie könnte das sein?

Ich wollte es auch Keinem rathen, antwortete er mit einem solchen Nachdruck, daß der Graf von Retz die Königin einen Augenblick lang aufmerksam betrachtete, um zu sehen, welch einen Eindruck die drohende Miene des Herzogs wol auf sie gemacht. Sie blieb jedoch ganz unbefangen und sagte nur: Ihr wißt's nun, wem Ihr für den Empfang zu danken habt.

Ich habe es dem Gerüchte nicht glauben wollen, daß der König so bezaubert sei; nun ist es doch so.

Man spricht also davon?

Allgemein. Alle gute Katholiken murren und sagen, es sei seltsam, daß Der, welcher so viele Kirchen verbrannt, den ersten Platz in der königlichen Gunst innehabe, und daß der König,

wenn das noch lange so währe, geradezu in die Predigt gehen werde.

Gott behüte uns davor. Ich hoffe, so weit soll es nicht kommen.

Es bleibt also noch bei Euerm Entwurfe, Madame?

Könnt Ihr fragen? Mehr als je, denn der Admiral könnte selbst mir gefährlich werden. Auch gegen mich ist der König seltsam verändert. Kaum daß er mir antwortet, wenn ich ihn befrage. Den Krieg in Flandern bespricht er ganz allein mit dem Admiral; aber dieser, der mehr Zutrauen zu meiner Klugheit hat, theilt mir Alles mit.

Der brave Mann! bemerkte Guise ironisch.

Ja, versetzte Katharina lachend, man glaubt wirklich mit einem Kinde zu thun zu haben, so unschuldig ist er. Es muß irgend ein Heiliger sein, der ihn geblendet hat, damit unser Anschlag gelinge. Glaubt Ihr, daß

er sogar beim Könige zu meinen Gunsten spricht?

Guise lachte.

Dagegen vermehrt er dessen Mistrauen gegen meinen Sohn d'Anjou, fuhr Katharina fort, und ich fürchte für diesen so sehr einen plötzlichen Ausbruch von der Eifersucht des Königs, daß ich mehr als je für ihn den Thron von Polen wünsche. Ihr wißt, daß der König von Polen gestorben ist?

Der Herzog bejahte und fragte, ob Aussicht für den Herzog d'Anjou da sei.

Monsieur von Balagny schreibt, es komme Alles auf einen geschickten Gesandten an.

Und wen erachtet Ihr dieses Vertrauens für würdig?

Monsieur den Bischof von Valence. Meint Ihr nicht?

Ich kann Ew. Majestät nur beistimmen. Monsieur von Montmorency ist dem-

nach ohne Erfolg aus England zurückgekehrt?

So ist es. Die Königin von England will keinen Ehemann, sondern nur Liebhaber.

Der Geschmack ist frei. Sollte es aber der Monsieurs sein, den Hof von Frankreich mit dem von Polen zu vertauschen?

Mein Freund, eine Krone ist immer angenehm. Glaubt Ihr das nicht?

Ihr redet aus Erfahrung, Madame, wie sollte ich Euch widersprechen?

Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß Katharina es Wunder wie gut mit dem jungen Manne meine, dem sie so vertraulich alle ihre Pläne und Befürchtungen mittheilte? Und kaum hatte er sich entfernt und dafür Albert von Gondi genähert, so sagte sie mit funkelnden Augen zu diesem: Der junge Unverschämte! Hörtet Ihr die Drohung, die er sich gegen mich erlaubte? Wie liegt es mir am Herzen,

endlich die Anmaßung und Frechheit dieser kleinen Prinzen von Nichts mit Füßen zu treten.

Albert von Gondi sagte zu ihr, wie sie vorhin zu Guise gesagt: Verrathet Euch nicht! Als sie sich rasch wieder gesammelt hatte, fuhr er fort: Ihr werdet es können; glaubt mir, mein Plan gelingt. Den Admiral ermordet und dann gegen die Hugenotten die Schuld auf die Guisen geschoben; dann metzeln die Hugenotten, welche stärker sind, die Guisen nieder und das Volk rächt wiederum diese; beide Parteien reiben sich gegenseitig auf, ohne daß auf den Hof irgend eine Schuld fallen kann, und Ihr —

Und ich bin frei! nahm Katharina mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit das Wort. Ah, es wäre endlich Zeit; mein ganzes Leben hindurch habe ich mich beugen und bald bei Dem und bald bei Diesem betteln müssen. Ich möchte endlich einmal herrschen können!

Ihr Gesicht hatte einen erschreckenden Ausdruck von Energie, fast wie das einer Löwin, die nach Raub lechzt. Man sah, sie sprach den glühendsten Gedanken ihres Gehirnes aus.

Aber ich fürchte den König, Gondi, setzte sie nach einer Pause hinzu. Ich versichere es Euch, was ich immer nur vom Hörensagen gekannt, das kenne ich jetzt — die Furcht. Glaubt mir, der König könnte furchtbar sein, wenn er erst zu dem Bewußtsein gekommen wäre, daß er König sei.

Das ist er, Madame, sagte Retz.

Also fürchtet Ihr auch? fragte sie rasch.

Wenn Ihr den Muth verliert, Madame, wer soll da nicht zittern?

Ihr habt recht, es zu thun, denn um Euch wäre es dann auch geschehen.

Ich weiß es und darum sage ich: zaudert nicht zu lange.

Vor der Hochzeit ist kein Streich möglich.

Wenn es nachher nur nicht zu spät ist.

Nein, sprach Katharina, plötzlich lächelnd, fürchtet Nichts; so schnell kann ich meine Macht über meinen Sohn nicht verloren haben. Wenige Monate haben nicht mehr Einfluß, als zwanzig Jahre. Nein, ich glaube, daß ich im entscheidenden Augenblicke siegreich sein werde.

Der Teufel helfe uns dazu, murmelte der Graf von Retz.

Katharina von Medici kam jedoch in der Zeit, die noch bis zur Vermählung verfloß, trotz aller Kunst dem Könige nicht wieder näher. Karl wich ihr hartnäckiger als je aus und über Geschäfte sprach er gar nicht mehr mit ihr, nur über die Feste, welche gegeben werden und so prächtig wie möglich ausfallen sollten.

Daß er den Anschlag jetzt abscheulich fand, daß der Verrath ihn empörte, wobei er selbst Mitschuldiger war, daß er nicht länger die Metzelei wollte, daß er Coligny wahrhaft anhing

und königlich und männlich handeln wollte — das Alles getraute er sich noch nicht seiner Mutter zu sagen. Er fürchtete sie einestheils aus Gewohnheit, anderntheils imponirte sie ihm durch das Übergewicht, welches entschiedene Charaktere immer über unentschlossene Menschen haben, sogar wenn diese ihnen in einzelnen Eigenschaften überlegen sein sollten. Aber auch das war bei Karl nicht der Fall; Katharina war ihrem Sohne, ihren Kindern überhaupt in Allem überlegen, und Karl konnte sich daher, so lange die Sache im gewöhnlichen Gange blieb, nur heimlich im Innern gegen sie empören, nicht offen und frei ihr entgegentreten. Nun muß man noch dazu nehmen, daß immer ein Grad moralischen Muthes dazu gehört, verderbten Spöttern gegenüber das Gute zu bekennen, besonders wenn man sich neu dazu bekehrt hat, und man wird es begreifen, daß Karl keine offene Erklärung gegen Katharina

wagte und sich darauf verließ, daß irgend einmal eine Aufwallung von Jähzorn ihm den Muth geben werde, ihre Herrschaft abzuschütteln und Coligny anstatt ihrer zum Antheil an der Regierung zu berufen.

Coligny erhielt unterdessen noch immer Warnungen und wies sie immer zurück. Daß die Unternehmungen des Grafen Ludwig von Nassau und seiner Gefährten in den Niederlanden schlechten Erfolg gehabt, gab neuen Anlaß zum Mistrauen; man murmelte, ihre Absichten seien den Spaniern verrathen worden. Coligny versetzte, er selbst habe es gelesen, daß St. Goar, der französische Gesandte, aus Madrid an den König geschrieben, der König Philipp lasse ihm sagen: er habe Krieg und Frieden in seiner Hand. Die Bürger von La Rochelle waren unruhig über die Flotte, die nun ganz ausgerüstet zu Brouage lag. Coligny schrieb ihnen, sie sollten sich nicht bekümmern; Messieurs von

Strozzi und la Garde würden ihre Nachbarschaft bald verlassen. Einige Tage später kam ein Edelmann, Langoiran mit Namen, zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen. Wo wollt Ihr hin? fragte Coligny.

Nach Hause, Monseigneur?

Warum? Geht es Euch hier nicht gut.

Im Gegentheile, ich finde, daß man uns hier mit zu großer Güte behandelt.

Auch Ihr habt diese Gedanken?

Monseigneur, es wäre sehr gut, wenn Ihr sie auch hättet; denkt an Messieurs von La Noue und Genlis: Dieser aufgehoben — Jener in Mons gefangen.

Der König hat sie durch seinen Residenten, Claude Mondoucet, vom Herzoge von Alba bereits zurückfodern lassen.

Dann will er, daß sie ihm nicht entgehen sollen.

Langoiran, beleidigt den König nicht!

Monseigneur, beleidigt Gott nicht, indem Ihr in vermessener Sicherheit alle Warnungen verschmäht, die er Euch durch den Mund treuer Diener sendet. Ihr kennt mich, Ihr habt mich in manchem Gefechte an Eurer Seite gesehen; bin ich gewohnt, Furcht zu haben?

Nein, Ihr seid ein Braver.

Wohlan, Monseigneur, jetzt habe ich Furcht; nicht vor einer Gefahr, der ich als Mann gegenüberstehen würde, aber wol vor einer, die im Dunkeln kommt, gegen die der Muth Nichts vermag. O seht, Monseigneur, ich beuge das Knie vor Euch; habt Mitleid mit den Euern, mit Frankreich, mit Euch selbst! Verlaßt den Hof, geht nach Châtillon!

Der Admiral reichte ihm freundlich die Hand und hob ihn auf. Geht jetzt nach Hause, Langoiran, da Ihr diese Einbildung nicht lassen könnt; aber wenn die Hochzeit vorüber sein wird und Ihr gesehen haben werdet, daß Ihr

ein Thor waret, dann kommt zu mir nach Flandern.

Langoiran küßte schmerzlich die Hand des Greises. Mit Gott denn, Monseigneur, sprach er; ich will mich lieber mit den Thoren retten, als mit den Weisen umkommen.

Und der letzte Warner verließ den Admiral.

Achtes Kapitel.

So kam der siebzehnte August 1572 heran, welcher der Tag des feierlichen Verlöbnisses war. Der Cardinal von Bourbon vollzog es gegen Abend im Louvre; dann war Tafel und Ball, und endlich wurde Margarethe von ihrer Familie und vielen Herren und Damen nach dem bischöflichen Palaste gebracht, wo sie diese Nacht schlafen sollte. Warum? Fragt die Etikette des Hofes Sr. allerchristlichsten Majestät Karl IX. von Frankreich.

Montag den achtzehnten war Hochzeit. Der König von Navarra, geleitet von den Herzögen

d'Anjou und d'Alençon, vom Prinzen von Condé und dessen Bruder, dem Marquis von Conty, der nebst den beiden noch jüngern Brüdern am Hofe erzogen worden war, von den Herzögen von Guise, von Montpensier, d'Aumale und von Nevers, vom Admiral und allen anwesenden Marschällen, sowie von vielen Herren beider Parteien, begab sich nach dem bischöflichen Palaste, um seine Braut abzuholen. Geführt vom Könige, ihrem Bruder, und gefolgt von ihrer Mutter, ihrer Schwester und allen Prinzessinnen und Damen des Hofes, erschien Margarethe, etwas bleich, aber doch schön in ihrem prachtvollen bräutlichen Schmucke. Sie trug ein Kleid von violettem Sammet, mit Lilien besäet, den großen Mantel von demselben Sammet, dessen vier Ellen lange Schleppe ebenfalls mit Lilien eingefaßt war und von drei Prinzessinnen getragen wurde, und auf dem Kopfe eine Krone von Perlen, mit Diamanten und Rubi-

nen besetzt. Die andern Damen hatten Kleider von Gold und Silberstoff; der König und der Bräutigam, die Brüder des Königs und der Prinz von Condé trugen eine und dieselbe Kleidung: gelben Atlas mit Silberstickerei und Verbrämungen von Edelsteinen. Die katholischen Prinzen und Herren waren gleichfalls prächtig geschmückt, dahingegen die Hugenotten ganz einfach erschienen. Die Edelleute, die Beamten des königlichen Hauses, die Garden und die Musiker gingen dem Zuge auf den mit Goldstoff behangenen Gerüsten voraus, bis er die vor dem großen Eingang der Kirche von Notre-Dame errichtete Estrade erreichte, wo Angesichts alles Volkes Margarethe von Valois und Heinrich von Bourbon nach einem ganz besondern Formular durch den Cardinal von Bourbon getraut wurden.

Margarethe hörte nun die Brautmesse, während der Bräutigam mit den Hugenotten drauf-

Digitized by Google

sen in der Nähe verweilte. Dann holte der Marschall d'Amville ihn ab und er küßte in Gegenwart des Hofes seine schöne Braut zum ersten Male. Margarethe ward bleich dabei.

Erschreckt Euch mein Kuß? Fürchtet Ihr Euch vor meiner Liebe? fragte er sanft.

Liebt Ihr mich denn? fragte sie ernstlich und erhob die Augen zu ihm.

Ja, antwortete er und er sprach wahr; er hatte die Schönheit, die so prächtig und fürstlich vor ihm stand und deren Blick doch so weiblich bittend war, in diesem Augenblicke wirklich aus tiefster Seele lieb.

Dann will ich Euch eine treue und gehorsame Frau sein.

Auch eine liebende? Ich habe nun schon viel länger gewartet, als drei Tage.

Ja, antwortete sie ihrerseits mit Überzeugung; Ihr werdet gut gegen mich sein und ich werde Euch lieben.

Der König foderte nun die Neuvermählten auf, sich zurück in den bischöflichen Palast zu begeben, wo das Mittagsmahl bereit sei. Der glänzende Zug setzte sich abermals in Bewegung.

Der Admiral betrachtete, ehe er die Kirche verließ, die Fahnen, welche den Hugenotten bei Jarnac und Moncontour abgenommen und in Notre-Dame aufgehängt worden waren.

Das sind traurige Siegeszeichen, sprach er. Hilft Gott, sollen sie bald durch freudigere ersetzt werden.

Auch ich hoffe es, mein Vater, antwortete Karl, der es gehört hatte.

Das Mittagsmahl war des Festes würdig; die Küche wurde damals schon auf ausgezeichnete Weise bedient. Während desselben warfen Herolde Medaillen unter das Volk; auf diesen standen unter passenden Bildern die Inschriften: Dieses Band fesselt die Zwietracht; und: Ich verkünde Euch den Frieden.

In den Louvre zurückgekehrt, hielt der König vollen Hof. Das Parlament erschien, nebst allen Gerichten von Paris; dann eröffnete Karl den Ball, der nur durch das Ballet unterbrochen wurde. Ich will dieses beschreiben. Es ist nicht gerade geschmackvoll, indessen sind unsere Festspiele denn viel sinnreicher?

Es zogen also in den großen Saal des Louvre drei große, als silberne Felsen gestaltete Wagen ein, deren jeder fünf Musiker trug. Zwei fuhren zusammen voraus, der dritte folgte allein; von ihm herab ließ der berühmte Sänger Etienne le Roi seine herrliche Stimme ertönen. Nach diesem kamen sieben andere versilberte Wagen; drei davon stellten ebenfalls drei Felsen vor, die ganz mit Muscheln und kleinen Meerthieren bedeckt waren. Auf jedem saß in einer von vier Säulen gebildeten Nische ein Meergott. Die andern Wagen waren Seelöwen, die auf der Spitze des gewundenen

Fischschwanzes jeder ebenfalls einen Meergott und zwar in silberner Muschel trug. Ganz zuletzt kam ein goldenes Seepferd; auf dessen Schwanz saß in gleichfalls goldener Muschel Neptun, der mit seinem Dreizack die übrigen Meergötter leitete. Diese, in Gewänder von dunklem Goldstoffe gekleidet, waren die Herzöge d'Anjou und d'Alençon, der König von Navarra, der Prinz von Condé, der Prinz Dauphin, Sohn des Herzogs von Montpensier, und der Chevalier d'Angoulême. Man kann sich denken, welch ein Ärgerniß dem strengen Heinrich von Condé diese Meergottschaft war. Neptun war Karl selbst. Sämmtliche Felsen und Meergethiere bewegten sich beim Schalle der Musik langsam durch den Saal; einige Prinzessinnen wurden aufgenommen, einige Tänze getanzt, dann ging Alles zur Ruhe.

Der Admiral schrieb noch in der Nacht an seine Frau einen Brief, dessen Naivetät so

liebenswürdig ist, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn mitzutheilen.

„Meine hochtheure und vielgeliebte Frau! Heute ist die Hochzeit der Schwester des Königs mit dem Könige von Navarra vollzogen worden. Die nächsten drei oder vier Tage werden nun in Spielen, Banquetten, Maskeraden und Lustgefechten vergehen. Dann hat der König mir einige Stunden versprochen, um die Klagen anzuhören, welche von verschiedenen Seiten des Reiches her erhoben werden, betreffend das Friedensedict, welches man verletzt. Es ist wol billig, daß ich soviel wie möglich mich dafür verwende. Denn obgleich ich großes Verlangen trage, Euch zu sehen, so würdet Ihr doch, meine ich, mit mir unzufrieden sein, wenn ich in solcher Angelegenheit träge gewesen und Unglück daraus entstanden wäre, daß ich nicht meine Pflicht gethan. Jedenfalls will dieser Aufenthalt meine Abreise von hier nicht ver-

maßen verzögern, daß ich nicht die nächste Woche Erlaubniß dazu erhalten sollte. Dächte ich nur an mich, so möchte ich aus Gründen, die ich Euch mittheilen werde, weit lieber bei Euch sein, als noch länger hier. Aber man muß das öffentliche Wohl höher halten, als sein eigenes. Ich habe Euch noch weit mehr zu erzählen, sobald ich Euch sehen werde, was ich Tag und Nacht wünsche. Was ich Euch erzählen kann, ist dieses: Es hatte vier Uhr geschlagen, als die Brautmesse gesungen wurde; der König von Navarra ging unterdessen auf einem Platze, nahe dem Tempel, spazieren, begleitet von einigen Herren unserer Religion. Hiermit bitte ich Gott, meine sehr theure und vielgeliebte Frau, daß er Euch in seinem heiligen Schutz behalte.

Aus Paris den 18. Tag des August 1572.

Euer vielgeliebter Mann

Chastillon."

Ist der Greis nicht liebenswürdig in diesem vertraulichen Schreiben?

Am Dienstage, heißt es in den alten Memoiren, stand man so spät auf, daß man erst um drei Uhr in das Hotel d'Anjou ging, wo der junge Ehemann das Mittagsmahl ausgerichtet hatte. Nachher wurde im Louvre bis zum Abend getanzt; die schönen Herren und Damen des Hofes müssen viel Athem gehabt haben.

Am Mittwoch fand im Palaste Bourbon abermals ein Spiel statt, welches allegorisch genug war. Es wurden das Paradies und die Hölle vorgestellt, und irrende Ritter, der König von Navarra und Herren von ihm, von den Wächtern des Paradieses, dem Könige und seinem Bruder zurückgetrieben und von den Teufeln in die Hölle geschleppt. Die Königin-Mutter hatte diese Anordnung erfunden; Donnerstags wurden endlich die Festlichkeiten mit einem Ringstechen beendet.

Der Marschall von Montmorency verließ an diesem Tage Paris, unter dem Vorwande, sich zu Chantilly mit der Jagd zu ergötzen. Aber zu Coligny sprach er: Ich fürchte die Guisen!

Warum? fragte Coligny; sie haben keine neue Feindseligkeit gezeigt.

Trotzdem fürchte ich sie und möchte, Ihr kämet mit mir.

Ich bin sicher; der König, der ebenso denkt wie Ihr, hat mir von den zwölfhundert Büchsenschützen, die er in die Stadt hat kommen lassen, einen Theil zur Wache gegeben.

Montmorency reiste ab.

Am Hofe schien Alles ruhig, ermüdet von den Festlichkeiten.

Der König aber war es nicht; er ahnte, daß seine Mutter nun auf die Ausführung des Anschlages dringen, daß es ernstlichen Kampf mit ihr und seinen bisherigen Rathgebern kosten

werde, und in düsterer Unentschlossenheit saß er in seinem Cabinet und spielte mechanisch mit seinen mächtigen Jagdhunden, als der Herzog d'Anjou, Abgesandter Katharina's, zu ihm eintrat.

Karl wandte sein Antlitz dem gehaßten Bruder entgegen und der Ausdruck in seinen Augen war so entsetzenerregend, daß d'Anjou, leichenhaft erbleicht, zurückwich und kaum mit bebender Hand die Thür zu schließen vermochte.

Augenblicklich eilte er zu seiner Mutter. Auch Katharina erblaßte, als sie sein verstörtes Aussehen wahrnahm. Was ist's? fragte sie hastig.

Madame, der Admiral muß sterben oder wir Alle sind verloren! Und er beschrieb mit Schaudern, wie Karl ihn angesehen.

Katharina sann nach. Ja, die Gefahr wird dringend, sprach sie dann bestimmt und gefaßt. Und sie sandte zum Grafen von Retz und zum Herzoge von Guise.

Mein Vetter, sagte sie zu diesem, als Beide gekommen, der Augenblick ist da; ich übergebe Euch den Admiral.

Und Ihr steht für die Folgen, Madame? fragte Guise, trotz der Mordlust, die ihn durchzuckte, noch Meister seiner selbst.

Für alle, antwortete sie. Fürchtet nichts; ist Coligny erst todt, dann bin ich wieder allmächtig beim Könige.

Ein Familienrath wurde sogleich im Hotel von Guise gehalten. Die Herzogin von Nemours, Anna von Este, an welche Coligny so zuversichtlich glaubte, war am heftigsten für den Mord.

Rächet Euern Vater, sprach sie, und ihre Schönheit, die noch immer groß war, wurde durch ihre Seele ganz entstellt.

Hm, meinte Nemours, es ist für mich nicht gerade schmeichelhaft, daß Ihr noch so von Rache wegen des Verlustes Eures ersten Mannes brennt.

Ein Beweis mindestens, daß ich ihn Euch nicht ersetze.

Monsieur, sprach sie stolz, wir haben gegen die Todten ebenso gut Verpflichtungen wie gegen die Lebenden. Ich würde Euern Tod ebenso eifrig zu rächen suchen, wie jetzt den meines seligen Mannes, Monsieur von Guise.

Danke, ich wünsche Euch diese Mühe nicht zu verursachen. Ihr bedenkt jedoch meines Erachtens nach etwas nicht, daß nämlich der Admiral sein Wort darauf gegeben hat, er sei unschuldig.

Sein Wort! rief Heinrich von Guise. Und Poltrot's letzte Betheuerung, als er zum Tode geführt wurde!

Ich würde doch eher dem Worte eines Edelmannes, als dem eines Mörders glauben, erwiederte Nemours ernst. Und dann, habt Ihr nicht auch das Eurige gegeben, den Admiral unangetastet zu lassen? Glaubt mir, es ist

kein angenehmes Bewußtsein, sein Wort gebrochen zu haben. Das meinige wurde einst, Gott sei Dank! nicht von mir, aber vom Hofe verletzt; glaubt Ihr, daß ich mich noch daran erinnere?

Ich werde weniger zart von Gewissen sein, erwiederte Guise kalt.

Ein erzwungenes Wort ist kein gegebenes, fiel Anna von Este ein.

Ihr könnt Euch ja Absolution dafür geben lassen, bemerkte höhnisch die Herzogin von Montpensier.

Und dann ist ein Hugenott kein Mensch, sprach ihr Gemahl, dessen Menschenfreundlichkeit wir bereits kennen, folglich kann man ihm kein Wort geben.

Zu welcher Klasse von Thieren rechnet Ihr die Hugenotten? fragte Nemours mit wißbegieriger Miene.

Wenn Ihr Dummheiten sagen wollt, wäh-

rend wir hier berathen sollen, so geht nach Hause, polterte Montpensier.

Es dünkt mir, als wäre ich der Einzige von allen Gegenwärtigen, der bisher noch keine gesagt hat, erwiederte Nemours stolz und mit der Überlegenheit des Geistes und der Bildung. Da wir hier, wie Ihr sagt, berathen sollen, so hört meinen Rath: handelt wie Edelleute und nicht wie Meuchelmörder.

Monsieur! rief Guise drohend.

Was beliebt? fragte Nemours kalt.

Guise bezwang sich und antwortete auch kalt: Ich sage, daß Euer Rath eines Geistlichen würdig ist und nicht eines Fürsten. Coligny stirbt.

Ihr wäret nicht mein Sohn gewesen, wenn Ihr anders entschieden hättet, rief die Herzogin von Nemours.

Ihr versteht es, die Ehre unsers Hauses zu bewahren, setzte Katharina von Guise hinzu.

Murrend fragte Montpensier: Ihr werdet doch wol nicht etwa den Hund warnen?

Gott bewahre mich, versetzte Nemours in seiner gewöhnlichen abgespannten Art; treibt Euch die Wuth, so laßt morden. Ich habe meine Meinung gesagt. Und er legte sich gähnend zurück.

Die Übrigen beriethen weiter. Der Plan der Ausführung wurde entworfen.

Der Mörder war bald bestimmt. Nicolas von Louviers, Herr von Maurevel, bereits durch den Mord eines Hugenottenanführers, des Seigneur von Mouy, bekannt, wurde erwählt und willigte ein. Monsieur von Chailly, Oberintendant des Herzogs von Guise, führte ihn am selben Abend noch in ein Haus, welches an das Kloster Saint Germain de l'Auxerrois stieß. Dort wohnte Peter Piles von Villemur, Hofmeister des Herzogs von Guise. Jetzt aber war derselbe gerade abwesend und Monsieur

von Chailly empfahl den unbekannten Gast, der nur einen Diener bei sich hatte, der Sorge der Haushälterin.

Der Admiral wurde am Morgen des zweiundzwanzigsten August in das Cabinet des Herzogs d'Anjou beschieden, um gemeinschaftlich mit den Marschällen von Cossé und von Thavannes einen Streit zwischen den Herren von Guerchy und von Thianges zu schlichten. Als das geschehen und er nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, begegnete er dem Könige, der ihn mit sich zum Ballspielplatze führte. Hier sah er eine Weile zu, wie Karl und der Herzog von Guise Partie gegen Theligny und einen andern Edelmann machten, und dann empfahl er sich, um Mittag essen zu gehen. Er war noch nicht hundert Schritte vom Louvre entfernt, als er, eine Bittschrift lesend, an dem vergitterten Fenster vorüberkam, hinter welchem Maurevel ihn erwartete. Dieser schoß seine mit

drei Kugeln geladene Büchse auf ihn ab, schwang sich im Klosterhofe auf ein bereitstehendes Pferd, fand am Thore Saint Antoine ein zweites, und entkam auf diese Art, ehe man noch daran denken konnte, ihn zu suchen. Nicht, daß die den Admiral begleitenden Edelleute nicht gleich die Thür des Hauses gesprengt hätten. Aber was half das? Die Haushälterin und selbst der Diener wußten von dem Flüchtigen nichts; der Diener hatte ihn sogar nur unter falschem Namen gekannt.

Eine Kugel hatte dem Admiral den Zeigefinger der rechten Hand mit fortgenommen, eine zweite ihn in den linken Arm verwundet. Trotzdem war er am ruhigsten von Allen.

Man unterstützte ihn und geleitete ihn nach Hause. Einer der Herren rief angstvoll: Wenn die Kugeln vergiftet wären!

Es wird nur geschehen, was Gott gefällig sein wird, versetzte Coligny gelassen.

Die Herren von Monneins und Piles hatte er sogleich an den König gesandt. Dieser spielte noch, als sie mit verstörten Gesichtern ihm die Nachricht überbrachten. Heftig warf er das Rakett an die Erde und rief mit funkelnden Augen: Soll ich denn nie Ruhe haben? Unbemerkt entfernte sich Guise.

Katharina erwartete unsäglich gespannt den Ausgang und das Benehmen Karl's. Es währte nicht Minuten, so ließ er sie rufen. Heinrich d'Anjou kam mit, obgleich nicht mit sehr festem Herzen. Heftig kam Karl ihnen entgegen und fragte unter den schrecklichsten Flüchen, was das sei und ob sie davon Kenntniß gehabt. Beide sparten die Gegenbetheuerungen nicht. Dann sind es die Schufte von Guisen, schrie er wild. Ich will sie haben und hängen lassen.

Es könnte sein, daß sie es gewesen wären, antwortete Katharina und fragte dann, zu d'Anjou gewandt: Meint Ihr nicht auch, mein Sohn?

Der Herzog zuckte die Achseln. Madame, ich fürchte mich, ungerecht anzuklagen; ich habe bei dem Argwohne des Königs, meines Bruders, eben gefühlt, wie das thut. Mutter und Sohn blieben dabei ganz ernsthaft.

Ich will Gerechtigkeit, schnaubte Karl.

Gerechtigkeit? Wer soll sie anders ausüben als ihr? fragte Katharina. Nur müssen wir erst den Schuldigen haben. Lasset die Thore bis auf zwei schließen, an diese starke Wache stellen und dann befehlt, daß sogleich die Untersuchung eingeleitet werde.

Das Alles war bereits geschehen, als der König von Navarra und der Prinz von Condé vom Admiral, wohin sie sogleich geeilt, in großer Aufregung zurückkamen und den König baten, Paris, wo sie nicht länger sicher seien, augenblicklich verlassen zu dürfen.

Der König theilte jedoch zu redlich ihren Unwillen, als daß sie es nicht hätten sehen und

sich zum Bleiben überreden lassen sollen. Aber doch zogen Beide sich in äußerst finsterer Stimmung in ihre Zimmer zurück.

Margarethe suchte ihren Mann ängstlich auf. Noch waren sie nicht acht Tage vermählt, und schon begegnete ihr sein Blick unfreundlich. Sie empfand es, aber sie begriff es auch und sagte daher sanft und theilnehmend: O mein Gott, Monsieur, welch ein Unglück!

Ja, ich verliere meinen Vater, wenn Monsieur von Coligny stirbt, antwortete Heinrich.

Aber das wird nicht sein! Nicht wahr, Gott wird ihm beistehen?

Weiß ich's? Und dann, geneset er auch, kann da nicht schon ein zweiter Mörder auf uns lauern? Nicht vielleicht auch auf mich?

Auf Euch, der Ihr mein Mann seid? O, das würden sie nie wagen.

Margarethe, rief auffahrend Heinrich, so glaubt Ihr denn, daß der König —

O, nicht der König! fiel sie erschrocken ein.

Nun wohl, die Königin, Eure Mutter, denn?

Margarethe schwieg gepeinigt.

Wußtet Ihr etwas? fragte Heinrich mit dunkler Stirn, obwol zweifelhaft.

O, das ist unrecht von Euch! sprach sie und Thränen kamen ihr in die Augen.

Vergebt, bat er und faßte ihre Hand. Seht, ist es nicht natürlich, daß ich mistrauisch werde? Kaum habe ich meine Mutter verloren, und schon wieder droht mir ein Verlust, der Dessen, den ich als Vater ehre. Ich bin hier ganz allein, unerfahren, rathlos, betäubt von dem ungewohnten Leben —

Allein? fragte sie, als er innehielt. Und ich?

Meint Ihr es denn wahrhaft gut mit mir?

So wahr mir Gott helfe, ja!

Und werdet Ihr an mir halten?

Als Eure treue Frau, wie ich es Euch gelobt.

Ich wollte jetzt fort von Paris; würdet Ihr mich begleitet haben?

Wohin Ihr gewollt hättet.

Gott sei Dank und Euch, sprach er herzlich, sie an sich drückend. Ich bin also nicht allein hier.

Der Admiral war inzwischen unter den Händen der Ärzte. Der berühmte Wundarzt des Königs, Ambrosius Paré, schnitt ihm den Finger ab und aus dem Arme die Kugel. Geduldig hielt er aus, während die Edelleute, die ihn umgaben, sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Die Marschälle von Cossé und d'Amville kamen jetzt und waren heftig entrüstet und zugleich sehr bekümmert. D'Amville fragte den Leidenden, von wannen er glaube, daß dieser Streich gekommen sei. Coligny antwortete: Ich habe auf Niemand Verdacht, als auf Monsieur von Guise; doch möchte ich es nicht be-

haupten. Wie Dem auch sei, durch Gottes Gnade lernte ich seit langer Zeit weder meine Feinde, noch den Tod selbst fürchten; denn ich bin versichert, daß dieser mir nichts thun kann, sondern mir im Gegentheile zu seliger, ewiger Ruhe verhelfen wird. Dennoch schmerzt mich bei dieser Wunde etwas: daß ich mich der Mittel beraubt sehe, dem Könige zu zeigen, wie gern ich ihm gedient hätte.

Er hatte bereits Theligny zu Karl geschickt, um bitten zu lassen, daß der König ihn besuche; jetzt beauftragte er noch d'Amville mit derselben Bitte und um zwei Uhr Nachmittags erschien, begleitet von seiner Mutter, seinen Brüdern, den Herzögen von Montpensier und Nevers, den Marschällen d'Amville, von Cossé und Thavannes, dem Grafen von Retz und den Herren von Thoré und von Meru, Karl bei dem Kranken.

Die Begrüßung Beider war herzlich. Ihr

habt die Wunde, mein Vater, und ich fühle den Schmerz, sagte Karl.

Coligny antwortete bescheiden: Sire, ich danke Euch so demüthig wie möglich für die Ehre, welche Ew. Majestät mir erzeigt.

Karl wollte die Kugel sehen. Der Herr von Cornaton brachte sie. Bei Gottes Tod, rief Karl leidenschaftlich, ich werde wegen dieser That eine Rache üben, die zum ewigen Beispiel dienen soll!

Katharina setzte hinzu: Wenn solche Verbrechen unbestraft bleiben sollten, so würde man sich bald nicht mehr scheuen, den König selbst in seinem Bette zu ermorden.

Sire, versetzte ruhig der Greis, Ihr braucht Denjenigen, dem ich hierfür zu danken habe, nicht weit zu suchen. Doch Gott soll mir nie mehr beistehen, wenn ich Rache deswegen suche; Gerechtigkeit werdet Ihr mir verschaffen, das weiß ich von Euch.

Bei Gottes Tod, Ihr sollt Gerechtigkeit haben!

Auch war es nicht darum, daß ich Ew. Majestät bitten ließ, zu kommen.

Der König näherte sich noch mehr dem Admiral und dieser sprach lange und heimlich mit ihm. Was Coligny ihm sagte, konnte kein Anderer verstehen. Katharina getraute sich nicht, sich zu nähern; sie blieb verlegen — für sie eine ganz neue Lage — inmitten des Gemaches mit d'Anjou, Thavannes und Montpensier, während die übrigen Herren mit den Hugenotten sich unterhielten. Von den Montmorency's und Cossé war das ganz natürlich; auch der Herzog d'Alençon hatte immer eine so große Verehrung für Coligny gezeigt, daß man seinen warmen Antheil als aufrichtig annehmen mußte. Aber Albert von Gondi — was hatte denn der so eifrig und vertraulich mit Theligny und Cornaton zu reden? Er bewies ihnen mit

allen möglichen Gründen, daß es die Pflicht Aller sei, den Admiral zu bewegen, daß er sich nach dem Louvre bringen lasse. Die Prinzessin von Navarra könne ihre Zimmer einräumen, damit er es ganz bequem habe. Da jedoch Monsieur von Mazilles, der erste Arzt des Königs, entschieden dagegen war, so konnte dieser Vorschlag nicht durchgehen; aber die Wachen wurden noch verstärkt.

Kaum hatte der König einen energischen Abschied genommen, so kam Johann von Ferrieres Vidame von Chartres an und drang in einer Berathung, die in Cornaton's Zimmer gehalten wurde, mit Heftigkeit darauf, den Admiral augenblicklich fort aus Paris zu schaffen. Viele der Herren waren seiner Meinung und es fehlte in dem immer lauter werdenden Gespräche nicht an Drohungen gegen die Guisen und selbst gegen den König und die Königin-Mutter. Aber Theligny drang, von Heinrich

von Navarra und Condé unterstützt, mit seinem festen Vertrauen auf Karl durch.

Katharina erschrack tödtlich, als Karl, gegen sie und d'Anjou von größter Rauheit, einen Befehl erließ, Guise augenblicklich zu verhaften.

Gewarnt, wie dieser natürlich wurde, verbarg er sich den Tag über; aber am späten Abend kam er maskirt in den Louvre und forderte von Katharinen die Sicherheit, die sie ihm versprochen.

In der schrecklichsten Aufregung verbrachte sie mit ihren Rathgebern diesen Tag. Jetzt galt es Alles.

Der Abend war da. Katharina sprach zu Retz: Geht Ihr.

Ich will es, antwortete er, kurz gefaßt.

Es schlug neun Uhr, als er zu Karl eintrat. Dieser fuhr ihn an: Was willst du ungerufen?

Ich komme, antwortete Albert von Gondi

fest, weil ich ein treuer Diener Ew. Majestät bin; weil ich nicht an Eure jetzige Ungnade, sondern an Eure frühere Gnade denke; weil Ihr in Gefahr seid und ich Euch warnen muß.

Ich in Gefahr? fragte der König, der zusammengefahren war; denn obgleich es ihm an persönlichem Muthe nicht fehlte, so war doch seine Phantasie ebenso leicht erregt, wie sein Mistrauen. Empört mein Bruder sich?

Das ist's, daß Ew. Majestät die Euern verkennt. Monsieur ist Euch so treu, wie ich es bin. Nein, die sich empören, die sich gegen Euer Leben verschworen haben, das sind Eure Freunde, die Hugenotten.

Das ist nicht wahr, schrie Karl.

Es ist so, sagte Albert von Gondi.

Es ist so, sprach auch Katharina; sie war geräuschlos eingetreten. Mutter und Sohn standen einander gegenüber.

Ihr, Madame? fragte Karl und setzte murmelnd hinzu: o, da gibt's Unglück!

Und wo, da Euch Gefahr droht, sollte ich anders sein, als bei Euch? Eine Mutter hört nicht auf, zu lieben, weil ihr Kind undankbar ist.

Gefahr — aber es ist nicht, sage ich Euch; von denen von der Religion habe ich nichts zu fürchten.

Alles im Gegentheile.

Und was?

Rache wegen der Verwundung von Coligny.

Was kann ich für die?

Sie glauben, daß Ihr den Mörder gedungen.

Das mögen sie von Euch glauben, Madame, nicht von mir.

Von Euch wie von mir. Gegen uns Beide haben sie die furchtbarsten Drohungen ausgestoßen.

Sie? Wer?

Die Edelleute Eures Vaters, des Admirals.

Wo?

In der Versammlung, die sie gestern gehalten.

Wie wißt Ihr das?

Ein Diener verrieth es.

Und was beschlossen sie?

Morgen Nacht den Louvre zu stürmen.

Der ist bewacht, denk' ich? fragte Karl plötzlich ironisch.

Ja wol, antwortete Katharine; nur sind die Hugenotten stärker als Eure Garden, ein Theil ist auf Eure Befehle hier im Schlosse selbst eingezogen, die Montmorencys, Cossé und Biron sind mit ihnen —

Und Biron hat das Arsenal, bemerkte Retz kaltblütig.

Ha! rief Karl. Aber wir sind inmitten von Paris.

Ja, von Paris, erwiederte Katharina, das Euch verwünscht, weil Ihr Guise, seinen Abgott, bedroht.

Aber Coligny liebt mich, rief Karl betäubt. Er läßt die Hugenotten Nichts wider mich unternehmen.

Er feuert sie dazu an.

Das ist nicht — das kann nicht sein!

Warum soll er nicht falsch sein können? Alle Menschen können es sein, ausgenommen eine Mutter gegen ihr Kind.

Alle Menschen, aber nicht er! Karl rang um seinen Glauben.

Mein Sohn, rief Katharina plötzlich in so wahren Tönen, daß der König sie erbleicht anstarrte, mein Sohn, an einen Fremden glaubt Ihr und an Eure Mutter nicht? O warum habe ich bis zu diesem Tage gelebt!

Karl starrte sie an. Sie sprach zu Retz: Ruft unsere Freunde. Dieser verließ das Ka-

binet; Katharina wandte sich wieder an den König.

Mein Sohn, rief sie und ergriff seine Hände, warum habt Ihr Euch von mir zurückgezogen, von mir, die Gott und die Natur dazu bestimmt haben, über Euch zu wachen und Euer Bestes als ihr eigenes zu betrachten? O mein Sohn, fürchtet Ihr denn nicht, gegen Gott zu sündigen, indem Ihr so der natürlichen und heiligen Liebe Euch entzieht, die ein Kind von seiner Mutter annehmen und mit Ehrfurcht und Dankbarkeit erwiedern soll? Und für wen gebt Ihr Eure Mutter auf? Wer ist Euch werther als sie? Ein Feind unserer heiligen Kirche, zu deren Herrlichkeit, Ihr durch die Vertilgung der Ketzer beitragen wolltet und der Ihr jetzt täglich Schmach bereitet habt. O was habe ich nicht gelitten aus Angst, daß Ihr verloren gehen, daß Ihr in den Pfuhl der Hugenotterie gerathen könntet! An meinen

eigenen Kummer dachte ich wenig im Vergleich zu dieser Besorgniß. Mein Sohn, Ihr gebt allen Euern katholischen Unterthanen, dem heiligen Stuhle, der ganzen Christenheit ein schändliches Aergerniß. Was soll der Kardinal Alessandrino von Euerm königlichen Worte denken? Was würde der König von Spanien von Euch sagen, wenn er wüßte, daß es wirklich Eure Absicht gewesen, auf den Rath dieses ketzerischen Admirals einen Krieg gegen ihn anzufangen? Und dennoch habe ich zu dem Allen geschwiegen, habe im Stillen geweint, für Euch gebetet, gehofft, Gott würde in seiner Gnade meine Thränen und Gebete als Sühnung für diese Eure schweren Sünden annehmen. Aber jetzt, da diese nichtswürdigen Ketzer Eure Gnade durch Verrath und Mord lohnen wollen — sollte ich jetzt noch schweigen? O, wenn ihr Haß nur nach meinem Leben trachtete — da möchte es sein — ich bin bereit. Aber sie

wollen das Eure, und ich bin Eure Mutter, und ich liebe Euch.

Der König stand betäubt da und sträubte sich nur noch aus Instinkt gegen diese entsetzliche Ueberredung; da kehrte Albert von Gondi zurück, und ihn begleiteten d'Anjou, Gonzaga Nevers, Thavannes und Birague. Diese Alle waren zu viel für Karl. Er hörte in furchtbarer Aufregung ihre dringenden Rathschläge an, Rathschläge, die das Blutvergießen unumgänglich und den Verrath heilig nannten. Seine Seele wurde dunkel, wie sein Auge. Wohlan denn, rief er mit schrecklicher Stimme, so sei es; aber es bleibe auch nicht ein Hugenott übrig, um mir es vorzuwerfen.

Alle standen getroffen. Das übertraf selbst ihre Erwartungen. Der König jedoch war nun nicht mehr zu bändigen. Ich will es — laßt mich, schrie er wild.

Aber nicht der König von Navarra,

nicht der Mann Eurer Schwester! rief Katharina.

Auch nicht der Prinz von Condé, setzte Nevers hinzu.

Warum nicht auch diese Beiden? fragte Guise mit kaltem, blutigem Blick.

Weil kein königliches Blut fließen soll; und weil der Prinz von Condé die Schwester unserer beider Frauen geheirathet hat; antworteten ihm Katharina und Nevers zugleich.

Karl wollte anfänglich Nichts davon hören. Er war jetzt entsetzlich, mehr Thier als Mensch. Katharina jedoch, die mit jedem Augenblicke mehr ihre frühere Gewalt über ihn wiedergewann, entschied den entgegengesetzten Beschluß.

Dagegen wurden die Montmorency's, Cossé und Biron einstimmig zur Metzelei bestimmt.

Neuntes Kapitel.

Es war der dreiundzwanzigste August und Abend.

Im Louvre schien Alles ruhig, und doch bereitete man eben dort das Blutbad vor.

Heinrich von Guise nämlich, als Großmeister von Frankreich Befehlshaber des Louvre, ließ in dieses den Bürgermeister Charron, den frühern Vorsteher der Kaufmannschaft Claude Marcel, einen in Paris sehr einflußreichen Mann, die Viertelsmeister und Schöppen der Stadt, die Hauptleute der Bürgergarde und der Schweizer und einige Obersten rufen.

Alle diese erfuhren nun von ihm und dem Marschalle von Thavannes, daß man von ihnen

die augenblickliche Vertilgung der Ketzer verlange.

Entsetzt weigerten die Meisten sich — Alle bebten und zögerten. Guise bedrohte sie mit dem fürchterlichsten Zorne des Königs. Den fürchteten sie mehr als ihr Gewissen, und so gaben sie bleich und widerstrebend nach.

Jetzt wurden die eigentlichen Befehle ertheilt.

Bürger und Soldaten sollten sogleich unter die Waffen treten, jene sich um Mitternacht vor dem Stadthause, diese vor dem Louvre aufstellen, Alle ein weißes Kreuz auf dem Hut und ein weißes Tuch um den Arm tragen, ebenfalls um Mitternacht alle katholischen Häuser erleuchtet, in allen Straßen Pechfackeln angezündet und die um den Louvre mit Ketten gesperrt werden. Und wenn dann die große Glocke des Palastes, sonst nur zu Freudenbezeigungen geläutet, ertönen würde, dann soll-

ten sie in die Häuser dringen und das Leben und den Schlaf zugleich morden.

Bei Karl war der Graf von Larochefoucauld, den er so sehr vorzog, daß er ihn verzogen hatte. Gleich vielen andern hugenottischen Edelleuten hatte der Graf am vorigen Tage seine Wohnung verlassen und eine unweit der Coligny's bezogen, damit die Wachen, welche vor dem Hause des Admirals standen, auch diese Herren schützen könnten. Aus gleicher Absicht und auf Karl's ausdrückliche Aufforderung hatte der König von Navarra eine große Anzahl seiner vertrautesten Edelleute eingeladen, in seinem Vorzimmer zu schlafen. Diese hatten das Anerbieten angenommen; der Graf von Larochefoucauld aber wollte sich jetzt entfernen und nahm Abschied vom Könige.

Diesem preßte es das Herz zusammen, daß der Mann, den er wirklich liebte, so zum sichern Verderben hinausgehen sollte.

Foucauld, sprach er, gehe nicht fort; es ist schon spät. Wir wollen die übrige Nacht hindurch Possen treiben.

Der Graf wußte, daß die Possen des Königs immer sehr handgreiflicher Natur waren und antwortete: Das geht nicht; man muß sich niederlegen und schlafen.

Du magst mit meinen Kammerdienern schlafen.

Denen riechen die Füße. Adieu, mein Herrlein.

Er ging und zwar in das Zimmer der verwittweten Prinzessin von Condé, mit welcher er in einem zärtlichen Verhältnisse war. Karl blickte ihm nach, da er sich entfernte. Ich sehe wohl, Gott giebt ihn auf, sprach er. Der dumpfe Fanatismus erstickte in ihm jede Regung, die noch möglich gewesen wäre. Nur seinen Leibwundarzt, Ambrosius Paré, der ein ebenso großer Arzt, wie starrer Hugenott war,

wollte er auf jeden Fall retten. Er ließ ihn rufen und schloß ihn eigenhändig in seine Garderobe ein. Dann stieg er in seine Schmiede hinab und suchte durch körperliche Arbeit die geistige Aufregung zu übertäuben.

Unterdessen saß die junge Königin von Navarra, die wie gewöhnlich beim Zubettgehen ihrer Mutter gegenwärtig sein wollte, traurig auf einem Koffer, während ihre Mutter und ihre Schwester im leisen, angelegentlichen Gespräche begriffen ihrer so wenig achteten, als wäre sie gar nicht da. Margarethe war aus mehreren Ursachen traurig. Dieses Aufwühlen aller der alten feindseligen Gesinnungen, welches so plötzlich auf den Glanz der hochzeitlichen Feste gefolgt war, hatte ihre lebhafte Phantasie getrübt und ihrem Glauben an Ahnungen und Vorbedeutungen mehr Nahrung, als gut, gegeben. Dann sah sie sich allgemein mit Mißtrauen behandelt — von den Huge-

notten, weil sie die Tochter Katharina's, von den Katholiken, weil sie die Frau Heinrich's von Navarra war. Endlich hatte sie nicht ohne Theilnahme erfahren können, daß d'Antraguet immer noch gefährlich an den Folgen eines heftigen Blutsturzes daniederliege, der ihn an ihrem Hochzeittage befallen habe. Und so saß sie, einsam, wie man sie ließ, die Hände über ein Knie gefaltet, in schweigender Melancholie da.

Katharina redete noch immer mit der Herzogin von Lothringen, die bleich und ernst aussah, während Katharina wol lebhaft, aber keineswegs aufgeregt sprach. Da kam ein Edelmann des Herzogs von Guise, um ihr Bericht abzustatten. Die junge Königin, in sich selbst versunken, bemerkte das nicht; aber Katharina wurde, als sie sich rasch zu dem Edelmann wandte, Margarethe gewahr und befahl ihr augenblicklich, sich zu Bette zu begeben. Gehorsam stand Margarethe auf und machte ihre

Verneigung, da ergriff Claude sie plötzlich beim Arm und rief in Thränen ausbrechend: Um Gottes willen, meine Schwester, gehet nicht!

Margarethe stand mit bebenden Gliedern an ihren Platz gewurzelt. Katharina rief mit funkelnden Blicken die Herzogin zu sich.

Was soll das? fragte sie. Wollt Ihr unser Geheimniß jetzt noch verrathen? Ihr seid wol unsinnig?

Katharina wurde von ihren Töchtern ungemein gefürchtet; dieses Mal jedoch antwortete Claude mit gleicher Heftigkeit.

Warum soll sie so aufgeopfert werden? fragte sie. Entdecken sie etwas, so werden sie sich an ihr rächen.

Will Gott sie schützen, so wird ihr nichts Uebles geschehen, antwortete Katharina unbeweglich. Gehen muß sie auf jeden Fall, sonst könnten sie Verdacht schöpfen. Und zu Margarethen gewandt sprach sie rauh: Gehet.

Claude fiel Margarethen lautweinend um den Hals. Adieu, meine Schwester! Margarethe ging betäubt. In ihrem Kabinet angelangt, sank sie auf die Kniee und betete angstvoll, Gott möge sie schützen — vor dem Unheil, das ich nicht nennen kann, flehte sie. — Madame, sprach ihre Amme, die Thür halb öffnend, der König, Euer Mann, läßt Euch sagen, Ihr sollt kommen, Euch schlafen legen. Hastig sich entkleidend, gehorchte Margaretha. Als sie in das Schlafgemach trat, fand sie das Bett von etwa zwanzig hugenottischen Edelleuten umgeben, die sie sämmtlich fast noch nicht kannte. Sonderbare Zeit — die damalige. In Gegenwart aller dieser fremden Männer bestieg die junge Frau das Lager. Es ist allerdings wahr, daß ihre Schönheit so gut wie nicht gesehen wurde; denn alle diese Herren sprachen nur von der Verrätherei der Guisen und ihren eigenen Racheabsichten, indessen dünkt

einer Frau von heute diese Art sich niederzulegen doch etwas sehr wunderlich.

Daß von Schlaf nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Hätte Margarethe auch nicht die Thränen Claude's auf dem Herzen gehabt, so hätten die zwanzig männlichen Stimmen, welche durcheinander redeten, betheuerten und gelobten, ihr doch das Einschlafen zu einem unmöglichen Dinge gemacht.

Aber auch in der Straße Bethisy, wo der Admiral wohnte, schlief man noch nicht. Das dumpfe Gemurmel, welches, ähnlich dem Gesause, das vor einem Gewitter durch den Wald zieht, jetzt in den Straßen begann, machte selbst den vertrauenden Coligny aufmerksam. Er sandte zum Könige, um nach der Ursache fragen zu lassen.

Der gesendete Edelmann kehrte eilig zurück. Karl ließ sagen: es geschehe Alles auf seinen besondern Befehl, um mögliche Anschläge der Guisen zu vereiteln.

Der Vidame von Chartres sagte dringend: Dann seid Ihr in St. Germain jedenfalls sicherer.

Coligny besann sich. Nein; die Wache wird den Pöbel zurückhalten.

Theligny setzte hinzu: man sollte den Verbreitern solcher Mährchen den Lohn mit Dolchstichen geben.

Der Vidame nahm Abschied. Bleibe, wer da will. Ich für meine Person gehe nach St. Germain, wo schon eine Menge unserer Freunde Quartier genommen haben, weil sie die Luft in der Vorstadt gesünder finden.

Guerchy und einige andere Herren boten sich an, diese Nacht bei Coligny zu wachen, doch sowol der Admiral wie Theligny dankten ihnen herzlich. Auch Theligny zog sich in seine nahe Wohnung zurück, und bei dem Greise blieben nur noch Cornaton, Labonne, Volet, der Prediger Merlin und einige Diener. Un-

ten im Hofe wachten fünf Schweizer von der Leibwache des Königs von Navarra, von diesem noch am Abend zum besondern Schutze des Admirals hergesendet.

Der Graf von Larochefoucauld verließ nun den Louvre. Monsieur von Nancey, Hauptmann der Leibwachen, begleitete ihn bis zur kleinen Pforte, welche hinter ihm geschlossen wurde.

Und jetzt war der Augenblick da. Katharina, d'Anjou, Guise, Nevers, Montpensier, d'Angoulême, d'Aumale, Retz, Birague, Thavannes — Alle umgaben den König.

Der Schweiß stand Karl vor der Stirn, und er warf furchtbare Blicke auf seine Umgebung. Katharina schauderte, wenn sie an die Möglichkeit dachte, er könnte in neue Unentschlossenheit gerathen.

Lasset uns jetzt das Zeichen geben, sprach sie leise zu ihm.

Er fuhr auf. Ja, antwortete er heiser, damit wir nicht länger so warten dürfen.

Katharina sandte hastig nach St. Germain l'Auxerrois. Guise brach mit d'Aumale und d'Angoulême auf. Die Rache lechzte in ihm.

Karl trat mit Katharinen, d'Anjou, Nevers und Montpensier auf den Balkon des Louvre, der nach der Straße sieht. Alles war noch still — die Nacht windlos und heiß. Schweigend standen sie in der Erwartung, daß der Mord losbreche.

Guise erreichte unterdessen Coligny's Wohnung. Cosseins, der die Wache befehligte, schlug an das Hofthor. Labonne, der beim Admiral war und die Schlüssel hatte, kam herab und öffnete. Cosseins warf sich auf ihn und stieß ihn nieder. Durch Büchsenschüsse fielen einige Diener. Die übrigen und die Schweizer verrammelten die Thür des Hauses, gegen welche Cosseins und die Wachen wüthend

anstürmten. Der Admiral befahl unterdessen ruhig dem Prediger Merlin, ein Gebet zu sprechen. Stammelnd gehorchte dieser. Cornaton stürzte herein. Was ist? fragte der Admiral. — Monseigneur, Gott ruft uns, antwortete Cornaton. Coligny sprach: Ich bin seit langer Zeit vorbereitet zu sterben; aber ihr rettet euch, wenn es noch möglich ist; ihr könnt mein Leben doch nicht schützen. Und sie retteten sich — ein Fenster ließ sie einen Ausweg auf das Dach finden — bei dem Admiral blieb nur ein Diener, Nicolaus Muß, ein Deutscher. Beide beteten, der Diener knieend, der Admiral, der sich aus dem Bette erhoben hatte, an die Wand gelehnt. Unten krachte die Thür; die Treppe herauf stürmten Cosseins, Hauptmann Attin, in d'Aumale's Diensten, Besme, ein Deutscher, in denen Guise's. Besme schrie den Greis an: Bist du nicht der Admiral? — Ich bin es, erwiederte Coligny. Du solltest

meiner weißen Haare schonen, junger Mann; doch thue, was du willst; du kannst mein Leben nur um ein Geringes verkürzen. Besme stieß ihm den Degen durch die Brust, ein Hieb traf ihn zugleich über den Kopf und unter diesem und den Streichen, die noch folgten, sank er und starb, wie ein Christ und ein Held zugleich.

Guise, der im Hofe geblieben war, hatte das Klirren der Klingen gehört. Besme, bist du fertig? rief er herauf. — Es ist gethan, schrie Besme zurück.

Monsieur der Chevalier kann es nicht glauben, wenn er es nicht mit Augen sieht, rief Guise; wirf ihn aus dem Fenster. Das geschah. Das Blut, welches das Antlitz des Gemordeten bedeckte, machte diesen unkenntlich. Guise bückte sich, wischte das Blut mit seinem Schnupftuche ab und sprach: Ich kenne ihn, er ist es selbst. Jetzt glaubten sie es, daß der

berühmte Held hatte ermordet werden können. Guise gab der Leiche einen Fußtritt; dann trat er mit seinen Begleitern aus dem Hofe und rief: Muth, Soldaten! Wir haben glücklich begonnen — jetzt zu den Uebrigen — der König befiehlt's — es ist sein ausdrücklicher Wille.

Da hallte mächtig durch die Nacht die Glocke von St. Germain-l'Auxerrois. Hört ihr? rief Guise wieder. Das Zeichen, welches des Königs Willen allen Bürgern verkündet. Auf denn im Namen des Königs! Die Schaar stürmte ihm nach.

Der Klang der Glocke hatte die Erwartungsvollen auf dem Balkon des Louvre ergriffen, als bräche er unerwartet, wie ein plötzlicher Donnerschlag, los. Die Angesichter waren leichenbleich; die Augen starrten ungewiß, gleichsam fragend, ineinander. Da fiel von fern ein Pistolenschuß, und d'Anjou selbst äußerte später, es sei gewesen, als seien sie Alle ge-

troffen worden. Der König fuhr wie rasend auf. Bei Gottes Tod, sendet hin — sie sollen einhalten — es soll nicht gemetzelt werden. Keiner, selbst Katharina nicht, wagte den Edelmann aufzuhalten, der dahineilte zu Guise. Nach einigen Minuten kehrte er athemlos, schwankend, niedergeschlagen zurück. Es ist zu spät, Sire. Der Admiral ist todt; das Morden hat begonnen. — Dann will es Gott, murmelte Karl dumpf. — Ja, Gott will es — das ist jetzt deutlich, rief Katharina, die sich wieder gesammelt hatte. Fort, mein Sohn! fort, meine Vettern! D'Anjou, Nevers, Montpensier — Alle eilten, sich aufzuschwingen und an die Spitze der Garden zu setzen. Karl stierte ihnen nach — stierte in die Nacht, in deren Dunkel nun Schüsse und Geschrei, jetzt ferner, jetzt näher, hörbar wurden. Gott will es, wiederholte er.

Im Louvre war es noch ruhig — durch

ganz Paris aber wälzte bald der Mord sich in aller seiner Scheußlichkeit. Es geschahen da Thaten, daß die Sterne, um sie nicht zu sehen, hätten auslöschen mögen. Alle Gefühle waren gleich vor dem Morde. Der Freund mordete den Freund — der Verwandte den Verwandten. Warum nicht? Es war ja ein allgemeines Blutfest, das der König gab.

Theligny wurde von mehreren Edelleuten auf einem Dache gesehen; aber sie wagten nicht, ihn zu tödten, „so sanfter Natur war er.“ Endlich thaten es einige Soldaten von der Leibwache d'Anjou's. L'Archant, Hauptmann dieser Leibwache, befahl es ihnen, obgleich er immer sehr vertraulich mit Theligny gewesen war.

L'Archant liebte die Lachâstegneraie. Damit er mit ihr mehr Vermögen erhalte, sandte d'Anjou besonders Soldaten aus, um ihren Stiefvater, den Seigneur de la Force, und ihre beiden Brüder zu tödten. Der jüngste von

diesen aber wurde vom Körper seines Vaters geschützt und dann von einem mitleidigen Bürger zu Biron gebracht, der sein Verwandter war. Biron seinerseits sperrte das Arsenal und drohte mit Kugeln; das verschaffte ihm Ruhe. Cossé verdankte seine Begnadigung den Bitten der Châteauneuf, mit welcher er gut stand. Die drei jüngeren Montmorency's wurden dadurch gerettet, daß Franz von Montmorency in Chantilly geblieben war, wo man ihn nicht fassen konnte. Man fürchtete, er würde sie rächen.

Der Graf von Larochefoucauld wurde durch Schläge an die Thür geweckt. In der Meinung, es sei Karl nebst einigen Hofleuten gekommen, ihn nach des Königs Art mit scherzhaften Ruthenstreichen zu begrüßen, rief er: Ich kenne euch wohl; aber ihr sollt mich nicht fassen — ich bin angekleidet. Er öffnete und die Mörder drangen ein.

Viele Hugenotten, tapfere Männer, ließen sich in der Betäubung gleichsam schlachten. Andere kämpften mannhaft, aber sie waren fast nackt und die Mörder alle geharnischt. Daher war es nur der Kampf des hoffnungslosen Muthes.

Es war ein Auf- und Abwogen des Mordens. Ermuthigend ritten d'Anjou, d'Angoulême, Nevers, Montpensier und Thavannes hindurch. Montpensier rief wüthend: Auf, ihr rechtgläubigen Franzosen! Die Ketzerbrut ausgerottet! Thavannes setzte mit furchtbarem Spotte hinzu: Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, es sei jetzt ebenso gesund wie im Mai.

Bussy d'Amboise und Du Gua begegneten sich. Wen schossest du denn eben im Hemde und in der kleinen Barke nieder? fragte Du Gua. — Renel, antwortete Bussy kalt. — Ah? sagte Du Gua. Der Marquis von Renel war Bussy's Vetter.

Maximilian von Rosny rettete sich, indem er in seiner Schülerkleidung und einen mächtigen Band, die Horen, unter dem Arme, nach seinem Collegium flüchtete. Das Buch diente ihm als Paß. Dagegen vermochten die flehentlichen Bitten des kleinen Marquis von Conty seinen greisen Erzieher, Brion, der ihn mit schwachen Armen trug, nicht zu schützen; er sah den Greis niederschlagen.

Das waren einzelne Züge aus dem ungeheuern, entsetzlichen Gemälde. Ganz malen kann es Niemand; selbst die es gesehen, haben es nicht vermocht. Blutiges Grauen hüllte es ein; hier und da nur erschien auf Augenblicke eine Gruppe deutlich; die Bewegung des Mordes belebte sie, wie mit galvanischen Zuckungen, und wieder verschlang das brausende Ganze sie, das Meer des Mordes. Das sah Gott allein, und mit welchem Blicke hat er darauf hinabgesehen? Ich weiß es nicht; Engel, wißt

ihr es? Ich bin muthlos geworden über das Nachdenken — der Abgrund blieb unerforschlich — Gottes Geheimnisse sind gleich ihm selbst — beten wir an! Das Mordschwert muß wol ein Pflug gewesen sein und das Blut eine Saat. Die Ernte — reift sie allmälig?

Im Louvre war es noch still; der Mord hatte noch zu viel draußen zu thun gehabt. Aber Karl wurde jetzt ungeduldig; der Blutdurst war in ihm erwacht; er wollte das Morden nicht länger nur hören, sondern auch sehen. Die Garden des Louvre wurden im Hofe in zwei Reihen aufgestellt, und einzelne Ronden fingen an, die im Palaste wohnenden Hugenotten aus ihren Betten und in den Hof zu treiben, wo d'O und Nancey wenigstens die Menschlichkeit hatten, ihre Todesangst nicht zu verlängern.

Die um das Bett des Königs von Navarra versammelten Edelleute ahnten noch Nichts.

Sie hatten sich und Heinrich in die heftigste Stimmung gegen die Guisen hineingeredet, und als Heinrich mit der Tageshelle aufstand und sich ankleidete, wurde einstimmig beschlossen, zuerst Ball zu spielen, und dann zum Könige zu gehen und nochmals schnelle und gründliche Gerechtigkeit wegen des Anfalles auf Coligny zu verlangen.

Sie traten heraus. Nancey stand mit Wache da. Alle wurden im Augenblicke umringt; Navarra fortgeführt. Condé, gleichfalls von Wache umgeben, kam ihm entgegen. Was habe ich euch gesagt? fragte Condé mit finsterem Schmerze. Verrathen Alle — du — ich — unsere treuen Diener — Coligny todt. — Was? fragte Navarra entsetzt, kaum fähig zu verstehen. — Larochefoucauld, Theligny, Guerchy, Cornaton — Alle auch — alle unsere Brüder theils schon gemetzelt, theils noch verfehmt, fuhr Condé schauerlich fort. O Coligny! Er hielt

überwältigt inne — es war jedoch nur aus Schmerz; die Furcht hatte keinen Theil daran. Navarra aber, der lebenskräftige Jüngling, der eben erst angefangen zu genießen, er schauderte vor dem Abgrund, der ihn angähnte. Was wird aus uns werden? fragte er. — Wir werden Märtyrer mit Coligny werden, antwortete Condé, düster gesammelt. Und er deutete auf zwei Reihen Garden, die mit bloßen Schwertern den Gang zu des Königs Zimmer besetzt hielten.

Heinrich von Bourbon sprang voll Entsetzen zurück. Sollen wir hier, vor der Thür des Königs niedergehauen werden? — Was thut das? fragte Condé mitleidig. Jetzt oder später — ist das nicht gleich? — Seid ruhig, Sire, nahm Nancey das Wort, ich verspreche Euch, daß Ihr ungefährdet zum Könige geführt werden sollt.

Condé war bereits vorangeschritten; Na=

varra folgte scheu, mißtrauisch. Kein Schwert jedoch regte sich und aufathmend trat er in das Gemach Karl's.

Aber seine Angst sollte nur verlängert, nicht gestillt werden. Karl sah entsetzenerregend aus. Die Mordgier zuckte in seinen Augen — Navarra erkannte ihn kaum wieder — so verwandelt hatte ihn diese Nacht. Katharina stand hinter ihm; sie schien sich an Navarra's Beben zu weiden; denn sie bemerkte, zu d'Anjou gewandt: Er fürchtet sich; seine Mutter hätte sich nicht gefürchtet. — Er ist kein Heldensohn, antwortete d'Anjou, der sein gewöhnliches, sarkastisches Lächeln hatte, als hätte er die Nacht auf einem Hoffeste und nicht in einem Blutbade zugebracht; indessen gesteht auch, Madame, daß es eben keine angenehme Abwechselung ist, kaum noch an der Seite der schönsten Frau geruht zu haben und jetzt der allerungnädigsten Majestät gegenüber zu stehen. Aber da ich

eben an die Königin, meine Schwester, denke — habt Ihr sie nicht ein wenig der Gefahr preisgegeben, Madame?

Sollte unser Anschlag ihretwegen zu Grunde gehen? Das geschah, wenn die Hugenotten Argwohn schöpften, und das mußten sie, wenn — aber seht, Condé ist ganz ruhig. Das ist ein Fürst.

Ich hoffe doch, ihn noch aus seiner Ruhe gebracht zu sehen. Der König redet ciceronisch. Ich werde eifersüchtig werden, so viele Schmeicheleien mir auch immer über die Reden gemacht worden sind, die ich Euch zu halten mir bisweilen erlaubt habe.

Die Wahrheit war, daß der König unter mehr Flüchen noch, als er gewöhnlich ausstieß, und in solcher Wuth, daß der Schaum ihm vor dem Munde stand, von den Prinzen die augenblickliche Verleugnung ihres Glaubens heischte.

Ihr habt mein Reich aufgewühlt, ihr und euer verfluchter Admiral, schrie er. Ihr habt dem heiligen Vater Hohn gesprochen, ihr habt unsere Altäre entweiht, unsere Kirchen verbrannt — gläubige Katholiken sind zu Tausenden in den Kriegen gefallen, die ihr Rebellen gegen euern König angestiftet — das heischt endlich Strafe. Lange habe ich die Gnade walten lassen; aber auch die größte hat euch nicht besser gemacht; ihr habt euch abermals wider mich verschworen; eure Unterwürfigkeit war Falschheit und eure Dankbarkeit Lüge; ich habe es Anfangs nicht glauben wollen — ihr hattet mich bethört und blind gemacht — aber die Königin, meine Mutter, und treue Diener haben mir die Augen wieder geöffnet; — ich sah eure Niederträchtigkeit — ich sah, wie ich gesündigt, da ich euer Freund geworden war — ich beschloß, diese meine Sünde in eurem Blute von mir abzuwaschen und an

euch Gerechtigkeit zu üben. An dem Admiral ist das bereits geschehen; sein verfluchtes Ketzerblut ist geflossen — seine Seele der ewigen Verdammniß anheimgefallen. Auch die übrigen Ketzer gebe ich den gerechten Racheforderungen meiner katholischen Unterthanen preis — Alle sollen fallen — euch allein will ich begnadigen, weil ihr noch jung, von unserm Blute und mehr verführt, als selbst schuldig seid. Darum soll euch Gnade werden, wenn ihr thut, was ich euch gesagt.

Heinrich von Navarra hatte sich in etwas gefaßt und erwiederte jetzt mit einiger Festigkeit: Sire, Alles, was Ihr uns eben vorgeworfen, ist schon lange her, und Ihr hattet gelobt, es als unser gnädiger König zu vergessen. Ihr hattet uns auch zugleich mit Eurer Gnade die Freiheit zugesichert, unsern Glauben zu behalten. Ich bitte Ew. Majestät demüthigst, zu bedenken, daß es um das Gewissen etwas

sehr Großes ist, und daß es mir sehr schwer werden würde, der Religion zu entsagen, in der ich erzogen worden bin.

Katharina und d'Anjou wechselten spöttische Blicke, als sie diese demüthige Sprache hörten. Da erhob Heinrich von Condé seine kalte, zornige Stimme.

Sire, sprach er und seine Augen begegneten unerschrocken den wüthenden Blicken Karl's, Ihr habt uns und Allen von der Religion so feierlich Euer Wort gegeben, daß ich nie geglaubt hätte, Ihr würdet es brechen. Wollt Ihr es — so sei es; mein Gut und Blut ist in Eurer Hand — bestimmt darüber, wie es Euch gefällt. Von meinem Glauben aber habe ich nur Gott Rechenschaft zu geben, und ich werde fest daran halten, sollte ich auch darüber das Leben lassen müssen.

Katharina biß sich in die Lippen und konnte sich doch der Billigung nicht erwehren. D'An-

jou sagte lächelnd: Unser Vetter von Condé ist nicht blöde. Karl schnappte erst einige Augenblicke nach Luft und nach Worten; dann stieß er abgebrochen den Befehl heraus, die Prinzen strenge zu bewachen. Navarra hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen und todtenbleichem Antlitz, Condé verächtlich an. Beide wurden abgeführt und in enge Verwahrung gebracht.

D'Anjou bemerkte: Die Wahrheit zu sagen, bin ich jetzt lieber Herzog d'Anjou als Prinz von Condé, oder selbst König von Navarra.

Karl warf einen so fahlen Blick auf ihn, daß er zusammenfuhr und innerlich bereute, witzig gewesen zu sein.

Madame, der Herr von Petrucci kommt von Monsieur von Guise an Euch gesendet; diese an Katharina gerichtete Meldung unterbrach die peinliche Pause, während welcher Karl an der Unterlippe genagt hatte.

Katharina ließ den Edelmann eintreten.

Er überreichte ihr mit einem grinsenden Lächeln das blutige Haupt Coligny's, dessen Züge weit weniger verzerrt waren als seine eigenen.

Katharina wäre beinahe zusammengefahren. Es war das erste sichtbare Zeugniß ihres gelungenen Anschlages, welches sie empfing, und gestehen wir, es konnte selbst diese maitresse-femme ein wenig erschrecken.

Aber sie faßte sich, und während Karl sich heftig abwandte und d'Anjou eine Miene von Nervenabscheu machte, gebot sie durch eine Handbewegung dem Italiener, seine blutige Gabe auf den Tisch zu legen, und betrachtete lange das leblose Haupt, welches seinerseits mit den gebrochenen Augen sie anzustarren schien.

Dann blickte sie den Edelmann an, der unterwürfig und doch mit einem Ausdruck boshaften Triumphes vor ihr stand.

Mein Freund, habt Ihr das gethan? fragte sie.

Petrucci verwirrte sich ein wenig. Katha-

rina nannte immer nur denjenigen ihren Freund, den sie, vermochte sie es, sobald wie möglich zu den himmlischen Freuden sandte.

Madame, antwortete daher der Italiener jetzt mit wirklicher Demuth, ich half nur den Admiral tödten. Den Gedanken, ihm das Haupt als Trophäe abzuschneiden, hatte ein Landsmann von mir, der zur Garde Monsieur des Herzogs von Nevers gehört.

Und der brachte es zu Monsieur von Guise, der Euch damit zu mir sandte?

Es ist, wie Ihr sagt, Madame.

Es ist gut. Dankt Monsieur von Guise in meinem Namen und sagt ihm, er hätte mir nichts Angenehmeres schicken können.

Petrucci trat ab. Katharina wandte sich heftig zu Gondi. Verstehst du's? fragte sie. Der kleine Herzog will mich, indem er mir durch seinen Söldner diesen Kopf schickt, öffentlich als seine Mitschuldige bezeichnen.

Madame, es kommt nur auf einige Briefe an, die Ihr den König schreiben lasset, und in denen die Guisen als die allein Schuldigen erklärt werden.

Und die der König schreiben soll, bei meiner Seele.

Unser Vetter von Guise ist nicht dumm gewesen, als er der Königin, unserer Mutter, so feierlich diesen Kopf übersandte, bemerkte d'Anjou, der Katharinens drohende Miene gesehen, gegen du Gua, der sich gleich seinem Gebieter ein wenig ausruhte.

Glaubt Ihr, Monseigneur? Ich glaube es nicht.

Du meinst —

Was er dadurch verhindern wollte, wird er beschleunigt haben.

Glaubst du? Auch möglich und mir ganz einerlei. Ah, bin ich müde von den Anstrengungen für die heilige katholische Kirche! Ja,

was ich sagen wollte — ich überlasse meinen Vetter von Guise ebenso gern der Königin, meiner Mutter, wie meinen Vetter von Condé dem Könige, meinem Bruder. Vettern sind in der Nähe des Thrones nie angenehm.

Besonders, wenn sie schöne Frauen haben.

Ah, du hast bemerkt —

Daß Madame, die Prinzessin von Condé schöner ist, als Mademoiselle von Châteauneuf. Bereits am Einzugstage der hugenottischen Hoheiten.

Und was sagst du zu meinem Geschmacke?

Daß er unfehlbar ist, wie die Heiligkeit des Papstes.

Du bist ein schlechter Witzling, du Gua; aber nimm dich in Acht — das sprach d'Anjou fürstlich — ich liebe Madame von Condé.

Ich weiß es, sprach du Gua, auch ernst; aber ich möchte Euch bitten, sie nicht zu lieben.

Ich bin ihrer nicht werth — nicht wahr?

Ihr werdet sie unglücklich machen.

Nie! rief der Herzog glühend. Zu meiner Frau möchte ich sie machen.

Sie ist die des Prinzen von Condé, daher kann sie nur Eure Geliebte werden, und dazu ist sie zu gut.

Sie kann die Wittwe des Prinzen von Condé und die Frau des Herzogs d'Anjou werden.

Glaubt Ihr wirklich, daß man mit zwanzig Jahren für seinen Glauben stirbt? fragte du Gua achselzuckend.

Wenn man von königlichem Blute stammt und Sohn eines Helden ist — meinte d'Anjou sardonisch. Denn das war Ludwig von Condé. —

Monseigneur — Ihr seid vom allerköniglichsten Blute, Ihr seid nicht nur der Sohn eines Helden, sondern auch der Enkel Franz' I. — sterbt Ihr heute für die heilige römische Religion?

Ich! ich! antwortete d'Anjou geringschätzig. Was du auch für Ideen hast!

Auf mein Wort, Monseigneur, Ihr erweist dem Prinzen von Condé große Ehre.

Indem ich ihm mehr Halsstarrigkeit zutraue, als mir? Was willst du, mein Lieber? Ich fühle keine Anlage zur Märtyrerschaft in mir; aber mein Vetter von Condé ist dazu gemacht. Das ist kein Verdienst von ihm — es ist Natur. Meine Natur dagegen ist, schöne Stirnen zu küssen.

Nur schöne Stirnen?

O, schöne Lippen noch lieber. Und doch — ich weiß nicht, ob ich nicht eine schöne, edle Stirn einem üppigen Munde vorziehe. Siehe, die Châteauneuf hat anerkannt den schönsten Mund, den du sehen kannst — wohlan — ich versichere dir, hundert Küsse auf ihn gebe ich für einen einzigen auf die alabasterne Stirn der Prinzessin von Condé.

Weil Ihr den Mund der Châteauneuf bereits zum Ueberdrusse und die Stirn von Madame von Condé noch nie geküßt habt.

Nein; weil der Mund der Châteauneuf nur der eines Weibes ist und die Stirn von Madame von Condé die eines Engels.

Darum eben sollt Ihr Madame von Condé nicht lieben. Engel darf man nicht lieben, nur anbeten.

Ich will sie mein ganzes Leben hindurch, ja, im Himmel noch anbeten, du Gua. O, ich sage dir, für das Glück, einmal ihren schönen blonden Kopf an meine Brust gepreßt zu halten, gäbe ich — jenen blutigen Kopf hin.

Das will viel sagen, Monseigneur.

Ja, sehr viel; denn es hat mich nie ein Mensch durch sein bloßes Dasein so gedrückt, wie der Admiral. Das machte, er zwang einen, ihn zu achten, und das war so unbequem.

Tödtet! tödtet! Lasset euch Keinen entgehen!

schrie Karl in diesem Augenblicke in den Hof hinab.

D'Anjou war neugierig genug, nachzusehen, wen der König so besonders gern todtgeschlagen haben wollte. Mehrere Edelleute, welche mit unter Navarra's Gefährten gewesen, unter ihnen die Barone von Pardaillan und von Piles, wurden eben herbeigerissen. Pardaillan sank zuerst; Piles rief laut: Ich rufe die geschworene Treue des Königs an — ich verlange die Sicherheit, die er uns mit seinem königlichen Worte gelobt! — Er hat sehr Recht, sagte d'Anjou. Tödtet! schrie Karl. — Tödtet? wiederholte Piles. Wohlan, ihr Blut komme über Dich! rief er feierlich und wies auf die Erschlagenen. Darauf riß er seinen kostbaren Mantel ab und warf ihn einem Bekannten zu, den er unter den Mördern erblickte. Piles schenkt Euch dies, sprach er; erinnert Euch dabei dessen, der so schändlich ermordet wird. —

Mein Hauptmann, erwiederte der Andere, ich gehöre nicht zu dieser Rotte; ich danke Euch für Euern Mantel; unter solcher Bedingung nehme ich ihn nicht. Er hatte noch nicht ausgeredet, als Piles, von einem Pikenstoße durchbohrt, auf seine Brüder sank. Der letzte Blick des tapfern Mannes war auf den König gerichtet.

Einer dieser Edelleute entriß sich den Mördern und flüchtete sich, obwol aus mehreren Wunden blutend, an das Schlafgemach des Königs von Navarra. Da erschütterte er die Thür mit verzweifelten Schlägen und schrie in Todesangst: Navarra! Navarra!

Margarethe war eben eingeschlafen; das Geschrei weckte sie auf; ihre Amme eilte herbei und öffnete in der Meinung, es sei der König von Navarra. Da stürzte Leyran blutend herein, verfolgt von vier Bogenschützen. Auf das Bett zueilen und Margarethe umklammern,

war eins. Margarethe warf sich auf der andern Seite des Bettes hinaus; er ließ sie jedoch nicht los, und so vermischte ihr Angstgeschrei sich mit dem seinigen. Zum Glücke kam Nancey herbei, der sich bei dem Anblicke dieser Verwirrung des Lachens nicht enthalten konnte, die Bogenschützen ausschalt und der jungen Königin das Leben des armen Leyran schenkte. Während nun die Amme ihn in Margarethens Kabinet weich bettete und sorgsam verband, wechselte Margarethe ihr Hemde, das ganz blutig geworden war, mit einem reinen. Nancey erzählte ihr unterdessen, was geschehen. O mein Gott, und mein Mann! rief sie bebend. Der ist in Sicherheit, Madame; es wird ihm nichts Uebles geschehen, versicherte Nancey, der sich, da er die Angst der jungen Frau sah, diese kleine Lüge erlaubte. Dann warf er ihr einen Nachtmantel über und führte sie nach den Gemächern ihrer Schwester. Als sie eben in

das Vorzimmer treten wollte, dessen Thüren weit offen standen, stürzte ein anderer Edelmann keuchend herbei, aber den ereilten die Verfolger, und drei Schritte von Margarethen sank er, von einer Hellebarde durchbohrt, nieder. Margarethe fiel, gleichsam mit ihm getroffen, in Nancey's Arme. O Gott der Barmherzigkeit! stöhnte sie halb ohnmächtig. — Muth, Madame! sprach Nancey. Ich wollte, ich hätte Euch das ersparen können; aber bedenkt, dieses ist nur ein Einzelner — draußen liegen Tausende. — O stille, stille! flehte Margarethe, ihr Gesicht verbergend. Aber etwas sagt mir: weiß die Königin, meine Schwester, es schon? — Ja, Madame. Als sie von dem Lärmen erwachte, sagte Madame von Dampierre es ihr. — Und was that sie? — Sie weinte und jetzt soll sie inbrünstig für den König, ihren Mann, beten, daß Gott das vergossene Blut nicht über ihn kommen lasse. — O ja,

rief Margarethe leidenschaftlich, weinen und beten — das ziemt uns Allen.

Nancey führte sie, da sie sich nun etwas erholt hatte, in das Schlafgemach der Herzogin von Lothringen. Diese saß bleich auf ihrem Bette und schrie, als sie Margarethe erblickte, freudig auf. Meine Schwester, ich sehe Euch wieder! Gott sei gelobt — ich glaubte Euch verloren.

Margarethe hing schluchzend an ihrem Halse. O, Claude, Claude, welche Nacht! — Ja, welche Nacht! erwiederte Claude schaudernd. Und ich, die ich Alles wußte, und in dieser Erwartung die Minuten zählte!

Ihr habt Alles gewußt und Nichts gesagt? O, meine Schwester, wird Gott nicht Rechenschaft von Euch fordern, für Alle, die Ihr hättet retten können?

Fragt mich nicht also! rief Claude außer sich. Gott weiß es, daß mein Herz mehr blutet,

als die Wunden der Erschlagenen bluten können. Mir ist, als wäre ich es, die Alle gemordet hat — immer, immer wird dieses Blut auf meiner Seele lasten; ich möchte jetzt bald sterben; denn ich werde niemals wieder lachen können. Aber die Königin, unsere Mutter, hatte mich Stillschweigen schwören lassen, und Ihr wißt, wie fürchterlich sie sein kann.

O ja, das kann sie sein, antwortete Margarethe, wie z. B. gestern. Ach, ich wäre aus Angst fast gestorben.

Und ich, die ich Euch gehen lassen mußte! O, Gott wolle, daß Ihr nie leiden möget, was ich in dieser Nacht um Euch gelitten. Ich glaubte, in jedem Geräusche Eure flüchtenden Schritte zu hören, und als dann später das Wehgeschrei begann, sie hielt schaudernd inne, in jedem Laut Eure Stimme. Gott sei gelobt, daß er wenigstens Euch erhalten! O, und er weiß es, daß ich Alles verrathen haben würde,

hätte der Zorn des Königs nicht auf meinen Mann und meine Kinder fallen können.

Gott, großer Gott! jammerte Margarethe, wer hat dem Könige den entsetzlichen Rath ertheilen können?

Claude wollte antworten, da wurde die Thür aufgerissen, und herein stürzten der Baron von Miossans, der erste Edelmann Heinrich's von Navarra, und Armagnac, sein erster Kammerdiener.

Beide eilten auf Margarethe zu.

Madame, im Namen Eures Mannes rettet uns! rief Armagnac.

Rettet uns, im Namen des allmächtigen Gottes, den wir Alle verehren! rief Miossans.

Ich euch retten? antwortete Margarethe weinend. Wisset ihr nicht, daß ich ohne alle Macht bin?

Ihr seid die Schwester des Königs, erwiederte Miossans.

Die Königin, Eure Mutter, wird Euch hören, setzte Miossans dringend hinzu.

Die Königin, meine Mutter? wiederholte Margarethe in Erinnerung an den gestrigen Abend bitter. Claude, darf ich denn hoffen — hassen sie mich nicht etwa?

Der König liebt Euch, antwortete die Herzogin. Gehet mit Gott, meine Schwester.

O, ich will gehen, sagte Margarethe traurig, aber ich hoffe Nichts.

Bleibt unterdessen hier, sprach Claude zu den beiden Edelleuten. Ich würde meine Schwester begleiten, doch dürfte meine Gegenwart nöthig sein, um euch zu beschützen.

Gott gebe Euern Worten Kraft, Madame, riefen Beide, Margarethens Mantel küssend.

Die junge Königin ging schwankend und bleich. Auf einen Augenblick trat sie in ihr Zimmer, um ein Kleid anzuziehen. Dort eilte die Torigny ihr entgegen, diejenige unter ihren

Ehrendamen, die sie am meisten liebte. O, du bist hier! rief Margarethe, das ist gut. Willst du mich zum Könige begleiten? — Wohin Ihr wollt, rief das Fräulein, das mit leidenschaftlicher Hingebung an der schönen Gebieterin hing. — Ich danke dir, sprach Margarethe matt. Mir ist, als ginge ich dem Tode entgegen; aber es gilt zwei Leben — o, bitte Gott, daß ich erhört werde.

Auf die Torigny gelehnt, trat einige Minuten später Margarethe in das Gemach des Königs. Es war noch voller Aufregung. Unten im Hofe wurde noch gemordet, und auch von fern hallte Geschrei herüber.

Margarethe blieb an der Thür stehen — ihr versagte die Kraft; ohne die Torigny wäre sie gesunken.

D'Anjou erblickte sie zuerst. Ah, meine schöne Schwester! rief er und kam auf sie zu. Ich bin glücklich, Euch wiederzusehen. Aber

Ihr sehet blaß aus — ist Euer Morgenschlaf gestört worden?

Karl war durch d'Anjou's Anrede aufmerksam gemacht worden. Meine dicke Margot, bist du da? rief er ihr vom Fenster aus zu.

Sire, wollt Ihr mich hören? fragte sie, ließ Torigny's Arm los und näherte sich Karl.

Was wollt Ihr denn? fragte rauh Katharina, deren Anblick Margarethe bisher ausgewichen war, indem sie die Augen immer auf den König gerichtet gehalten hatte.

Ja, was willst du? fragte Karl über die Achsel. Sprich, aber spute dich — ich habe keine Zeit.

Eben hallte von unten ein gellender Schrei herauf, Margarethe bebte zurück — sie konnte nicht sprechen.

Nun wohl, was willst du? wiederholte Karl schon ungeduldig.

Ja, was wollt Ihr? fragte Katharina noch

liebloser als vorher. Ihr hättet eine bessere Stunde wählen können.

Gnade! rief endlich Margarethe mit der höchsten Anstrengung, indem sie zu Karl's Füßen niedersank.

Karl wandte sich mürrisch ab. Katharina sagte: Das dachte ich mir wol; laßt den König in Ruhe.

Aber Margarethe hatte jetzt verzweifelten Muth gefaßt. Sie bat, bat so flehentlich, so unaufhaltsam und war so schön dabei, daß endlich Katharina zu Karl sagte: Nun so gebt ihr, was sie will; es sind ja nur Zweie. — Murrend gab Karl nach.

Da eilte Bussy herein. Sire, die Edelleute aus St. Germain flüchten sich.

Hölle und Verdammniß! schrie Karl. Wer hat sie gewarnt?

Ein Hugenott ist hinübergeschwommen und hat es dem Grafen von Montgommery erzählt.

Hatte ich nicht Marcel befohlen, Maugiron tausend Mann zu geben, um die von St. Germain abzufertigen?

Sie haben sich von der Menge mit fortreißen lassen und beim Plündern zerstreut, und die Garden, die Monsieur von Guise dann Maugiron gegeben, hatten die falschen Schlüssel mitgenommen und konnten nicht hinein.

Und so sollen die Hunde von Ketzern fliehen?

Die Garden setzen jetzt eben über.

Ich will es selbst sehen! rief Karl.

Alles eilte ihm nach an die Fenster, die auf den Fluß gingen. Man sah am andern Ufer die Edelleute, wie sie, durch die ersten Schüsse der heranschiffenden Garden in die größte Verwirrung gesetzt, eben zu Fuß und zu Pferde zu flüchten begannen.

Da sind sie ja noch, sagte d'Anjou zu Bussy. Ich glaubte, sie wären schon so sicher wie im Paradiese.

Ich begreife es nicht, rief Bussy.

Tödtet! schrie Karl und schoß in blinder Wuth seine Jagdbüchse über den Fluß hin ab.

Ich glaube, bei meiner Ehre, sprach d'Anjou lächelnd, die Narren haben sich zum Könige flüchten wollen.

Vielleicht selbst ihn vertheidigen, meinte du Gua.

Schade, daß man sie nicht hat herüberkommen lassen — welche dramatische Ueberraschung wäre es gewesen, wenn Se. Majestät sie so empfangen hätte, sprach der Herzog.

Der Tag verging mit Morden.

Zehntes Kapitel.

Guise stand vor dem Könige.

Der junge Herzog stand als Ankläger da; auch schien er größer geworden, und der Zorn röthete sein schönes Gesicht, während Karl im Bewußtsein seines erbärmlichen Handelns gekrümmt dasaß und sich umsonst zur Wuth aufzustacheln suchte.

Ihr habt es gewagt, Sire? sprach Guise langsam und Karl mit seinen Augen durchbohrend.

Bin ich nicht König? schrie Karl.

König, so viel Ihr wollt, aber nicht nur,

um das Blutbad zu befehlen, sondern auch, um es zu vertreten.

Ihr habt mich dazu verleitet.

Ich? War ich, war Monsieur von Montpensier, war einer von uns vorgestern Abend in Euerm Kabinet?

Aber den Plan habt Ihr entworfen.

Guise lachte höhnisch auf. In Wahrheit, Sire, wer Euch hörte, sollte glauben, Ihr trauertet um das Blut Eurer ketzerischen Unterthanen wie um das Eurer Kinder.

Und wenn das wäre? wenn ich bereute?

Bereut, Sire, wenn Ihr Euern Befehl nicht vor Gott verantworten könnt. Aber vor den Menschen sollt Ihr ihn anerkennen, dafür stehe ich Euch.

Ihr? mein Männlein?

Ich, Heinrich von Guise, Prinz von Lothringen — ich, Sire, der ich drei- und vierfach mit Euch verwandt bin — ich, der ich in

diesem Augenblicke die Pariser von den Hugenotten auf Euch hetzen kann — ich, dem der ganze französische Adel zur Seite stehen wird, wenn ich Euern Verrath an mir verkünden werde — ich, Sire. Auf mein Fürstenwort, so wird es sein. Ich werde Euch zwingen, einmal in Euerm Leben Wort zu halten. Ihr habt die Hugenotten betrogen — uns sollt Ihr nicht betrügen. Bei dem Kreuze von Lothringen, Ihr werdet die Briefe zurücknehmen, die Ihr an die Gouverneure in den Provinzen erlassen — die Briefe, in denen Ihr von dem Aufruhr sprecht, den wir angestiftet, von Euerm Bündnisse mit Euerm Bruder von Navarra und Euerm Vetter von Condé — Ihr werdet diese plötzliche Verwandtenliebe aufgeben und dafür erklären, daß Ihr Euern Bruder und Euern Vetter gestern mit dem Tode bedroht habt — daß Ihr mir den Befehl ertheilt habt, den Admiral zu tödten — daß Alles Euerm

ausdrücklichen Willen gemäß geschehen ist — das ist es, was Ihr erklären werdet, Sire, oder —

Erhitzt Euch nicht, mein Vetter, sprach Katharina, die unbemerkt eingetreten war, mit der größten Ruhe.

Madame, rief Guise aufgebracht, verlangt Ihr, daß ich kalt bleibe bei dem, was mir geschehen?

Aber gewiß, antwortete sie unbefangen. Könnt Ihr denn nicht mit Ruhe dem Könige sagen, was Ihr von ihm fordert?

Was ich von ihm fordere, Madame, ist das Gegentheil von dem, was Ihr ihm gestern Abend gerathen habt.

Ihr irrt Euch, mein lieber Vetter. Der König ist zu klug und versteht sein Reich zu gut zu regieren, als daß er meines Rathes bedürfen sollte. Ich rathe ihm nie etwas; aber bitten werde ich ihn, Euer Gesuch zu gewähren,

denn Ihr könnt nichts Anderes begehren als etwas Billiges. Und sie wandte sich an Karl und fragte im sanftesten Tone: Nicht wahr, mein Sohn, Ihr werdet die Bitte unsers Vetters von Guise erfüllen?

Ich bin gewiß, daß Se. Majestät es thun werden, sprach Guise mit Nachdruck.

Und so geschah es auch. Se. Majestät erfüllten die billige Bitte des Herzogs von Guise. Neue Briefe wurden unter dessen Augen an die Gouverneure der Provinzen und Städte geschrieben, und in denen stand: daß der König Alles befohlen und zwar in Folge einer abscheulichen Verschwörung des Admirals mit sämmtlichen Hugenotten. Daher sollten denn alle Städte thun wie Paris, und alle Gouverneure den Nachahmungseifer so viel wie möglich zu entflammen suchen.

Jetzt war der Herzog von Guise befriedigt. Aber auch Karl wollte nun nicht auf halbem

Wege stehen bleiben, und so erschien er denn am Dienstage, am dritten Tage des Blutbades im Parlamente, ebensowol von seinen Brüdern und den Guisen, wie von den hugenottischen Prinzen begleitet. Dort sprach er selbst seine falsche Anklage gegen Coligny aus und befahl dem Parlamente, die Strafe, welche die Rebellen bereits ereilt, zu bestätigen. Als die hugenottischen Prinzen in ihre Gemächer zurückgekehrt waren — die wieder zu beziehen, hatte man ihnen gestattet, aber den Louvre durften sie nicht verlassen — da überließen sie sich dem Schmerze und der Wuth, nur daß Navarra über sich klagte, und Condé über den Verrath und die Gemordeten. Coligny, rief er, Coligny verstümmelt, im Kothe herumgeschleppt, an den Galgen gehängt und Feuer unter ihm angemacht, um ihn zu braten, wie Zigeuner eine Katze — o mein Gott, du siehst das und thust Nichts?

Erzürnt Gott nicht noch mehr, flehte die bleiche Marie, die ihrem zornigen Gatten schüchtern nachfolgte.

Schweigt! herrschte er sie an. Und doch — ich will nicht zweifeln; Gott ist gerecht — er muß strafen; es ist zu viel Schändlichkeit da, als daß sein Blitz ausbleiben könnte. Denkt Ihr, daß auch nur eine Stimme im Parlamente sich erhoben hätte, als der König seine Lüge aussprach? O nein, sie fürchteten sich vor einem Knaben und einem Weibe; sie saßen mit niedergeschlagenen Augen, und der Präsident wünschte dem Könige Glück, daß er den Grundsatz seines Ahnherrn, Ludwig's XI.: „Wer nicht zu heucheln weiß, weiß nicht zu herrschen", so glücklich angewendet. Und der Generaladvokat Pibrac lobte des Königs Frömmigkeit und Muth. Sind das Männer? sind das Franzosen? Diebe dieses Namens sind es!

Heinrich, Heinrich, Ruhe im Namen des Himmels!

Ruhe? Aber wißt Ihr denn nicht, daß, wüßte das Meer von diesen Schandthaten, es sich brüllend erheben und diesen verfluchten Boden verschlingen würde? Seid Ihr ruhig? — könnt Ihr es sein?

Ich? fragte sie traurig lächelnd. Heinrich, ich habe noch nicht geschlafen seitdem.

Schlafen, rief er bitter, schlafen! Ich rathe auch Jedermann, in Frankreich nicht mehr zu schlafen. Der Schlafende gehört hier dem Morde. Ich rathe auch Jedem, nur an das zu glauben, was man ihm nicht verspricht; denn die Versprechungen sind hier Fallstricke. Es giebt hier keinen König mehr, nur noch einen Bluthund, denn ein König hält seine Treue. Es giebt keine Ehre mehr, denn Coligny wird von dem obersten Gerichtshofe für niederträchtig erklärt, und wer kann noch auf

Ehre Anspruch machen, wenn er sie verliert? Es giebt auch kein Frankreich mehr, denn ein Land kann nicht ohne eine Nation sein und die Franzosen haben aufgehört zu leben — es athmen hier nur noch Mörder und Opfer. O, das Gericht kann hereinbrechen — das Böse steht in der Erndte — die Welt ist reif.

Gott erbarme sich unser, seufzte Marie beklommen.

Ja, unser, sprach Condé feierlich, unser Aller und meiner und — Euer, Marie.

Meiner? fragte sie unsicher.

Euer, daß Ihr Eure Seele und meine Ehre nicht hingebt, sprach Condé düster.

Ich hoffe es nicht, antwortete sie zitternd.

Ihr hofft es nicht, sprach er, den Blick auf sie geheftet, und Monsieur liebt Euch?

Eine Leichenblässe überzog ihr Gesicht; sie streckte mit abwehrender Bewegung die Hände

aus und rief flehentlich: Heinrich, Heinrich, sagt das nicht!

Nicht? fragte er, zu ihr kommend und zweifelhaft ihre Hand ergreifend. Habt Ihr Abscheu vor ihm?

O, murmelte sie, er, der kaum noch unsere Brüder schlachten ließ — von ihm geliebt werden — das ist, wie von Henkershand gezeichnet werden.

O, Gott segne dich, Marie! rief Condé leidenschaftlich. Jetzt kann ich sterben!

Nein, mein Heinrich, mein Geliebter, du sollst nicht sterben! rief sie schluchzend.

Ich werde es doch müssen.

Du bist gerettet, wenn —

Ich meineidig werde? Du weißt aber —

Ich will Nichts wissen, als daß es Rettung für dich giebt.

Nein, Marie, es giebt keine, antwortete er sanft aber fest.

Um meinetwillen!

Um deinetwillen muß ich meiner würdig sterben. Lasse mich, Marie. Mein Entschluß ist gefaßt — lasse mir meine Ruhe. Liebe mich nur, so lange ich lebe.

Weinend sank sie an seine Brust. Noch liebte sie ihn, und doch schlug ihr das Herz schon, wenn d'Anjou sich ihr näherte. Aber das nannte sie Grauen.

Karl machte zu derselben Stunde auch einen Bekehrungsversuch und zwar an Ambrosius Paré. Ich habe dich bisher geschont, sprach er rauh, aber jetzt muß Alles katholisch werden.

Nur ich nicht, antwortete Paré kaltblütig. Ihr erinnert Euch, Sire, daß Ihr mir einst versprochen, mir vier Dinge niemals zuzumuthen: wieder in meiner Mutter Leib zurückzukehren — einer Schlacht beizuwohnen — Eure Dienste zu verlassen, und in die Messe

zu gehen. Ich denke, Ihr werdet mir Euer Wort halten.

Du bist unverbesserlich. Ist es denn ein so großer Genuß, auf ewig verdammt zu werden?

Wir wollen erst sehen, wen Gott auf ewig verdammen wird, ob die Henker, ob die Geschlachteten.

Du bist keck.

Ich bin rauh, Sire, das wißt Ihr lange, aber Euch zugethan, mehr als Andere, die höflich sind und vor Euch kriechen. Und nun sagt auch Ihr mir die Wahrheit: macht der Geruch des Blutes Euch seit drei Tagen nicht Fieber?

Karl blickte den ihm ergebenen, bewährten Mann scheu von unten herauf an und murmelte: Ja; mir ist, als hinge es erdrückend wie ein giftiger Dunst vom Himmel herunter.

Dahin ist's auch aufgestiegen, sprach Paré ohne Umstände. Wolan, Sire, so laßt dem Morden Einhalt thun.

Ich möchte es — aber meine Mutter —

Ach was! Erstens seid Ihr König, und zweitens dächte ich, müßte Eure Mutter nun endlich vom Blute gesättigt sein. Alle Ungeheuer der griechischen Fabelwelt haben zusammen nicht so viel genossen, wie in diesen drei Tagen schon geflossen ist.

Karl ertheilte den Befehl zum Aufhören; aber am nächsten Tage begab er sich mit dem ganzen Hofe nach Montfaucon, um sich den armen Leichnam Coligny's anzusehen, und es schien, als könne er dieses scheußlichen Anblickes gar nicht müde werden. Ja, als d'Anjou naserümpfend die Bemerkung machte: der Geruch sei etwas unangenehm, antwortete er: Wie könnt Ihr das finden? Der Leichnam eines todten Feindes riecht immer gut. Und lachend setzte er hinzu: Meine dicke Margot ist der Lockvogel für alle Hugenotten gewesen.

Margarethe hörte das, und das brennende

Erröthen der Scham stieg ihr in das Antlitz. Der König hat Recht, sprach sie zu Claude; ich bin um Nichts besser als eine feile Dirne, die Reisende in eine Spelunke lockt.

Der König von Navarra hatte nicht den Muth, die Ueberreste des Mannes zu betrachten, der ihn wie ein Vater geliebt, aber auch nicht den, Etwas zu äußern. Der Herzog d'Alençon dagegen weinte. Karl machte ihm heftige Vorwürfe. Ich kann nicht anders, Sire, wenn Ihr die größten Helden ermorden lasset, antwortete trotzig der Herzog. — Ueberlasset mir, ihn eines Bessern zu belehren, sprach Katharina zu dem zornigen Karl. Ich werde ihm nachher etwas zeigen, woraus er sehen soll, wen er beweint.

In der That zeigte sie, als man zurückgekommen war, dem jungen Herzoge eine an den König gerichtete Denkschrift Coligny's, in welcher er Karl ernstlich anrieth, seine Brüder

und besonders den Herzog d'Alençon durchaus keinen Einfluß gewinnen zu lassen. Was sagt Ihr nun zu Euerm Freunde? fragte sie höhnisch. — Ich sehe hieraus, daß der König nicht nur seinen tapfersten Feldherrn, sondern auch seinen treuesten Freund hat ermorden lassen, erwiederte d'Alençon. — Geht, sprach die Königin-Mutter achselzuckend; Ihr seid noch ein Kind; seid Ihr erst ein Mann, werdet Ihr anders denken.

Dazu schien wenigstens für jetzt noch keine Aussicht. Der junge Prinz machte dem Helden, dem das Begräbniß verweigert wurde, gleichsam eines in seinem Herzen, und die jungen Königinnen sprachen die Gebete daran. Elisabeth stand kaum mehr von ihren Knieen auf, so groß schien ihr die Schuld des Gemahles und ihre eigene Verpflichtung, diese Schuld durch ihre Thränen und Bitten einigermaßen zu mildern. Aber auch Margarethe betete viel

und inbrünstig, theils um Verzeihung, daß sie die unwissende Veranlassung gewesen, die Opfer in das Garn zu locken, theils um die Rettung ihres Mannes.

Die nahte. Navarra blieb nicht taub, als man ihm wieder und wieder sagte: Lebe als Katholik, oder stirb als Protestant. Durosier, Geistlicher aus Orleans, der selbst abgeschworen, übernahm es, ihn endlich ganz zu bestimmen. Was nicht schwer ist, gelingt leicht; Navarra schwor den Glauben ab, den seine Mutter ihm auf ihrem Sterbebette so dringend empfohlen hatte. Seine Schwester und die verwittwete Prinzessin von Condé folgten ihm nach. Heinrich von Condé blieb immer noch standhaft — mit ihm Marie, obwol bei dieser d'Anjou die flehentlichsten Bitten anwendete.

Karl ließ endlich den Prinzen noch einmal zu sich kommen. Elisabeth, die bei ihm war,

als er den Befehl ertheilte, beschwor ihn, wenigstens seine Garden wegzusenden. Das war seine und Condé's Rettung; denn so gereizt wurde er durch die kalte Festigkeit des Prinzen, daß er nach dem Schwerte griff, um Condé zu durchbohren. Elisabeth hing sich schreiend an seinen Arm; er ließ den Prinzen wegführen, aber er schrie ihm als letztes Wort zu: Messe, Tod, oder Bastille! und Condé bereitete sich auf das Schlimmste vor.

Da kam Durosier auch zu ihm. Condé empfing ihn mit Verachtung. Durosier hielt den Blick des jungen Märtyrers ruhig aus. Ich begreife sehr gut, daß Ihr mich verachtet; aber folgt dennoch meinem Beispiele.

Nie, antwortete Condé kalt.

Monseigneur, sprach der Geistliche ruhig, die reformirte Religion bedarf künftiger Helden. Erhaltet Euch ihr.

Condé blickte den Geistlichen betroffen an. Eine Stunde darauf meldete dieser dem Könige, der Prinz und die Prinzessin von Condé wären zum Uebertritte bereit.

Elftes Kapitel.

Derweilen war der Mord durch die Provinzen gezogen. Einige Gouverneure nur hatten das Schlachten verweigert.

Am Hofe aber war man immer gleich leichtsinnig, gleich vergnügungssüchtig, gleich sinnlich, gleich übermüthig. Was that es, daß mehr Blut geflossen war, als die Erde hatte trinken können? Die Regen hatten es weggespült.

Es war ein schöner Herbsttag. Die Königin-Mutter hatte den König und den Hof eingeladen, die Nachmittagsstunden in den Gärten der Tuilerien zu genießen, die sie eben an=

gelegt hatte. Da wandelten nun die Herren um der Damen und die Damen um der Herren willen. Man sprach und man scherzte; es war Alles da — der König und die Königin von Navarra, der düstere Condé, die schöne, blasse Marie, die von Zeit zu Zeit noch tiefer erbleichte, wenn d'Anjou's Blick sie berührte, d'Alençon, die Guisen mit ihren Damen — genug, die Sonne beschien Alles, was glänzen konnte, sei es durch Jugend, sei es durch Schönheit, sei es durch Rang, durch Reichthum, durch Ruhm. Und das Gelächter war laut, und die Damen sahen lieblich aus, und doch sprach man meistentheils von jener Nacht und allen ihren Folgen. Die waren denn da und dort sehr verschieden gewesen.

Der König von Spanien hat am siebenten die Nachricht durch einen Courier erhalten, sprach du Gua; St. Goar hat es dem Könige geschrieben — Monsieur die Gnade gehabt, es

mir zu erzählen. Der König hat augenblicklich seine Umgebungen zusammenrufen lassen, ihnen den Brief vorgelesen und dann gesagt: nun sehe er doch, daß der König, unser Herr, sein guter Bruder sei. Am achten hat St. Goar Audienz bei ihm gehabt; da hat er sehr gelacht und unsern König sehr gelobt und ihn den tapfersten und klügsten Fürsten genannt. Besonders hat ihm die lange Verheimlichung gefallen und dann wieder die Ausführung so auf einen Schlag, gerade, als die guten Leute es sich am wenigsten vermuthet hätten. Er hat auch Processionen anstellen und Dankgebete halten lassen und wacht sehr darüber, daß unserm Könige die Ehre des Anschlages nicht genommen werde

Die würde er sich auch nicht nehmen lassen, bemerkte Gondi seinem Bruder, Monsieur von Latour.

Und doch wollte er sie ganz meinem Bru-

der überlassen, sprach die Herzogin von Montpensier, die am Arme ihres Schwagers Nevers vorüberging und diese Worte gehört hatte.

Der seinerseits wieder zu bescheiden war, sie anzunehmen, antwortete Nevers. Es war ein rührender Wettstreit.

Dennoch ist ihm diese Ehre bestritten worden, versetzte auf Gondi's Bemerkung der Vicomte von Thavannes. Der Fürst von Eboli und der Prior Don Antonio von Toledo haben durchaus nicht glauben wollen, daß Alles vorbereitet gewesen und mit des Königs Wissen geschehen sei.

Ja, aber St. Goar hat sich auch bitter darüber beschwert, daß sie seinem Gebieter den Ruhm nehmen und die Spanien durch das Blutbad erzeigte Wohlthat nicht anerkennen wollten.

Wer die dagegen sehr anerkennt, das ist Monsieur der Admiral von Castilien, sprach Lansac.

Wie so? riefen die Andern.

Nun, er saß bei Tische, als der König Philipp ihm den Brief schickte, den er seinen Gästen sogleich vorlas. Der Herzog von Infantado fragte: Sind der Admiral und seine Freunde keine Christen? Der Admiral antwortete: Das sind sie wol. Darauf sprach der Herzog: Nun, wenn sie Christen und Franzosen sind, wie kommt es denn, daß sie wie das Vieh geschlachtet werden? — Lieber Herzog, fragte der Admiral, wißt Ihr nicht, daß Krieg in Frankreich Friede für Spanien ist?

Der Spanier ist klug! sprach der Prinz Dauphin.

Wisset ihr aber auch, meine Herren, fragte Bussy, was dem Könige von Spanien nicht recht ist, so zufrieden er sich im Ganzen bezeigt?

Nun? riefen die Andern.

Daß der König von Navarra und der Prinz von Condé den Admiral — nicht be-

gleitet haben, sprach Bussy mit gedämpfter Stimme.

Was, Prinzen von Geblüt! rief der Prinz Dauphin, der älteste Sohn des Herzogs von Montpensier, unwillig.

Der König Philipp betrachtet bekanntlich die Blutsverwandtschaft nicht als ein Hinderniß bei dergleichen Plänen.

Da ist ja der heilige Vater noch milder, meinte der Vicomte von Thavannes.

Ja, weil er einige erlauchte Schafe mehr in seinen Stall bekommen hat, versetzte du Gua. Sonst, meine ich, zeugen zu Rom die Kanonenschüsse von der Engelsburg nicht eben von Mitleid.

Der Kardinal Alexandrin hat ausgerufen: Das ist's, was der König mir versprochen hat.

Der Kardinal von Lothringen hat dem Courier tausend Goldgulden geschenkt.

Das nenn' ich wie ein Kirchenfürst belohnen.

Sagt, wie der Kardinal von Lothringen. Wißt Ihr nicht — seine verschwenderische Freigebigkeit ist so bekannt, daß neulich ein Bettler, dem er ein Goldstück hinwarf, begeistert ausrief: Entweder bist du Christus, oder der Kardinal von Lothringen.

Ich danke im Namen Christi, meinte du Gua.

O, sprach Lansac behaglich lächelnd, dabei fällt mir ein — Monsieur der Kardinal hielt eine Predigt über die Versuchungen unsers Herzens. Die Rede, die der Teufel hielt, war vortrefflich; aber als unser Herr anfangen sollte, zu antworten, dachte Monsieur der Kardinal vermuthlich an seine Zweigespräche mit Sr. höllischen Majestät; denn er ließ Christus ganz freundlich „He, Satan, mein Freund!" beginnen.

Alles lachte, ausgenommen der Prinz Dauphin, der ein ernster Herr war und mit mißmuthiger Miene äußerte: Was nützt es uns,

daß Monsieur der Kardinal von Lothringen in Rom aus Freuden Gold giebt — die Audienz, die unser Gesandter in London gehabt, macht alles Lob zunichte, das aus Rom und aus Spanien gekommen ist.

Bah, Elisabeth ist eine ketzerische Königin, rief Bussy.

Aber die Königin von England, erwiederte der Prinz Dauphin.

Auch sagt man, sprach Lansac, daß Se. Majestät sehr betreten darüber sind und Monsieur von Castelnau abermals nach England gesendet werden soll, um den Zorn der Königin zu entwaffnen.

Und die protestantischen Fürsten Deutschlands soll Monsieur von Schomberg beruhigen, setzte du Gua hinzu. Ich beneide beide Herren nicht.

Hier wurde die Politik abgehandelt — dort in einer Gruppe jüngerer und älterer Hofda-

men, die von mehreren Cavalieren umschwärmt wurde, das andere große Gesprächthema: die Liebe.

Sie liebt ihn.

Sie liebt ihn nicht.

Seht, wie sie blaß wird, wenn er sie ansieht.

Das ist ein Zeichen von Haß.

Ja, von einem Hasse, der — die Phrase kann unausgeschrieben bleiben.

Monsieur lieben und nicht geliebt werden!

Nun, Monsieur ist — Bruder des Königs, Sieger von Jarnac, ein vollkommener Herr, aber — ist es unvermeidliches Schicksal, ihn zu lieben? Das fragte Madame von Villequier.

Also Ihr würdet die Kraft haben, ihm zu widerstehen? fragte die Lachâtegneraie spöttisch.

Durch Gottes Gnade ist kein Ding unmöglich, antwortete Madame von Villequier lächelnd, also gelänge es mir vielleicht.

Ach, sagte Madame von Sauve leichthin, Prinzen sind eben auch nur Männer.

Ihr habt dies vermuthlich kennen gelernt? fragte die Lachâtegneraie.

Ich? Mein Gott, nein. Noch hat mich keine Hoheit ihrer Bemerkung gewürdigt. Aber es kommt vielleicht noch.

O, ohne Zweifel!

Wolan, meine Damen, rief Franz d'O, vergeßt nicht, daß ihr noch zu entscheiden habt, ob Madame die Prinzessin von Condé Monsieurs Liebe erwiedert, oder nicht.

Fragt sie selbst, sagte Madame von Villequier lachend.

Findet Ihr Madame von Condé nicht schöner, als ihre Schwester, Madame von Guise? wurde Madame von Sauve boshaft gefragt.

Ich? Im Gegentheile. Madame von Condé ist ganz Seele, ganz Engel; aber dafür ist Madame von Guise ganz irdische Pracht

und Leidenschaft, und ich, Sünderin, die ich bin, bewundere das mehr.

Glaubtet Ihr wirklich, Madame von Sauve würde verlegen werden? zischelte d'O der Fragerin, der schönen Torigny, zu.

Aber, mein Gott, sie ist doch die Geliebte Monsieurs von Guise, antwortete die Torigny lachend; ich glaubte wenigstens, sie würde eifersüchtig auf seine Frau sein.

Auf seine Frau? fragte d'O.

Ihr habt Recht — ich bin dumm. Sagt es nicht weiter, ich bitte Euch.

Ich verspreche es.

Was mich mehr verwundert, bemerkte Monsieur von Lavardin, daß Madame die verwittwete Prinzessin von Condé bereits so getröstet über den Tod des Grafen Larochefoucauld scheint. Es dürfte leicht der letzte Liebhaber sein, den sie gehabt hat.

Hm, sie ist noch frisch, meinte d'O. Und

nun wurde die verwittwete Prinzessin von Condé der Gegenstand einer lebhaften Debatte unter den Herren.

D'Anjou hatte unterdessen einen Augenblick ergriffen, wo Katharina von Navarra, an deren Arm Marie von Cleves bisher gehangen, von der Königin-Mutter gerufen wurde. Noch ehe Marie die Nähe ihrer Schwester aufsuchen konnte, näherte er sich ihr.

Es ist zum ersten Male, sprach er mit der feinsten Huldigung in Blick und Stimme, daß mir das Glück vergönnt ist, einen Augenblick zu Euch zu sprechen, ohne daß andere Ohren als die Eurigen meine Worte auffangen könnten. Wollt Ihr mir erlauben, diesen Augenblick zu benutzen?

Monsieur, stammelte Marie, kaum verstehend, was er zu ihr sagte.

Es ist nicht, daß ich ein Geheimniß daraus machen wollte, wie glühend ich Euch liebe,

fuhr er fort. Alle wissen es längst — ich mache mir eine Ehre, einen Ruhm daraus — aber ich hatte Furcht vor Euch.

Monsieur, wollet —

Euch verlassen? Soll ich das? O, welche Härte! Wie täuscht dieses sanfte Antlitz, dieses himmlischblaue Auge! Man glaubt, Ihr seid die Güte selbst, und Ihr seid im Gegentheil von eisiger Kälte.

Nicht gegen den Prinzen, meinen Mann, Monsieur, versetzte Marie jetzt mit Fassung.

Also liebt Ihr ihn?

Ja.

Und warum?

Warum? Weil er mein Herr und Gebieter ist, weil ich es ihm versprochen habe.

Versprochen? O, Eure Augen haben auch mir schon versprochen, mich zu lieben.

Monsieur, sprach die Prinzessin mit beleidigter Würde.

Vergebt mir! rief er leidenschaftlich. O seht, ich bin noch nicht würdig, mit Euch zu reden; ich muß Euch erst länger geliebt und von Euch die Sprache gelernt haben, die ich mit Euch reden muß. Aber ich werde sie lernen — ich hatte bisher noch nicht geliebt; die Liebe ist der größte Lehrer.

Mademoiselle von Châteauneuf würde sich gekränkt fühlen, hörte sie Euch, Monsieur.

Mademoiselle von Châteauneuf — die Châteauneuf — ach ja, ich glaube, ich habe sie einst bemerkt — dort steht sie ja, wenn ich nicht irre. Sehet sie an, Madame, und dann erinnert Euch des Bildes, das Ihr jeden Morgen in Euerm Spiegel sehet, und sagt mir, kann zwischen Euch und ihr je eine Nebenbuhlerschaft eintreten?

Daran habe ich auch nie gedacht, Monsieur, versetzte Marie von Cleves so stolz und so kalt, daß er wol einsah, für heute habe er keine

Hoffnung mehr auf ein günstiges Gehör und sich daher mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung empfahl. Einen Augenblick lang hatte er aus Aerger die Absicht, mit der Châteauneuf anzuknüpfen, aber sogleich sagte er sich, daß die stolze Prinzessin ihm das nicht verzeihen würde. Ich muß bei ihr nur die Siegermanieren unterlassen, dachte er. Verdammt die Frauen, bei denen ich sie mir angewöhnt. Wären sie nicht gewesen, so verstände ich jetzt, diese Frau zu erobern. Aber ich hoffe noch, und ich muß auch hoffen, wenn ich nicht toll vor Liebe werden soll. Gott, wie war sie, als sie sich beleidigt glaubte, in ihrem Zorne schön! sagte er unwillkührlich laut.

Wer, Monseigneur? fragte Guise, der ihm entgegenkam.

Wer? Wer anders als Eure Schwester von Condé. Mein Vetter, ich verspreche Euch ewige Dankbarkeit, könnt Ihr machen, daß sie mich liebt.

Dazu bedürft Ihr meiner nicht, Monseigneur, erwiederte Guise verbindlich.

Ich bitte Euch, laßt den Hofmann sein und redet und handelt als Waffengefährte. Helft mir Eure Frau gewinnen, damit sie meine Sache bei ihrer Schwester führe — redet selbst für mich — sagt Madame von Condé, daß ich noch nie geliebt, bis ich sie gesehen, daß ich ihr Sklave sein will — daß mir die Krone von Polen tausend Mal weniger gelten soll, als ihre Liebe, wenn sie mich deren würdig hält.

Ihr seid wirklich verliebt, sagte Guise, mit Lächeln ihn betrachtend. Das ist sonderbar.

Ei, alle Welt ist nicht wie Ihr nur aus Erz und Ehrgeiz gemacht, rief d'Anjou gereizt. Euch könnte man die Wahl lassen zwischen einer Krone und der Liebesgöttin selbst, Ihr machtet der Liebesgöttin Eure Verbeugung und setztet Euch die Krone auf.

Sehr wahr.

Das weiß ich, daß es sehr wahr ist; aber ich meinestheils wiederhole Euch: die Krone von Polen für die Liebe Eurer Schwester von Condé.

Guise ging zu seiner Frau, die mit Nevers und Madame von Montpensier sprach. Wisset Ihr, Madame, daß unsere Schwester von Condé mit dem Sonnenhaar Monsieur ganz geblendet hat?

Ihr sprecht ja, wie Meister Ronsard selbst, sagte Nevers lachend, obgleich Ihr, wie die Poëten immer, nur alte Dinge sagt, aber in neuer und überraschender Form.

Aber dieses Mal habe ich die alten Dinge aus einer neuen Quelle.

Vermuthlich von Monsieur selbst? fragte die Herzogin von Montpensier.

Getroffen, schöne Schwester. Hättet Ihr das geglaubt?

Warum nicht? Monsieur verliebt zu machen, ist nicht so unendlich schwer.

Es kommt darauf an, meinte Nevers. Man sagte, Madame von Montpensier hätte das, wovon sie jetzt so geringschätzig sprach, früher selbst versucht und zwar ganz ohne Erfolg, und der Spott lag an diesem Hofe so in der Luft, daß man ihn gewissermaßen mit ein- und ausathmete. Daher konnte es denn auch Nevers nicht lassen, Madame von Montpensier aufzuziehen.

Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu, den er mit dem Schild der Kaltblütigkeit auffing. Dann fragte er Guise: Und was will Monsieur?

Meine und meiner Frau Fürsprache bei unserer Schwester.

Meine Fürsprache, Monsieur? fragte Madame von Guise erstaunt.

Ja wohl. Und warum nicht?

Warum nicht? Redet Ihr ernstlich?

Sehr ernstlich, Madame. Wenn wir Monsieur beistehen —

Beistehen, unsere Schwester zu entehren!

Entehren, indem wir sie der Liebe des größten Prinzen Frankreichs geneigt machen? Was habt Ihr für Gesinnungen aus dem vorigen Jahrhundert! rief Guise lachend.

Es sind die Eurer Frau, antwortete sie kalt, oder wünschtet Ihr um Euretwillen, daß ich andere hätte?

Nein, Katharina, sprach er plötzlich ernst. Euch will ich, was Ihr seid. Aber sehet, wenn wir die Leidenschaft Monsieurs nähren, so verpflichten wir ihn uns auf das Höchste, und —

Und eines Tages wird er König sein, fiel Madame von Montpensier ein, bei der, wie bei ihrem Bruder, jedes Herzensinteresse unbedeutend wurde, sobald es sich um den Ehrgeiz handelte. Ihr seid ein großer Politiker, mein Bruder. Ich verspreche Euch meine Hülfe.

Und glaubt ihr Alle denn wirklich, euch für diesen abscheulichen Kaufpreis die wirk-

liche, aufrichtige Gunst Monsieurs zu erwerben? fragte Katharina von Cleves. Seid ihr wirklich so einfältig, das zu glauben?

Wahrhaftig nicht! rief Guise lachend. Aber seine scheinbare muß er uns zuwenden, und die ist mir eben so nützlich, wie seine wirkliche.

Nun wohl, handle es sich denn auch nur um seine scheinbare Gunst, so erkläre ich Euch, Monsieur, daß ich meine Hand zur Verführung meiner Schwester nicht bieten werde.

Nun wohl, meine Theure, so wird man sich ohne Euch behelfen. Aber etwas verbiete ich Euch: Madame von Condé zu warnen. Sprecht mit ihr von Tugend, so viel Ihr wollt, aber kein Wort von diesem Gespräche; hört Ihr — das verbiete ich Euch.

Er sah sie gebieterisch an. Ich werde gehorchen, sprach sie. Für sich setzte sie mit schmerzlichem Zorne hinzu: Sie werden sie verderben.

Zwölftes Kapitel.

Die königliche Armee belagerte La Rochelle.

Umsonst hatten die Herren von Strozzi und Bellegarde die Bürger von La Rochelle wieder und wieder der ehrlichen Gesinnungen versichert, die sie für sie hegten. Der Maire, die Schöppen und Pairs der Stadt antworteten auf dieselbe Art, thaten ganz gläubig und nahmen doch weder Besatzung ein, noch lieferten sie Lebensmittel. Sie selbst hätten keine, versicherten sie, sondern bezögen diejenigen, die sie brauchten, Tag für Tag aus Poitou und Xaintonge. Zugleich versicherten sie, daß sie durchaus Niemand

als einige arme Kaufleute aufgenommen hätten. Es kamen jedoch nach und nach nicht nur die protestantischen Soldaten aus dem Heere Strozzi's, welche sich, da sie sahen, daß es nicht nach Flandern gehe, ihrem Befehlshaber empfahlen, sondern auch gegen funfzehnhundert Soldaten aus verschiedenen Städten, funfzig Edelleute und fünfundfunfzig Geistliche — Alle hier oder dort dem Blutbade entronnen — zu La Rochelle an.

Der König und die Königin-Mutter waren unendlich ungnädig auf die beiden Herren, denen es nicht hatte gelingen wollen, der so wünschenswerthen Stadt Zutrauen zu der allerhöchsten Gnade einzuflößen. Sie beschlossen, es mit einem dritten Herrn zu versuchen und zwar mit dem Marschall Biron, der sich die Freiheit genommen hatte, wider den Willen des Hofes leben zu bleiben und den man, da er sich nicht hatte todtschlagen lassen, doch we-

nigstens zu etwas gebrauchen wollte. Man glaubte mit Zuversicht, La Rochelle werde gegen ihn Nichts einzuwenden haben, da er als Freund der Hugenotten bekannt war und die Abgeordneten von La Rochelle, Johann Boureau und von la Mothe, bei der Bartholomäusnacht im Arsenal aufgenommen. Auch hatte La Rochelle selbst ihn früher als Gouverneur begehrt.

Da jedoch der Stadt nicht ganz zu trauen war, so wurden zuerst Johann Boureau und der Herr d'Audevars, Haushofmeister der Königin von Navarra, hingeschickt. Der Herr d'Audevars brachte Briefe vom Könige und Marschall, so voll von Versicherungen, wie ein Blatt Papier nur sein kann. Aber La Rochelle lieh ihnen keinen Glauben oder that wenigstens so. In einer von allen Edelleuten, Hauptleuten und Bürgern abgefaßten Antwort erklärte La Rochelle, daß es nimmermehr glauben könne, der König rede jetzt so und jetzt so und aus

seinem Munde komme kalt und heiß, schwarz und weiß. Er habe in seinen Briefen vom August die Schuld des Blutbades gänzlich auf die Guisen geworfen und jetzt nehme er sie wieder auf sich — das könne, so glaubten Alle zu La Rochelle, nur geschehen sein, weil er sich ganz in Abhängigkeit der Guisen befinde, die ihm Gewalt angethan und die Absicht hätten, sich des Reiches zu bemächtigen. Alle zu La Rochelle seien Mann für Mann bereit, für die Ehre ihres Königs gegen diejenigen zu kämpfen, die sich nicht scheuten, seinen geheiligten Namen auf diese Art zu entweihen. Sobald sie sicher wären, der König befinde sich nicht länger in der Gewalt der Guisen, so würden sie ihm in allen Stücken gehorchen, die sich mit ihrem Gewissen vertrügen, jetzt aber sei es ihre Pflicht gegen den König sowol, wie gegen sich selbst, ihre Stadt nicht denjenigen zu übergeben, die fälschlich im Namen

des Königs, eigentlich aber von den Guisen gesendet kämen.

Jetzt machte Biron sich auf den Weg, versehen mit Briefen von den Königen von Frankreich und Navarra. In beiden wurde er den getreuen Herren von La Rochelle äußerst anempfohlen.

Die Stadt sandte die Herren Morisson und d'Haraneder nach Surgeres ihm entgegen. Er beklagte und verwünschte die Bartholomäusnacht, dankte Gott, daß sein Name nicht unter denen der Mörder stehe, bat aber La Rochelle, sich ihm zu übergeben, damit es nicht den Zorn des Königs reize.

Mit den beiden Abgeordneten kam er nach La Jarrie, zwei kleine Stunden von La Rochelle, um dort die Entscheidung des Rathes abzuwarten. Zugleich erschien der Baron von la Garde mit seinen Galeeren zu Chef de Bois und sandte durch einen Trompeter die Nach-

richt in die Stadt, daß er sich mit Monsieur von Biron vereinigen wolle. Darüber war der Rath schon betroffen; zur Abweisung Biron's aber entschied er sich erst, als ein Bote von Montauban kam und die Nachricht brachte, die von Castres d'Albigeoys hätten auf große Versprechungen hin ihren Nachbar, den Herrn von La Creusette, als Gouverneur angenommen, und der hätte in der Nacht Soldaten in die Stadt gezogen und die Protestanten über die Klinge springen lassen. Dieses Beispiel war eine blutige Warnung, und als am Nachmittage der Maire die Einwohner versammelte und ihre Meinung forderte, riefen sie mit einer Stimme, Biron solle nicht eingelassen werden. Diesen Entschluß theilten sie ihm denn mit und meldeten ihn auch in der Sprache der tiefsten Unterwürfigkeit dem Könige. Und um auf alle Fälle gerüstet zu sein, fingen sie an, sich kriegerisch einzurichten.

Auch dauerte es nicht lange, so schrieb Strozzi ihnen, sie hätten zu wählen zwischen Unterwürfigkeit und Ungehorsam, oder zwischen Frieden und Krieg.

Dieser kam jedoch nicht gleich hinter diesem Briefe hergezogen. Erst kamen noch Briefe und Herren, Herren und Briefe, die alle das alte Lied sangen. Aber La Rochelle hörte von dem Erlasse, durch welchen der König von Navarra in seinen Staaten die katholische Religion wieder herstellte, hörte von allen Seiten durch neue Ankömmlinge, daß es bald ein Heer vor den Mauern haben werde, und so schickte es denn drei Abgesandte an den Grafen von Montgommery, der sich nach England geflüchtet hatte, und ließ ihn um Rath und Beistand bitten. Damit war der Krieg so gut wie entschieden.

Unterdessen erklärte das Parlament den Admiral für einen Hochverräther und seinen Na-

men für ausgelöscht. Sogar sein Schloß wurde zum Niederreißen verurtheilt. Zugleich empfingen die Herren von Briquemaut und Cavagnes, die der Bartholomäusnacht entgangen waren, ihr Todesurtheil und wurden, da der Marschall von Montmorency Coligny's Leichnam von Montfaucon nach Chantilly hatte bringen lassen, mit einem Strohmanne, der, einen Zahnstocher im Munde, den Admiral vorstellen mußte, Angesichts des Königs, der Königin-Mutter und der Prinzen gehängt. Auch wurde bestimmt, daß alljährlich am vierundzwanzigsten August zur Feier der Bartholomäusnacht eine Procession mit Dankgebeten stattfinden sollte.

Gegen La Rochelle aber erklärte Karl am 6. November 1572 den Krieg, und Biron erschien vor der Stadt.

Franz von La Noue, den Karl aus den Niederlanden kommen lassen und abermals zu Gnaden aufgenommen hatte, war ebenso gut

wie alle anderen Herren umsonst nach La Rochelle geschickt worden.

Begleitet von Gadagni, einem florentinischen Priester, kam er in einem Dorfe nahe bei La Rochelle an und sandte in die Stadt, um seine Ankunft melden zu lassen. Aber die Abgeordneten, welche ihn zu begrüßen kamen, thaten es kalt und förmlich. Wir sind eingeladen worden, mit La Noue zu sprechen, aber wo ist er? fragten sie. Es liegt wenig daran, daß der Mann, der zu uns redet, ihm in der Person gleicht, da er in der Gesinnung so weit von ihm verschieden ist. Statt der Antwort zeigte La Noue den Eisenarm, den er trug, weil er den seinigen in ihrem Dienste verloren. Die selige Königin von Navarra, die edle und muthige Dame, hielt mir diesen Arm, der mir zu La Rochelle abgenommen wurde, setzte er nach einer Pause hinzu. — Wir erinnern uns dankbar unsers werthen Freundes, sprachen die

störrischen Abgesandten, aber wir erkennen ihn nicht wieder.

Endlich gaben sie denn doch diese Art auf; La Noue konnte mit ihnen sprechen und erhielt die Erlaubniß, in die Stadt zu kommen. Er wurde mit Jubel empfangen; doch ließ man ihm nur drei Auswege, entweder sich nach England einzuschiffen, oder als Privatmann in der Stadt zu leben, oder endlich ihr Anführer zu werden. La Noue ließ es auf die Entscheidung des Königs ankommen, und Karl erlaubte ihm, der Anführer der Belagerten zu werden, doch nur unter zwei Bedingungen: daß er sie fleißig zur Unterwerfung ermahne, und auf die erste Aufforderung zum Könige zurückkehre. La Noue wußte, daß er allein der Retter von La Rochelle werden könne, daher wäre er jede Bedingung eingegangen. Er ermahnte täglich zum Frieden, bei welcher Pflichterfüllung er einst von einem heftigen Geistlichen eine tüch-

tige Ohrfeige empfing und mit christlicher Geduld hinnahm, und zugleich that er Alles, um die Stadt so fest und so stark wie möglich zu machen.

Täglich fast machte er auch Ausfälle. Da fiel ein Tapferer hier und ein Tapferer da. Schade um so viel edles Blut! Am 25. December wurde unter Andern der Herr von Floiac so verwundet, daß er einige Tage darauf starb. Als Biron das hörte, sagte er: Die beste Kuh von La Rochelle hat die Hörner verloren; es soll nicht die letzte sein, die sie verliert.

Ein Versuch, sich der Stadt durch List zu bemächtigen, mislang; — ebenso glücklich kamen der Herr von l'Anguillier und Vincent Mereau, Bürger des Rathes, durch die Galeeren zum Grafen von Montgommery. Doch Elisabeth von England hatte die Pathenstelle bei der am 27. October 1572 geborenen Tochter

Karl's angenommen, und so war ihr Beistand für die französischen Protestanten verloren.

Lebhafter und häufiger wurden mit dem neuen Jahre die Gefechte, und der Herzog d'Anjou näherte sich dem Lager. Anfang Februar brachten die Galeeren ein großes Schiff, das früher der Stadt weggenommen worden war, von Brouage nach Chef de Bois. Es war ohne Masten und faßte ungefähr zwölfhundert Tonnen. Es wurde zwischen Chef de Bois und Cournilles so eingesenkt, daß seine Geschütze überall in die Stadt hineinschießen und die Belagerer auf seinem Verdecke den Hafen gut bewachen konnten. Die Belagerten versuchten, es in der folgenden Nacht zu verbrennen, fanden jedoch das Schiff so dicht mit einer Schlammrinde überzogen, daß ihm das Feuer Nichts anzuhaben vermochte.

Die Verordnungen in der Stadt wurden sehr geschärft, und die Compagnie des Maire,

welche aus den Hundert des Stadthauses bestand und durch die besten Soldaten ergänzt wurde, fing an, unter dem Dienste des Herrn d'Haraneder so gut wie die Uebrigen auf Wache zu ziehen.

Außer den acht Compagnien der Stadt errichtete La Noue noch eine aus Freiwilligen. Sie wurde am 10. Februar auf dem Schloßplatze gemustert und zählte zwanzig Musketiere, fünfundfunfzig Pikeniere und funfzig Büchsenschützen. Die Hälfte davon waren Edelleute, oder Männer, die früher ein Kommando gehabt. Mittwoch den 11. Februar kam, begleitet vom Könige von Navarra, vom Herzoge d'Alençon, von den Prinzen von Condé und dem Dauphin, von dem Großprior und den Guisen, der Herzog d'Anjou im Lager an und nahm seine Wohnung zu Nieul, eine gute Stunde weit von La Rochelle, wo er bis zum Frieden blieb.

Eine Unterredung, die er bald mit La Noue

hatte, führte zu Nichts; La Rochelle wollte nur einen Frieden, in welchem alle Protestanten mit inbegriffen wären. Dagegen war das erste Gefecht, welches dieser nutzlosen Unterhandlung folgte, so lebhaft, daß La Noue zwei Pferde verlor und mehrere Kugeln in seine Rüstung schlugen. Die aus der Stadt nahmen ihre Todten mit zurück. Die Frauen waren, wie gewöhnlich, sehr muthig, und wagten sich mit Wein mitten unter die, welche scharmützelten; ja, eine junge Frau nahm mit Gefahr ihres Lebens einem todten Feinde seinen Degen und seine Büchse, und brachte sie nach La Rochelle.

Am letzten Februar eröffneten zehn Geschütze ihr Feuer auf die Stadt und diese wurde aufgefordert, sich zu ergeben. La Noue's Antwort war ein Ausfall. Am andern Tage wurde jedoch der Kirchthurm von Coignes, auf welchem zwei Feldschlangen befindlich waren, theilweise eingeschossen.

Jetzt folgten heiße Tage — die Unterhandlungen wurden regelmäßig durch wüthendes Schießen und Scharmützeln unterbrochen. Endlich, da d'Anjou sah, daß La Noue nicht vermochte, La Rochelle zu überreden, befahl er ihm, sich ins Lager zu verfügen. Dort sah er, der Protestant geblieben war, die Prinzen, die abgeschworen hatten, zum ersten Male ruhig Auge in Auge. Es war für Beide kein erfreulicher Blick; Navarra begegnete ihm, so gut es ging, mit der Grazie des Scherzes, die sich in ihm schon zu entwickeln begann; Condé wich ihm aus. La Noue mochte lieber dieses als jenes Betragen; er sprach sich gegen Armagnac und Miossans, denen er trauen durfte, mit bitterm Unwillen über die Art aus, auf welche Navarra die Geringschätzung ertrage, die gegen ihn so deutlich sichtbar werde. Beide antworteten dem bewährten Freunde mit den schmerzlichsten Klagen darüber. Sie sagten, daß sie

ihren König, der so streng und so fürstlich erzogen worden, gar nicht mehr erkennten. Schon sei er mehr als halb in die Weichlichkeit und Liederlichkeit der übrigen Prinzen versunken, schon Madame seiner Frau nicht mehr treu; bald werde er ganz des Namens seiner edlen Mutter unwerth sein. La Noue hörte die Freunde gedankenvoll an; dann sprach er: Laßt's gut sein — er wird nicht so bleiben. Das wollten jedoch die beiden Andern nicht glauben — es entmuthigt, wenn man einen geliebten Menschen täglich mehr und mehr entstellt sieht.

Eine zärtliche Umarmung, ja, die zärtlichste, die möglich sein dürfte, empfing La Noue von Brantôme.

Mein theurer Freund, rief der kriegerische Abbé, mein theurer, guter Freund, welche Freude habe ich mitten in meinem Kummer über alle die entsetzlichen Unglücksfälle em-

pfunden, als ich hörte, Ihr wäret nicht in Frankreich!

Ich hätte auch im Hennegau Unglück haben können, sprach La Noue trocken. Am Herzoge von Alba hat es nicht gelegen.

Aber es ist Euch Nichts geschehen?

Wie Ihr sehet, nein.

Gott sei gelobt! Das arme Frankreich! Was habt Ihr denn zu Monsieur dem Admiral, zu meinem theuern vielgeliebten Freunde Theligny, zu so vielen theuern Freunden gesagt, die wir verloren haben?

Ich brauche Euch das wol nicht erst zu sagen.

Nein, Ihr habt Recht; ich kann mir Euern Kummer vorstellen. Aber Ihr könnt Euch den meinigen nicht denken.

Wart Ihr seitdem am Hofe? fragte La Noue etwas ermüdet den Schwätzer.

Nein; ich bin mit Monsieur von Strozzi

fortwährend zu Brouage gewesen und kann wol sagen, ich schmachte nach dem Wiedersehen aller der Schönheiten, die aus unserm Hofe den herrlichsten Ort in der Welt machen. O, sagt mir wenigstens, ist Madame die Königin von Navarra noch immer so unübertroffen schön?

Was soll ich das wissen? fuhr La Noue ihn jetzt ungeduldig an. Sind hier nicht junge Narren genug, die auf dergleichen Dinge sehen und ganz frisch vom Hofe kommen? Die fragt — nicht mich.

O, sagte Brantôme mit verzücktem Blinzeln, ich habe bereits Alle gefragt und Alle haben mir versichert, man könne nicht schöner sein als diese schöne Königin — besonders der junge Edelmann von Monsieur dem Herzoge, La Mole, kann kein Ende finden, wenn er von ihr spricht; aber, mein theurer Freund, ich kann es nie genug hören.

Dann, mein Freund, thatet Ihr auf jeden

Fall Unrecht, Euch an mich zu wenden; Ihr wißt, ich sehe selten auf Weiber und besonders nicht in einer Laune, wie die war, in der ich an den Hof kam. Auch habe ich nur den König gesehen.

Ihr habt den König gesehen? Und wie sah unser großer und gnädiger Souverain aus?

Sehr ungnädig. Monsieur von Longueville sagte mir schon, als er mich zu ihm führte, daß ich ihn so finden würde und mich in Acht zu nehmen hätte. Und so war es denn auch; er sprach ebenso rauh mit mir, wie sonst freundlich, und ich war eigentlich erstaunt, als er nicht befahl, mich gefangenzusetzen, oder mir noch etwas Schlimmeres zuzufügen.

O, Euch hat er immer geliebt, Euch und seine Amme und Messire Ambrosius Paré.

Und Messieurs von Larochefoucauld und Theligny, antwortete La Noue. Lassen wir diese Liebe auf sich beruhen.

Brantôme wollte eben seinen Freund mit Versicherungen bestürmen, daß der König ihn gewiß ganz ungeheuer liebe, da kamen mehrere von den jungen Hofleuten herbei, die der derbe La Noue eben mit einem anderen Namen beehrt hatte, und forderten Brantôme auf, ihnen zu erklären, was in der Kühle des Herrn von Imbercourt reisen heiße.

Ei, woher habt ihr denn das? fragte Brantôme mit erfreutem Gesicht. Dieser Ausdruck ist jetzt am Hofe ja gar nicht mehr Mode?

Monsieur d'Aumale bediente sich dessen gegen mich am Tage vor seinem Tode, antwortete der junge d'Estrées, und da möchten wir gern wissen —

Ach, Monsieur d'Aumale! unterbrach Brantôme mit einer ganz verzweifelten Trauermiene den jungen Herrn; La Noue, mein theurer Freund, wisset Ihr denn, daß wir Monsieur d'Aumale verloren haben?

Ja, wir hörten es gestern.

Und Ihr habt den tapfern Prinzen auch bedauert, nicht wahr? Tapfere Feinde bedauern einander, und gewiß gab es nie einen Herrn, der tapferer gewesen wäre, als Monsieur d'Aumale. Er war der würdige Bruder des großen Herzogs von Guise, und wie gut war er — wie menschlich —. La Noue hätte hier der Bartholomäusnacht erwähnen können; aber er hielt es für klüger, zu schweigen, und Brantôme fuhr fort: Das Haus von Guise kann diesen Verlust nie verschmerzen! Auch ich werde ewig um diesen vollkommenen Prinzen trauern. Monsieur sein Neffe ist außer sich. Ah, und wisset Ihr schon, daß er von Anfang an gesagt hat, hier werde er seinen Tod finden? Sehet, so kommen guten und heiligen Prinzen Warnungen von oben zu.

Die Kühle des Herrn von Imbercourt, Monsieur von Brantôme, riefen die jungen

Leute. Lasset Monsieur d'Aumale in Gott ruhen und erzählt uns von der Kühle des Herrn von Imbercourt.

Von der Kühle des Herrn von Imbercourt — mit Vergnügen, Messieurs, mit Vergnügen, erwiederte Brantôme lächelnd. Ich erzähle gern jungen Leuten, da ich anfange, alt zu werden. O, keine Schmeichelei! Armer Monsieur d'Aumale! unterbrach er sich melancholisch. Werdet nicht ungeduldig, Messieurs, rief er in einem Athem, ihr sollt hören, was es mit der Kühle des Herrn von Imbercourt für eine Bewandtniß hat.

Er räusperte sich.

Nun so fangt im Namen Gottes an! riefen die jungen Ungeduldigen.

Und Brantôme fing wirklich an. Ihr wißt von Herrn von Imbercourt? fragte er.

Ja.

Daß er es gewesen, der unserm König

Franz bei seinem ersten Uebergange über die Berge —

Ja, ja.

Gegen die Schweizer und Prosper Colonna, der —

Ja doch, ja!

Sich gerühmt hatte, überschrie Brantôme sämmtliche jungen Leute, den König und die Seinen wie Tauben in einen Käfig zu sperren. Wißt ihr das?

Ja, und hundert Mal ja, riefen die jungen Männer.

Nun, da wißt ihr von Monsieur von Imbercourt, sprach Brantôme, und nun sollt ihr auch von seiner Kühle hören. Monsieur von Imbercourt hatte die Bizarrerie, oder die Caprice, im Frieden, wie im Kriege, nie Abends oder Morgens, sondern immer in der allerbrennendsten Hitze zu reiten, und das nannte man am Hofe: in der Kühle von Monsieur von Imbercourt reisen.

Wie, das ist Alles? riefen die jungen Leute getäuscht.

O, wenn es euch nicht genug ist, so weiß ich eine lustige Geschichte darüber. Wollt ihr sie hören?

Ja, ja; erzählt.

Wolan: zur Zeit König Heinrich's **II.** gab es eine große Dame, welche die schönste am Hofe war — vielleicht löge ich auch nicht, wenn ich sagte, in der ganzen Christenheit — das war Madame von Guise. Eines Tages war sie von Saint-Germain nach Paris geritten, hatte sich aber nicht lange aufgehalten und ritt nun in der größten Hitze und so schnell sie konnte, um zum Abendessen von Monsieur ihrem Manne zurück zu sein. Sie hatte nur ein Fräulein, einen Pagen und zwei Lakaien bei sich. Da begegnete ihr ein anständiger Edelmann, ein Hauptmann in Diensten eines Schwagers von Monsieur ihrem Manne.

Der war eben erst aus Piemont gekommen, ein Jahr lang nicht am Hofe gewesen und kannte ihre Livrée nicht, da sie dieselbe in dieser Zeit gewechselt hatte. Höflich, wie er war, und sie für eine andere Dame vom Hofe haltend, nähert er sich ihr und sagt ihr: sie reite sehr stark und die Kühle des Herrn von Imbercourt werde ihr schaden. Sie thut, als kenne sie das Sprichwort nicht, läßt es sich erklären, und der Edelmann unterhält sie weiter und bietet ihr zuletzt seine Dienste an, wobei er zugleich ihr Bein zu berühren versucht, welches gar zu schön und zu verführerisch war. Sie läßt ihn halb gewähren und spielt halb die Scheue und hört ihm zu, da er sehr gut spricht, lacht aber heimlich unter ihrem Nasentouret; denn die Masken wurden damals beim Reiten noch nicht getragen.

Als sie nun nach Saint-Germain kommen, wo eben der Hof war, schlägt Madame von

Guise den Weg nach dem Schlosse ein, und der Edelmann sagt: Madame, Ihr steigt im Schlosse ab und ich reite nach meiner Wohnung; Gott gebe Euch ein langes und sehr glückliches Leben. Ich bin Euer Diener. Alsbald zeigt Madame von Guise ihm ihr Gesicht und antwortet: Mein Edelmann, ich danke Euch für Eure Gesellschaft. Ich bin zu Euern Befehlen und werde mich, Euch zu Liebe, immer an die Kühle des Herrn von Imbercourt erinnern.

Der Edelmann ist so erschrocken, daß er augenblicklich umkehrt und in vollem Galopp nach Paris zurückkehrt. Als er es sich jedoch überlegt, daß Madame von Guise gar nicht erzürnt, sondern im Gegentheil unterhalten geschienen, kam er zurück und stellte sich ihr vor und bat sie um Verzeihung. Und Madame von Guise ist seitdem immer sehr gnädig gegen ihn gewesen.

Was erzählt Ihr von Madame von Guise? fragte eine sonore Stimme. Es war die des Herzogs von Guise.

Ich spreche nicht von Madame von Guise, die ist, erwiederte Brantôme, sondern von Madame von Guise, die war.

Aha, von meiner Mutter also? Und gewiß eine gute Geschichte?

Ich schmeichle mir damit, Monsieur.

So kommt mit mir, Monsieur von Bourdeille, und erzählt sie mir.

Brantôme begleitete den jungen Herzog, der ihn neben sich niedersitzen ließ. Die jungen Hofleute aber, für die er sich eben außer Athem geredet, redeten zum Danke hinter ihm her.

Ob er nun die Geschichte gleich noch ein Mal erzählt? fragte Einer.

Was? fragte ein Anderer, wißt Ihr nicht, daß Brantôme ebenso oft eine Geschichte erzählt, wie wir unsern Feinden vergeben sollen?

Eigentlich sind seine Geschichten doch ganz ohne Salz.

Ja, man ist sehr gut, wenn man sie anhört.

Und Monsieur von Guise sah auch eben nicht betrübt über den Tod von Monsieur d'Aumale aus.

Bah, so lange man selbst lebt, was geht Einen da der Tod eines Onkels an?

Ihrerseits zogen Guise und Brantôme, nachdem Letzterer wirklich noch einmal seine Geschichte erzählt hatte, über die Lobsprüche her, die vom Hofe für Alle gekommen wären, die Wunden empfangen hatten.

Wenn man am Hofe wüßte, wie Einige unter ihnen ihre Wunden empfangen haben, meinte Guise.

Ja, sagte Brantôme, sie können den Büchsenkugeln danken, die ihnen nachgekommen sind, da sie sich zurückzogen.

Wir müssen wirklich suchen, irgend eine Wunde zu erhaschen, rief Guise, damit man auch von uns spreche. Es ist weder der Fehler von Monsieur von Strozzi, noch der meine, noch der Eurige; denn es gibt keine Gefahr, die wir nicht aufsuchten, und doch haben wir das Unglück, daß wir auch nicht die kleinste Schramme erhalten können. Wir können wol sagen, die Ehre fliehe uns. Was mich betrifft, so lasse ich vor jedem Sturm eine Messe lesen, um Gott zu bitten, daß er mir einen kleinen Büchsenschuß schicke, da die Ehre am Hofe und bei den Damen nun einmal in den empfangenen und nicht in den ausgetheilten Wunden besteht.

Seid ruhig, Monsieur, sprach Brantôme; die Euch kennen, werden Eure Tapferkeit rühmen, ohne daß Ihr Wunden zu zeigen braucht. Die wird Gott Euch schon senden, wenn es ihm gefallen wird. Einstweilen könnt Ihr

selbst vor den Damen mit gutem Gewissen erscheinen.

Ihr sprecht wahr, und das tröstet mich, antwortete der Herzog. Dennoch müssen wir uns vornehmen, daß wir, sehen wir am Hofe einen von diesen verwundeten Herrlein, die den Arm in der Binde tragen, oder sich auf eine Krücke stützen, übereinstimmend erzählen, wie sie ihre Wunden empfangen haben.

Die Stadt wurde diesen Monat hindurch schlimm beschossen, erhielt jedoch vom Grafen von Montgommery die Nachricht, daß es ihm gelungen, vierzigtausend Livres ohne Zinsen zu erheben und gegen fünfundvierzig Schiffe auszurüsten, und daß er ihnen in einem Monat Beistand zu bringen hoffe. Zugleich schrieben die von Sancerre, das ebenso eng belagert war wie La Rochelle, daß sie drei Stürme abgeschlagen hätten.

Am siebenten April wurde zum ersten Male

gestürmt. Die Frauen mit ihren Dienerinnen waren auf den Wällen und warfen tapfer Steine mit hinunter. Einer davon traf den guten Brantôme an der Hand; das war das einzige Zeichen, das er bei der Belagerung, so lange sie dauerte, davontrug, so viel er sich auch mühte. Ach, wie beneidete er den tapfern Hauptmann Sainte-Colombe! Der hatte ein solches unvernünftiges Glück — kaum war er von einer Wunde genesen, so empfing er auch schon eine neue.

Brantôme wurde, was man so sagt, ordentlich etwas erpicht auf die Gefahr. Eines Tages, als er mit Strozzi und d'O hinter zwei Schanzkörben saß, kam eine Ladung aus der Kuh, wie eine Feldschlange zu La Rochelle hieß, die einen Hauptmann und drei Soldaten tödtete, aber auch gleich so gründlich tödtete, daß die drei Herren mit Blut und Fleisch bedeckt wurden, und Brantôme dadurch einen

Reystre oder deutschen Mantel verlor, der von grünem Sammet und mit Pelz gefüttert war. Einen Augenblick darauf setzte er sich in den Mattenstuhl, den Strozzi deswegen verlassen hatte. Der Tag war kalt und der Stuhl warm, und so gefiel es Brantôme, darinnen in der Sonne zu sitzen. Umsonst rief Strozzi ihm zu dreien Malen zu, er solle fortgehen; sitzen blieb er, bis Strozzi einen Soldaten zu ihm schickte, der ihm die Gefahr deutlich vorstellte. Kaum hatte er mit großem Widerwillen seinen warmen Sitz aufgegeben, als ein Soldat denselben einnahm, aber bereits im nächsten Augenblicke von einer zweiten Ladung aus der mordgierigen Kuh getroffen wurde.

Aber das war ihm noch nicht genug; er hatte einen wahren Heißhunger darauf, umzukommen. Am 14. März sollte die große Mine springen, welche gegen die Bastion des Evangeliums angelegt worden war. Brantôme hatte

Strozzi so eifrig zugeredet, in der Nähe zu bleiben, damit sie die Ersten beim Sturme wären, sobald die Mine gespielt hätte, daß Strozzi eingewilligt hatte. Beide also standen erwartungsvoll da, als Cosseins herankam, Strozzi beschwor, sich zu entfernen, und Brantôme am Arme fortführte, indem er ihm sagte: er sei ein Narr und habe noch nicht von einem solchen Gerichte gekostet. Kaum hatte er ihn halb in Sicherheit gebracht, als die Mine unglücklich sprang und dreihundert Soldaten von den Belagerern zerschmetterte. Das heilte Brantôme von seiner Neigung, sich in der Nähe von Minen aufzuhalten. Bei dem Sturme, der nun gegen die Bastion des Evangeliums erfolgte, wurde du Gua schwer verwundet, genas jedoch wieder.

Aber wer da kurze Zeit darauf blieb, das war Cosseins. Auch sein Freund, Monsieur von Gouas, der gleich ihm in der Bartholo-

mäusnacht schwere Blutschuld auf sich geladen, fiel. Cosseins verfluchte noch im Sterben jene furchtbare Nacht und seinen Antheil daran. Brantôme sah ihn sterben und fand, diesem Tode gegenüber, zum ersten Male keine Worte.

Den Tag nach jenem großen Sturme sah man Montgommery's Schiffe; doch wurde er gezwungen, die hohe See zu halten, und so war die Hoffnung auf Entsatz dahin. Doch La Rochelle blieb standhaft; es kämpfte für seine Freiheit. Bei einem unvorhergesehenen Sturme auf die Bastion des Evangeliums kämpften die Frauen geradezu in Männerhüten und mit Männerwaffen.

Im Lager gab es unterdessen Krankheiten, viele Todte und noch überdies eine Verschwörung, oder will man lieber so sagen, ein Bündniß, und zwar das der Politiker.

Es hatte schon vor der Bartholomäusnacht angefangen, sich zu bilden. Der Zweck war:

den Einfluß der Fremden in Frankreich zu untergraben, oder mit andern Worten: die Creaturen der Königin-Mutter zu vernichten. Die Montmorency, Cossé, Biron waren die vornehmsten Mitglieder dieses Bundes, der sich jetzt durch die gezwungenen Katholiken sehr verstärkt hatte. Einer der jüngern Montmorency hatte dem Herzoge d'Alençon nach der Bartholomäusnacht Andeutungen gemacht, daß es wol eine Partei gebe, auf welche gestützt er ebenso gut Einfluß erlangen könne, wie Monsieur. Ehrgeizig, zurückgesetzt und misvergnügt nahm d'Alençon mit Begierde diese Eröffnungen auf und wußte bald die Männer dieser Partei so von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, daß er ein Mitglied des Bundes wurde.

Doch war dieser bisher noch zu keinem entschiedenen Handeln geneigt; ja, es war noch nicht einmal ein entschiedener Entschluß gefaßt worden. Das machte d'Alençon ungeduldig,

und als es ihm in der größern Freiheit des Lagerlebens gelungen war, mit Navarra und Condé in ein vertraulicheres Verhältniß zu treten, als bisher zwischen ihnen stattgefunden, so zog er sie Beide in das Geheimniß, und nun wurden von d'Alençon, Navarra und dem jungen Vicomte von Turenne die abenteuerlichsten Pläne geschmiedet. Bald wollte man St. Jean d'Angely, bald Angoulême nehmen, bald sich mit den Protestanten in Languedoc in Verbindung setzen, bald zu Montgommery flüchten, der sich nach der Insel Wight zurückgezogen hatte. Die Königin-Mutter, die, wie Alles, auch diese Gefährtenschaft von Tollköpfen erfahren hatte, schickte den Staatssecretair Pinard an d'Alençon, um ihm im Namen des Königs befehlen zu lassen, sich nicht aus dem Lager zu entfernen. D'Alençon begehrte den schriftlichen Befehl zu sehen; dessen weigerte Pinard sich. Da sprach d'Alençon stolz: Geht, mein Herr,

und meldet dem Könige, meinem Bruder, daß ich stets den Befehlen gehorchen werde, die mir geradewegs von ihm zukommen, nie aber solchen, die ihm untergeschoben werden.

Gewiß wäre hieraus schon jetzt irgend eine verworrene Geschichte entstanden, hätte nicht der besonnene Condé den erfahrenen La Noue, auf den man sich verlassen konnte, zu Rathe gezogen. La Noue redete d'Alençon so eindringlich zu, seine tollen Pläne aufzugeben, daß dieser sich endlich überzeugen ließ. Das aber wußte Katharina nicht, und so machte sie, um d'Alençon bald wieder in ihre Gewalt zu bekommen, Karl bange vor neuen Verschwörungen, die unter den Protestanten möglich sein könnten, und Karl, der seit der Bluthochzeit ohnedies nichts als Hugenottengespenster sah, schrieb ängstlich an d'Anjou: er solle die Belagerung so viel wie möglich beeilen, weil er, der König, der Truppen zum Schutze seiner Person bedürfe.

Daher ließ denn d'Anjou blind und toll auf La Rochelle losstürmen. Auf alle Arten ward es versucht und immer umsonst. Einmal ordnete Nevers einen Sturm an, der um sechs Uhr Morgens begann und vielleicht gelungen wäre, hätten nicht die Ersten, die auf der Mauer ankamen und die Stadt ruhig sahen, gleich aus voller Kehle geschrieen: Hinein, hinein! Die Stadt ist unser! Dadurch erwachten die Belagerten, stürzten herbei und fingen an, die Schreier oben zu beschießen. Und die verloren den Kopf, wollten zurück, stolperten und stürzten und kamen so kopfüber, kopfunter auf die herabgepoltert, die ihnen nachgestiegen waren. Messieurs von Longueville und Strozzi, dieser nicht ohne seinen getreuen Brantôme, waren schon auf der ersten Leiter, als zwei Granaten, die zu ihren Füßen niederfielen, die Leiter umwarfen. Da verbot sich denn das Hinaufsteigen von selbst.

Die Monate Mai und Juni vergingen so. D'Anjou, durch die Ueberredungskünste des Bischofs von Valence zum Könige von Polen erwählt, wünschte mit Ungeduld irgend eine Entscheidung; die Stadt dagegen hielt fest an ihrem Vornehmen, sich nicht zu ergeben, ohne daß ihre Rechte gesichert worden. Sogar das entmuthigte sie nicht, daß Montgommery genöthigt worden war, sich nach England zurückzuziehen. Ein Ausfall, den zwölfhundert der Belagerten unternahmen, während zwölfhundert Schützen von den Wällen feuerten, hätte dem königlichen Heere verderblich werden können, wenn nicht der tapfere Herr von Crillon durch seine Aufopferung den Andern Zeit verschafft hätte, sich zum Kampfe zu sammeln. Allerdings fiel er mit Wunden bedeckt, und man hielt ihn lange für todt; indessen er hatte sich doch nicht umsonst aufgeopfert.

Ein anderes Mal, als sechstausend Schwei-

zer in das Lager einrückten und alle Welt hineilte, sie zu sehen — wie Brantôme sagte: gerade als hätte man noch nie Schweizer gesehen — waren die Belagerten wol eine Stunde lang Meister der Laufgräben und nahmen zehn königliche Standarten mit sich, die sie alsdann auf den Mauern aufpflanzten. Brantôme jedoch, der einen Waffenstillstand benutzte, um in die Stadt zu gehen, überredete die Belagerten, diese Siegeszeichen wieder in das Lager zu schicken, um die Stimmung nicht noch mehr zu reizen.

Ein großer Sturm wurde noch versucht. Der Marschall von Montluc, der ihn anordnete, befahl Strozzi, seine Infanterie vor sich her stürmen zu lassen. Strozzi aber, dem die Bresche als vortrefflich geschildert worden war, stieg voraus, und mit ihm waren, da der König von Polen den Edelleuten das Ersteigen der Breschen verboten hatte, nur Brantôme,

d'O und der kleine Châteauneuf aus dem Hause Rieux. Brantôme sagte ihm zwar: Monsieur, Ihr thut nicht, wie Monsieur von Montluc Euch befohlen hat. Aber Strozzi versetzte: Das ist ganz gleich, Brantôme; unsere Leute werden mehr Muth zum Nachfolgen haben, wenn sie mich an der Spitze sehen, wie ich ihnen den Weg zeige. Und so stiegen sie und waren in der halben Höhe angelangt; da kam ein Büchsenschuß und warf den Marschall hinunter. Die Edelleute hielten ihn für todt — er war nur betäubt; aber seine Leute waren ihm schlecht gefolgt, und so verunglückte auch dieser Sturm.

Der König von Polen, der Alles mit angesehen hatte, ließ den Marschall in das Zelt des Grafen Cocomas kommen, wo er eben Rath hielt, und sprach: Strozzi, wäre Euer Fußvolk Euch gefolgt, wie es sollte, und so brav gewesen wie Ihr und die, welche mit Euch waren, so wurde die Stadt genommen. In-

dessen müßt Ihr den Sturm erneuern und Eure Leute vor Euch hergehen lassen, wie Monsieur von Montluc Euch gesagt, und ich bin sicher, es gelingt uns noch.

Montluc antwortete: Ja, Sire, wir kommen hinein; es ist leicht, da die Bresche gut ist.

Strozzi wagte keine Widerrede; da nahm Brantôme das Wort und sagte: Sie ist so gut, Monsieur, daß ich, bei Gott, keinen Mann hier weiß, so gute Beine er auch haben möge, der beim Hinaufsteigen nicht vier oder fünf Mal hinfallen muß, und oben ist es wegen der gesprengten Steine so holperig, daß Keiner sich da erhalten kann, wenn er nur ein klein wenig angestoßen wird. Ich kann das sagen, denn ich bin oben gewesen. Will jedoch der König den Sturm erneuern lassen, so kann es geschehen.

Während man noch so hin- und herredete, erhob sich auf einmal in allen Laufgräben,

Keiner wußte, woher und warum, ein fürchterliches Geschrei: der Feind sei ausgefallen und Alles schon im Handgemenge. Nicht nur die Truppen, auch viele Edelleute wurden von einem panischen Schrecken befallen; ja, mehrere von diesen schlugen vor, sich in die Sümpfe zu flüchten, und einige führten es sogar aus, was später zu ihrer Scham an ihren schmutzigen Kleidern zu sehen war.

Die im Zelte des Königs wollten hinaus; dagegen wollten Andere von draußen herein, und so entstand ein solches Durcheinander, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hörte, und ein Gedränge, daß man hätte ersticken mögen. Ein Herr von Breuil fiel der Schwere seiner Waffen wegen hinter einen Koffer, wo er eben im Begriffe war, einen andern Edelmann, den er gepackt hatte und für einen Feind hielt, kurz und bündig zu erdolchen, als Brantôme kam und ihm aufhalf. Der König von Polen selbst

konnte nicht eher hinaus, als bis die Zeltstricke zerschnitten wurden, und da fand sich denn, daß Alles leeres Geschrei gewesen war, und woher es gekommen, wußte kein Mensch.

Inzwischen hatte Biron, dessen Feldherrneitelkeit bei der Einnahme von La Rochelle betheiligt war, beim Könige und bei der Königin-Mutter alles Mögliche versucht, um eine Capitulation zu verhindern. Dem Könige von Polen dergleichen Vorstellungen zu machen, wagte er nicht erst; denn der träumte nur von seinem Königreiche. Also schrieb er an den Kardinal von Lothringen, der aus Rom zurück war, und versprach diesem: er wolle, komme man ihm nur nicht mit diesem unzeitigen Frieden hinein, La Rochelle binnen fünf Wochen spätestens mit dem Strick um den Hals in seiner Gewalt haben. Dem Kardinal leuchtete das ein, und er fing sogleich an, den geheimen Rath und durch diesen den König für Biron's

Ansicht zu gewinnen. Katharina im höchsten Unwillen darüber, daß Biron sich vermessen könne, vollbringen zu wollen, was ihrem Liebling nicht gelungen war, schickte sogleich den Abbé von Gadagni an den König von Polen und ließ ihm sagen: er solle dem Marschall harte Worte geben und dem Kardinal und den Herren vom geheimen Rathe drohende Briefe schreiben. Der arme Marschall, der von diesen Anempfehlungen nichts ahnte, kam ganz unschuldig eines schönen Morgens zum Könige, der eben Rath in seiner Garderobe hielt. Da wandte dieser sich mit der Art, die ihm ganz zu Gebote stand, beleidigend und herausfordernd zu ihm und sagte: Kommt her, mein Kleiner. Ich habe Neuigkeiten von Euch gehört. Ihr laßt Euch einfallen, Schliche gegen mich anzuwenden und an den Hof zu schreiben. Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich Euch nicht den Degen durch den Leib renne und

Euch todt niederstrecke, oder was noch besser wäre, daß ich nicht eine Commission ernenne, die Euer Leben untersuche und die Streiche, die Ihr mir, dem Könige und dem Staate gespielt, und Euch dann den Kopf abschlagen lasse. Ziemt es sich wol für Euch, meinem Willen entgegen zu sein? Für Euch, von dem ich wol weiß, was Ihr seid. Ohne den König und ohne mich, was wäret Ihr denn da? Und Ihr vergesset Euch! Und Ihr wollt den Tapferen spielen und wollt La Rochelle nehmen — wie Ihr sagt, in fünf oder sechs Wochen, und die Ehre haben, und mich ihrer berauben? Ihr habt dabei zu sehr die meinige auf das Spiel gesetzt, Heldlein, das Ihr seid; denn Ihr wußtet wol, es war sowol mein, wie des Königs und der Königin-Mutter Wille, daß ich zu dieser Belagerung, mit der Ihr im Umsehen fertig sein wolltet, erst dann kommen sollte, wenn die Einnahme der Stadt ganz

nahe wäre, damit ich nicht etwa einem Schimpf ausgesetzt sei. Ich kam nach Chastelleraud — da blieb ich — da schriebt Ihr: ich wäre zu weit; je näher ich käme, je mehr würde ich die Stadt einschüchtern; sie fange schon an zu wanken. Gut — ich kam nach Poitiers und blieb da wieder. Da schriebt Ihr mir auf ein Mal in allerhöchster Eile: ich möchte nach Nyort kommen — die Stadt sei ganz nahe daran, sich zu übergeben. Und als ich dort war, mußte ich auf Eure Versicherungen hin, daß ich ganz Meister sein würde, hierherkommen. Da ich aber kam, fand ich gar Nichts — nicht die Spur vom Anfang einer Belagerung. Fünf Monate habt Ihr mich hier aufgehalten, und nun, da ich mit Ehren aus dem Unternehmen hervorgehen kann, nun wollt Ihr mich daran hindern und hier bleiben und über mich triumphiren. Ich werde Euch lehren, auf meine Kosten den großen Feldherrn spie-

len, da Ihr es nicht aus eigenen Mitteln könnt.

Der arme Biron wagte kein Wort zu sagen, so fähig zu Allem sah die neue Majestät von Polen aus. Er ritt mit seinem Aerger von dannen, beklagte sich gegen Strozzi, La Noue und Brantôme, die miteinander Mittag essen wollten, lehnte seinerseits alle Speise ab und ließ die Friedensunterhandlungen in des Himmels Namen ihren Gang gehen, ein Ergebniß, welches der König von Polen durch seine Briefe auch bei den übrigen Herren erreichte. Und so wurde denn, nachdem die Belagerer 12000 Mann verloren und die Stadt fünfunddreißigtausend Kanonenschüsse, neun große und mehr denn zwanzig kleinere Stürme, sowie gegen siebenzig Minen ausgehalten, am 6. Juli die Belagerung aufgehoben und am 10. zog Biron durch das Thor von Coignes ein und ließ den Frieden verkündigen, der gün-

stig genug für die Protestanten ausgefallen war, von dem jedoch Sancerre, das Monsieur von La Châtre, Gouverneur des Berry, noch immer belagerte, ausgeschlossen blieb. Daß der König von Polen gebeten werde, einzuziehen, es jedoch nicht thun solle, war eine geheime Bedingung. Auch reiste er schon vorher ab, um auf der Insel Oleron die Zustimmung des Königs zu dem geschlossenen Frieden abzuwarten. Navarra und Condé dagegen hatten aus dem Lager, wo sie gegen die Stadt hatten kämpfen müssen, die sie einst gastlich aufgenommen und treulich geschützt hatte, gleich die Reise nach dem Hofe angetreten.

Dreizehntes Kapitel.

Am 3. September hielt die polnische Gesandtschaft ihren Einzug in Paris. Ganz Paris war an den Fenstern und auf den Dächern, um diese hochgewachsenen, wildblickenden Fremden mit ihren großen Bärten und geschornen Köpfen, ihren juwelenbesetzten Pelzmützen, ihren krummen Säbeln, ihren Köchern und Bogen zu sehen. Ihrerseits betrachteten die Polen gerade nicht mit Bewunderung die weibisch gekleideten, duftenden Hofleute, von denen die meisten kein Wort Latein verstanden und ihnen daher nur durch Reverenzen ihre Gefühle ausdrücken konnten. Dagegen waren sie ganz ent-

zückt, nachdem sie Margarethe gesehen hatten. Als sie nämlich in der größten Pracht, in Kleidern von Goldstoff, auf gestickten Sätteln sitzend und ihre Pferde durch silberne, juwelenverzierte Gebisse lenkend, voraus ihre Pagen und Stallmeister, die eherne Keulen trugen, kamen, um dem Könige, den Königinnen und dem Herzoge d'Anjou ihre Aufwartung zu machen, empfing sie Margarethe an der Seite ihres Gemahles so würdevoll und in einer so blendenden Schönheit erscheinend, und antwortete auf die lateinische Anrede des Bischofs von Krakau so gewandt und geistvoll in derselben Sprache, daß die Polen ganz in Bewunderung verloren waren und der eine, Albert Lasky, beim Hinweggehen sagte: Nein, ich will nach einer solchen Schönheit Nichts mehr sehen, und gern würde ich es wie die Türken machen, die sich freiwillig blenden, wenn sie das Grab ihres Propheten gesehen haben.

Dennoch behielt Lasky sein Gesicht, wahrscheinlich um Margarethe noch öfter bewundern zu können. Dazu gab es bei den mannigfachen Festen, welche den Aufenthalt der Gesandtschaft verherrlichen sollten, die schönste Gelegenheit.

Die erste Festlichkeit war jedoch nur politischer Natur. Der König im Ornat, umgeben von allen Prinzen und Großen, empfing auf einer Erhöhung im großen Saale die polnischen Herren; das Erwählungsdekret, von den Prälaten und Palatinen des Reiches mit hundertundzehn Siegeln versehen, wurde aus einer silbernen Kapsel genommen und laut und feierlich verlesen. Darauf dankte Karl mit königlichem Anstande den Herren, erhob sich von seinem Sitze und umarmte seinen Bruder, den König, den dann alle Prinzen und Herren zu begrüßen kamen. Er küßte den Herzog d'Alençon und den König von Navarra, dankte den Andern

mehr oder weniger vertraulich und lag eine Stunde darauf zu den Füßen der Prinzessin von Condé.

Sie war hinreißend lieblich vor Schmerz; er schien in leidenschaftlicher Verzweiflung.

Es ist geschehen, rief er; ich bin König und unglücklich.

Ich möchte heute noch sterben, sagte sie, vor sich hinträumend.

Sieh mich an!

Wozu? Ihr geht nun fort — Ihr seid König.

O, daß ich es nie geworden wäre!

Ihr habt es ja gewollt.

Ja; aber da wußte ich noch nicht, daß du mich liebtest.

Daß es nie gewesen wäre! rief sie nun.

Sage das nicht, rief er. Bereue nicht, mich glücklich gemacht zu haben. Wenigstens weiß ich doch nun, was eine wahre Liebe heißt;

wenigstens habe ich, ehe ich in den Tartarus geschleudert werde, die Wonnen des Elysiums kennen gelernt.

Ihr — sprach sie vorwurfsvoll — ich glaube wol, daß es einen Mann glücklich macht, eine Frau zu besitzen, die er begehrt hat, aber die Frau — aber ich —

Und du? unterbrach der schöne König sie. Du? Bist du denn nicht glücklich gewesen, als ich zum ersten Male zu dir kam, als du mir die Schätze deiner Schönheit hingabst, reicher denn alle Reize, in denen bisher mein Auge geschwelgt? Sage mir, meine Göttin, warest du nicht stolz, als du mein Entzücken und meine Berauschung sahest?

Ja, ich war thöricht genug, stolz auf meine Erniedrigung zu sein, sprach sie mit bitterer Melancholie.

Deine Erniedrigung? Du sprichst von Erniedrigung — du, Marie, rein unter allen

Frauen — ja, wie die gebenedeite Jungfrau selbst?

Haltet ein, Sire, Ihr lästert!

Sire? fragte er zärtlich.

Das ist Euer Titel.

Ich dachte, Ihr wüßtet, daß ich Heinrich heiße.

Ich muß es jetzt vergessen lernen.

Vergessen — meinen Liebesnamen vergessen? O, eher tödte mich; denn von dir vergessen sein ist schlimmer als der Tod.

Seid ruhig — ich kann Euch nie vergessen, sprach sie traurig. Könnte mein Herz flatterhaft sein — mein Gewissen würde mich an Euch erinnern.

Immer diese Reue? Kannst du dir unser Glück nie vergeben?

Nein, denn ich habe es durch die Entehrung des edelsten Mannes erkauft.

Ich bin seiner werth, sprach der König etwas ironisch und kalt.

Aber ich nicht.

Sage das nicht, bat er, überwunden durch den tiefen Schmerz in ihrer Stimme.

O, fragte sie und ihre Thränen fingen an zu fließen — wisset Ihr denn, was ich ihm war, dem Unglücklichen? Sein Leben — sein Alles.

Und was bist du mir? Mein Himmel und meine Gottheit!

Aber ihm gehörte ich durch heilige Schwüre.

Und mir durch dein Herz und deinen Willen.

Nicht mit meinem Willen, rief sie energisch. Hätte ich den gehabt, frei gehabt wie sonst — ich wäre nie die Eure geworden. Aber das war mein Unglück, daß Ihr mir meinen Willen nahmt.

Dann gehörst du mir durch dein Herz, und das ist das schönste Angehören.

Mein Herz sagt nein. Es blutet und klagt. Es möchte Euch nicht angehören.

Aber es kann nicht anders?

Nein, sprach sie und ihre blauen Augen schmolzen in Leidenschaft. Nein; trotz aller meiner Scham, trotz aller meiner Reue liebe ich Euch, muß ich Euch lieben. Wie fangt Ihr es denn an?

Indem ich dich liebe, sprach er innig.

O, Heinrich! rief sie und streckte die Arme nach ihm aus. Er faßte ihre zarten Hände und hielt sie so von sich ab und sah ihr lange in die schwimmenden, sehnsüchtigen Augen. Schönste unter den Schönen! flüsterte er endlich leise, wie trunken, bist du wirklich mein?

Ihre Augen löschten aus, die Trauer sank wie ein Nebel wieder auf ihr reizendes Antlitz, das sich auf einen Augenblick erhellt hatte. Ja, dein, antwortete sie mit gebrochener Stimme, dein, wie die Sklavin ihres Eigenthümers, wie die verlorene Frau ihres Verderbers.

Warum nicht wie der Diamant seines Besitzers?

Nein; weil der Diamant rein ist, und ich es nicht mehr bin.

Marie! rief er liebeszornig.

Schweige, sprach sie bestimmt. Du kannst mich nicht täuschen. Ich kann nie Königin von Polen werden und habe dir doch angehört — also bin ich nicht mehr als die Châteauneuf.

Dieses Mädchen! rief er verächtlich.

Nenne sie nicht also, denn ich bin ihres Gleichen — ja, noch schlechter als sie, weil ich hingegeben habe, was nicht mehr mein, sondern meines Mannes war.

Immer er.

Ja, immer er. In allen meinen Träumen er — wenn ich einsam bin, wenn ich dich erwarte — er; selbst, wenn ich an deiner Brust liege, noch er.

Warum konnte er nicht vor La Rochelle getödtet werden?

Das sagte er auch! rief die Prinzessin weinend. Warum hat keine Kugel mich getroffen, sagte er; warum hat der Tod mich verschont, und dafür Glücklichere als mich zu seinen Opfern erwählt? Ich habe jede Gefahr aufgesucht — keine hat mich gewollt.

Das ist wahr — er hat dem Tode getrotzt. Aber wie konnte er sterben wollen, da er dich hatte?

Er ahnte schon, ehe er fortging, daß ich Euch liebte, antwortete sie leise.

Aber das war ja nicht, mein Leben — nicht wahr? fragte der König heuchlerisch.

O, Ihr wißt wol, daß es war.

Marie, bei deinen lieben Augen — ich habe nicht zu hoffen gewagt die ganze Zeit meiner Abwesenheit hindurch. Darum freute ich mich ja auch, König geworden zu sein. Ich habe

Nichts von meinem Glücke gewußt — hätte ich sonst ein halbes Jahr entfernt von dir ausgehalten?

Jetzt werdet Ihr noch länger aushalten müssen.

Sprich nicht davon!

Warum nicht, da es bald sein wird?

O, ließen die Götter Polen doch untergehen, ehe ich abreise!

Marie betrachtete ihren Geliebten starr und unheimlich. Ich werde Euch dann nicht mehr sehen. Begreift Ihr das?

Ich kann am Tage nie begreifen, daß es Nacht werden wird, und dich nicht mehr sehen, nachdem ich dich besessen habe, das wird sein wie eine finstere Nacht nach einem strahlenden Tage.

Wie der Tod nach dem Leben — wie das Vergessen nach der Liebe.

Vergessen — dich? rief er flammend. Marie,

meine Vielgeliebte, eher fallen die Sterne vom Himmel.

Wird es so sein? fragte sie naiv, wie ein junges Mädchen.

Du wirst es aus meinen Briefen sehen, die ich mit meinem Blute schreiben werde.

Ach nein, das nicht! Da müßtet Ihr Euch schneiden, oder stechen, und das thäte Euch weh.

Weißt du denn nicht, daß ich dir gern mein ganzes Blut gäbe?

Aber ich will es nicht. Ihr sollt Euer Blut behalten, daß es Euer Herz anfülle, so lange es mein bleibt.

Dann kann es still stehen? Nicht?

Nein — nein. Aber meines mag dann brechen.

Durch meine Schuld soll es nicht brechen — ich rufe das Glück zum Zeugen, das du mir gegeben hast. Aber wenn Andere dir Uebles zufügten, während ich nicht hier wäre, um dich zu schützen?

Ich werde an dich denken.

Das schützt dich nicht, meine süße Vielgeliebte.

Aber es wird mir, was schwer ist, leichter ertragen helfen.

Aber du sollst Nichts zu ertragen, Nichts zu leiden haben!

Da müßtet Ihr hier bleiben.

Lasse mich sehen — vor meiner Mutter hüte dich; sie ist eifersüchtig darauf, daß ich dich so liebe. Meine Schwester von Navarra dagegen ist gut und würde sich gewiß deiner annehmen, wenn ich noch ihre Freundschaft hätte. Ich werde sie noch vor meiner Abreise wieder zu gewinnen suchen. Dein Schwager von Guise wird dich nicht aus Anhänglichkeit, aber aus Politik vertheidigen. Und deine Schwestern — kannst du auf die rechnen?

Madame von Nevers ist immer gleichgültig gegen mich gewesen; Madame von Guise aber

hat mich immer gut behandelt und thut es auch noch, obgleich ich sehe, daß sie mich verachtet.

Lasse das sein, Marie. Wenn deine schöne Stirn erst eine Krone getragen haben wird, dann wollen wir sehen, ob Madame von Guise sich noch erlaubt, dich zu verachten.

Eine Krone? Das könnte nur eine von Dornen sein.

Nein, eine von Gold und Diamanten, eine königliche.

Die Prinzessin schüttelte bittend den Kopf. Gebt mir solche Träume nicht ein.

Ich würde es nicht thun, wenn sie sich nicht verwirklichen könnten. Aber das kann sein. Der Papst hat die Kraft, zu binden und zu lösen. Sind so viele Ehen getrennt worden, die durch das Sakrament geschlossen worden waren — warum sollte die Eure nicht getrennt werden können? Ihr seid Geschwisterkinder; in

der ketzerischen Religion, die ihr damals noch bekanntet, gibt es kein Sakrament der Ehe — du kannst von Monsieur von Condé getrennt werden, und du sollst es, so wahr ich dich liebe.

Mein Geliebter, mein Heinrich! rief sie, indem sie sich an seine Brust warf. Einst dir so angehören, auf ehrenvolle Art! O, es ist mir nicht darum zu thun, Königin — nein, nur deine Frau zu werden.

Ich weiß es, Marie, meine schöne Geliebte, sprach er kosend. Du liebst mich — ich weiß es. Aber auch ich liebe einzig dich — darum hoffe. Ich fürchte nur das Eine: daß Monsieur von Condé, wenn ich fort bin, die Gewalt misbrauchen wird, die er jetzt noch über dich besitzt.

Das hast du nicht zu fürchten. Er hat mich freigegeben.

Was sagst du?

Was er mir sagte. Ich will Nichts mehr von Euch, seit Ihr mich entehrt habt, sprach er.

Er weiß also, daß wir uns lieben?

Ich habe es nicht geläugnet, Heinrich.

Aber er konnte dich tödten!

Darauf war ich vorbereitet.

O, Marie, Marie! wolltest du denn nicht mehr für mich leben?

Jetzt will ich es, sagte sie süß, und er umschloß sie fest.

Am 14. September hielt er als König von Polen seinen prächtigen Einzug in Paris. Marie, glühend in ihrer neuen Hoffnung, sah jetzt fast mit Stolz die Größe ihres Geliebten — er aber trug seine neue Würde ohne Freude und seine Stirn blieb selbst bei dem herrlichen Feste finster, welches seine Mutter in den Gärten der Tuilerien zu Ehren der Gesandtschaft gab. Brantôme, der jetzt wieder als ein glückseliger Hecht in seinem Elemente

schwamm, hatte viele Feste gesehen, wie er sagte, aber wie er auch sagte, noch keines wie dieses. Katharina hatte eigens ein Gehölz niederzuschlagen befohlen, um den Saal dazu errichten zu lassen. Der war von einer Anzahl von Fackeln umgeben, und nach dem Abendessen, als die Tische weggenommen worden waren, erschien ein großer silberner Felsen mit Nischen, die wie Wolken gestaltet waren. In denen saßen sechzehn der schönsten Damen und Fräulein Katharinens, welche die sechzehn Provinzen Frankreichs vorstellten, und sich beim Klange von dreißig Violinen um den ganzen Saal herumfahren und bewundern ließen. Als sie das gethan, stiegen sie aus ihren Wolken herab auf die Erde, vereinigten sich in einer seltsam geordneten Schaar und tanzten, während die Violinen kriegerisch lustig aufspielten, erst etwas vor den Majestäten und dann ein Ballet, welches ungefähr eine Stunde dauerte. Am Schlusse

desselben überreichten sie den hohen Herrschaften und den Großen Frankreichs und Polens handgroße, schön emaillirte Goldplatten, auf denen die Haupterzeugnisse jeder Provinz eingegraben waren, als die Orangen der Provence, der Wein von Burgund, die Krieger von Guyenne und so fort.

Albert Lasky bedurfte an diesem Abende seiner Augen, um Margarethe zu bewundern, welche in einem hochrosenrothen, reich mit Lahn besetzten Sammetkleide und einem mit Edelsteinen und Federn verzierten Auffatze von demselben Sammet so schön erschien, daß Brantôme zu Ronsard sagte: Gestehet die Wahrheit, Monsieur, dünkt Euch nicht, daß diese schöne Königin in diesem Anzuge der Göttin der Morgenröthe gleiche, wenn sie vor dem Tage mit ihrem leuchtenden Angesicht erscheint? Ronsard gab Brantôme Recht und machte über diesen, damals noch neuen Vergleich ein schönes Sonett.

Dieses Fest wurde von Johann Dorat, einem des Siebengestirnes der damaligen französischen Poeten, in lateinischen Versen beschrieben, auf dessen Titelblatt die Königin-Mutter und die Könige von Frankreich und von Polen abgebildet waren, und zwar Katharina mit Helm, Gorgonenschild und Hellebarde, als Pallas Gallica, Karl, gestützt auf einen Adler und einen Drachen, und einen Mann unter die Füße tretend, als Jupiter Servator, und Heinrich mit Lyra, Köcher und Pfeilen als Apollo Gallicus.

Derweile war nicht Alles Vergnügen. Die polnischen Herren sprachen so offen ihre Theilnahme an den französischen Protestanten und ihre Misbilligung aller geschehenen Greuel aus und reichten so unumwundene Bittschriften bald zu Gunsten aller, bald zu Gunsten einzelner Protestanten ein, daß Karl, ohne seine Ungeduld, seinen Bruder außer Lan-

des zu sehen, schwerlich ihre Offenheit ertragen hätte. Sie waren auch wirklich merkwürdig unbefangen in ihren Forderungen. Die harten Bedingungen, auf welche Sancerre, vom Hunger überwunden, sich endlich hatte ergeben müssen, sollten nachträglich gemildert, der Name Coligny's seiner nach der Schweiz geflüchteten Familie wiedergegeben, sein jüngster Sohn Karl nicht länger zu Lyon festgehalten werden. Endlich sollte auch der König beim Herzoge von Savoyen die Freiheit von Madame von Coligny auswirken, welche in ihre Heimath geflüchtet war und dort angeblich um ihrer Religion, in Wahrheit aber ihrer Güter wegen gefangen gehalten wurde. Karl versprach Alles, man weiß, daß Versprechungen ihm Nichts kosteten.

Schwerer wurde es Heinrich, sich in ihre Forderungen zu fügen; denn bei ihm traten sie entschiedener auf und begnügten sich nicht mit

bloßen Versprechungen, sondern er mußte sich eidlich dazu verpflichten, an der polnischen Verfassung nicht das Geringste zu ändern und besonders Nichts gegen die Religion zu unternehmen, welcher auch ein Theil der Gesandtschaft angehörte. Mit der größten Neigung zum Despotismus, ja, mit der Anlage zu einem kleinen Tyrannen in sich, und dreifach eitel: als Franzose, als Valois und als Er selbst gab der neue König, als er diesen Schwur leistete, nur der bittern Nothwendigkeit nach, und erging sich in bittern Klagen gegen seine Mutter.

Was soll ich eigentlich dort, Madame? fragte er. Heißt das ein König sein, wenn bei jeder Bewegung mir die Hände gebunden sind — wenn mein Wille derjenige ist, der im ganzen Reiche am wenigsten gilt?

Klugheit kann in der ganzen Welt Alles, mein Sohn, antwortete Katharina. Wa-

rum sollte sie nur in Polen gar nichts vermögen?

Weil ich dort nicht mit Menschen, sondern mit Gesetzen zu thun habe. Menschen kann die Gewalt zerbrechen — an Gesetzen zerbricht sie.

Ihr habt nicht Unrecht.

Ich habe so sehr Recht, daß ich verzweifeln möchte, als Schattenkönig in ein Land zu gehen, welches uns als Proben der Gesellschaft, die es bieten kann, solche Barbaren schickt, wie unsere langbärtigen Gesandten sind.

Mein Sohn, sprach Katharina im Tone mütterlichen Schmeichelns, sollte nicht an dieser plötzlichen Abneigung Eure Liebe zu der Prinzessin von Condé etwas Schuld sein?

Meine Mutter, fragte Heinrich mit ruhigem Lächeln, wie könnt Ihr dergleichen wol von mir denken?

Aber Ihr liebt sie doch.

Nun gut — was ist da weiter? Ich liebe

sie, weil sie schön ist, und ich habe sie unserem Vetter von Condé abwendig gemacht, weil ich finde, daß er einen solchen Schatz durchaus nicht verdient. Aber was hat das mit meiner Abreise zu thun?

O, wenn Ihr sie nicht mehr liebt wie so, dann bin ich beruhigt. Ich fürchtete nur, diese Liebe könnte sich Euch so in das Herz drängen, daß darinnen kein Raum mehr für die edleren Leidenschaften, Ruhm und Ehrgeiz, bleiben, und sie Eure Herrin werden würde.

Ich dachte, Ihr kenntet mich besser, meine Mutter. Zeigt mir eine Krone, die wirklich eine königliche ist, das heißt, deren Besitz königliche Gewalt ertheilt, und Ihr werdet sehen, ob ich zögern werde, sie mir auf das Haupt zu setzen?

Aber vielleicht würdet Ihr dann wünschen, sie auch auf das der Prinzessin zu setzen?

Das kann ja nicht sein, antwortete er, indem keine Miene ihn verrieth.

O ja, es könnte wol sein, sagte Katharina lauernd.

Glaubt Ihr? fragte er. Doch das ist ja kein Gegenstand, der uns beschäftigen kann. Dürfte ich nur nicht nach Polen! Das quält mich jetzt Tag und Nacht, und gesteht, Madame, auch Ihr gäbt viel darum, wenn Ihr die Schritte nicht gethan hättet, die zu meiner Entfernung geführt haben.

Alles! rief sie. Aber damals, als ich sie that, war der König, Euer Bruder, ganz gesund und hatte sich eben erst verheirathet. Konnte ich wissen, daß der König nur eine Tochter haben und jetzt schon krank genug sein würde, um keine Kinder mehr hoffen zu dürfen?

Ha, wenn ich König von Frankreich werden könnte! rief Heinrich mit funkelnden Augen. Meine Mutter, muß ich abreisen?

Wir wollen versuchen, es zu verzögern, ant-

wortete sie, unwillkührlich mit halber Stimme; vielleicht —

Vielleicht — sprach Heinrich ihr ebenso nach, und Beide sahen sich an.

Ich verlöre Euch dann nicht, sprach Katharina, und Ihr wißt, wie ich Euch liebe.

Er küßte ihr heuchlerisch die Hände; sie umarmte ihn mit wahrer Zärtlichkeit.

Ja, fuhr sie fort, ich kann wol sagen, daß ich Euch einzig liebe, seit Eure Schwester von Spanien todt ist. Wie sollte ich auch den König lieben, der mich in jedem Augenblicke seiner thierischen Wildheit aufopfern kann, oder d'Alençon, der weder schön, noch liebenswürdig ist? Eure Schwester Claude kann mir die Bartholomäusnacht nicht vergeben, und sobald eines meiner Kinder sich erlaubt, mich zu richten, so entziehe ich ihm meine Liebe. Was nun meine Tochter von Navarra betrifft, so traue ich ihr nicht mehr. Sie hat zu viel Ver-

stand und weiß sich zu gut zu verbergen. Seit sie mir acht Tage nach ihrer Hochzeit so ernsthaft versicherte, sie wisse nicht, ob der König von Navarra ein Mann sei oder nicht, seitdem traue ich ihr Alles zu.

Vielleicht wußte sie es wirklich nicht, meinte Heinrich lächelnd.

Katharina zuckte die Achseln. Bei zwanzig Jahren sollte sie das noch nicht gehört haben? Glaubt mir, unsere Damen sind nicht so zurückhaltend damit.

Es geschah aus gutem Herzen. Ihr schlugt ihr vor, ihre Ehe trennen zu lassen, im Falle der König von Navarra vielleicht kein Mann wäre. Da hat sie gefürchtet, es könnte darunter irgend eine feindliche Absicht gegen ihn liegen, und um die zu verhindern, die Unwissende gespielt.

Da ist es also wahr, was ich sagte — daß sie spielen kann, was sie will, und zu

viel Verstand hat, als daß man ihr trauen dürfte.

Man muß suchen, gut Freund mit ihr zu bleiben. Ich habe seit der Geschichte mit Guise ihre Gunst verscherzt, aber ich werde mich bemühen, sie wieder zu gewinnen.

Thut das. Durch sie gewinnt Ihr den König von Navarra; denn sie hat Einfluß auf ihn, obgleich er ihr nicht mehr treu ist.

Ist sie es ihm noch? Der junge La Mole sieht sie mit sehr glühenden Augen an und sie antwortet ihm mit sehr ausdrucksvollen.

Nun wol — was geht uns das an?

O, Nichts, durchaus Nichts. Sagt mir nur, ob sie vielleicht jetzt auf ihrem Zimmer ist?

Wollt Ihr zu ihr?

Ja; ich will sehen, wie sie gegen mich gestimmt ist.

Thut das, sprach Katharina. Als er das Zimmer verlassen, überzog Düsterkeit ihre Züge.

Auch er ist nicht aufrichtig gegen mich, und ich bin es doch gegen ihn — gegen ihn ganz allein von allen Menschen, murmelte sie. Ich hätte nicht geglaubt, daß man so leiden könnte, wie ich bei diesem Gedanken leide. O, sie soll es mir entgelten.

Der König von Polen trat unterdessen sehr überraschend in das Gemach Margarethens, welche eben zur Laute das schöne Lied von Clement Marot sang: „Du zürnst auf mich, da ich doch Nichts begangen."

Margarethe wollte aufhören, aber er war, oder schien so entzückt von der Musik und von ihrer Stimme und bat sie so dringend, ihm den Genuß des ganzen Liedes zu gönnen, daß sie es noch ein Mal anfing und mit der Kunst, die sie in Vollkommenheit besaß, wirklich wunderschön vortrug.

Heinrich konnte sich in Lobesergießungen nicht erschöpfen. Nein, meine Schwester, Ihr

seid nicht nur die Göttin der Schönheit, Ihr seid auch die Muse des Gesanges — ja, wie hieß sie doch?

Erato, antwortete Margarethe, ohne durch sein Preisen weiter gerührt zu scheinen.

Und in der Wissenschaft seid Ihr Pallas. Wisset Ihr, meine Schwester, daß Ihr würdig wäret, die ganze Welt zu beherrschen?

Ihr seid zu gütig, Monsieur.

Nein, ich erkenne nur Eure Vortrefflichkeit an. Doch sagt mir, wo habt Ihr dieses Lied her? Ich hörte es noch nie; denn die Musik ist so schön, daß sie unvergeßlich im Ohre bleiben muß, und darum bin ich sicher, daß Ihr es noch nie gesungen.

Das ist sehr natürlich, da ich es erst diesen Morgen componirt habe.

Ihr — Ihr selbst, meine Schwester? Sagte ich nicht mit Recht, Ihr wäret unvergleichlich? Und die Worte — sind die nicht etwa auch von Euch?

Nein; ich würde sie nicht so schön dichten können. Die sind von Meister Clement Marot.

Wie, schöne Schwester — wer kann Verse von Marot componiren, wenn er die vom Fürsten der Dichter, von Ronsard, da hat?

Ich, antwortete Margarethe kühl. Ich habe diesen schlechten Geschmack.

Wenn Ihr ihn habt, ist er kein schlechter. Habt nur die Gnade, mir Eure Gründe zu erklären, und ich werde mich gewiß für überwunden erklären.

Meine Gründe? Ihr wißt, die Damen verstehen wenig oder Nichts von der Kunst der Logik; so habe auch ich nur den einfachen Grund: Ronsard gefällt dem Verstande mehr, Marot aber drückt besser die Gedanken des Herzens aus.

Das genügt mir. Doch Ihr sehet mich an, meine schöne Schwester, als wolltet Ihr fragen: seid Ihr blos zu mir gekommen, um

über das Verdienst der verschiedenen Dichter mit mir zu sprechen?

Hätte ich Unrecht, wenn ich es fragte?

Nein, meine Schwester. Sehet, ich will offen sein — ich kam zu Euch, um Euch zu fragen, warum Ihr mir so gänzlich Eure Freundschaft entzogen habt.

Danach fragt Ihr?

Allerdings. Wenn man über die Ursache von Etwas unwissend ist, muß man nach ihr fragen.

In der That, Monsieur, sagte Margarethe verächtlich lächelnd, ich bewundere Eure Unbefangenheit im Lügen. Andere, wie z. B. ich, schämen sich, wenn sie lügen, aber Ihr —

Wirklich, unterbrach er sie bedeutungsvoll, schämt Ihr Euch beim Lügen? Da habt Ihr Euch wol recht geschämt, als Ihr noch nach Eurer Hochzeit der Königin, unserer Mutter, versichertet, Ihr wüßtet nicht, wie ein Mann beschaffen wäre?

Da ich es wirklich nicht wußte, brauchte ich mich nicht zu schämen, antwortete sie mit einer Kaltblütigkeit, um die ein Jesuit sie hätte beneiden können.

O Frauen, Frauen! rief der König von Polen. Mit Euch zu kämpfen, ist umsonst.

Mit dem Könige von Polen Freundschaft zu schließen, ist noch nutzloser, sagte Margarethe kalt.

Warum? Warum, meine Schwester?

Weil — ich will es jetzt sein, die wirklich offen ist — weil man sich ebenso wenig auf Euch verlassen kann, wie Ihr Jemand außer Euch selbst wirklich lieben könnt.

Was habe ich Euch gethan, meine Schwester?

Was Ihr mir gethan habt? Erinnert Ihr Euch noch des Tages, wo Ihr zu Plessis les Tours mich batet, mit Euch allein in einem abgelegenen Gange spazieren zu gehen?

Ich weiß; es war, als die Königin, unsere

Mutter, mit einigen Prinzen im Park spazieren ging.

Und Ihr mich batet, mit der Königin, unserer Mutter, während Eurer Abwesenheit immer von Euch zu sprechen und darüber zu wachen, daß Keiner Euch ihre Gunst entziehe? Erinnert Ihr Euch dessen?

Sehr wohl, meine Schwester; nur finde ich darin Nichts als unbegrenztes Zutrauen, welches gegen Euch zu haben ich auch unsere Mutter bat.

Und fragt sie, ob ich es nicht gerechtfertigt, rief Margarethe. Warlich, nie hatte Jemand sein Lob einem treueren Munde anvertraut. Ich sprach nur von Euch — ich dachte nur daran, Euch zu dienen — man hätte glauben sollen, ich lebte nur mit Euerm Leben. Ich machte mir eine Ehre daraus, zu etwas gut zu sein — Euch in etwas nützen zu können. Was war mein Lohn? Als wir zu Saint

Jean d'Angely uns wiedersahen, ich mit solchem freudigen Stolz, Euch gehorsam gewesen zu sein, und Liebe und Dank mit Recht von Euch erwartend — da fand ich Euch kalt; da antwortetet Ihr der Königin auf ihre Lobsprüche über mich: Ihr hättet Eure Ansicht geändert — man dürfe mir nicht trauen.

Wer hat Euch das erzählt?

Der es besser mit mir meinte als Ihr.

Aber es ist nicht wahr, meine Schwester!

Margarethe zuckte die Achseln; dann fuhr sie fort: Und das war noch nicht genug. Ihr brachtet noch das Mährchen von einer Liebe zwischen Monsieur von Guise und mir auf und zogt mir so die ganze Verfolgung auf den Hals, an der ich ein Jahr lang habe zu leiden gehabt.

Und es war gar nichts an dem Gerücht dieser Liebe? fragte Heinrich scheinheilig.

Nein, gar nichts, versetzte Margarethe mit der vorigen Kaltblütigkeit.

Dann habe ich mich geirrt — denn ich glaubte wirklich, Ihr liebtet Monsieur von Guise, und darum wünschte ich auch lebhaft Eure Heirath mit ihm, wie ich ja oft genug in Eurer Beider Gegenwart ausgesprochen habe.

Ja, antwortete Margarethe spöttisch, Ihr brachtet ihn oft genug zu mir, als ich so krank war von dem Kummer, den Eure Falschheit mir gemacht, und immer umarmtet Ihr ihn und sagtet: Wollte Gott, daß du mein Bruder wärest! Das thatet Ihr in unserer Gegenwart, ich erinnere mich sehr gut; aber was thatet Ihr, wenn wir nicht anwesend waren?

Ja, wenn Ihr nun einmal fest annehmen wollt, daß ich falsch gewesen, dann könnt Ihr mir allerdings Euer Vertrauen nicht wieder schenken, sprach der König von Polen traurig, und doch kam ich her, um Euch den größten Beweis des meinigen zu geben. — Und ich will es auch noch thun, sprach er, wie mit einem

plötzlichen Entschlusse, nachdem er die Königin von Navarra eine Zeit lang betrachtet hatte. Mögt Ihr keinen Glauben an mich haben — ich glaube an Euch. Ihr würdet Euern größten Feind — ich sehe an Eurer Miene, an wen Ihr jetzt denkt, aber Ihr irrt Euch —

Margarethe machte eine Bewegung geringschätzigen Unglaubens.

Nein, rief er, dieses Mal nur glaubt mir, nicht für mich, aber für du Gua. Er hat Euch nie zu schaden gesucht — immer hochgeschätzt, wie Ihr es verdient —

Was wolltet Ihr vorhin sagen? unterbrach sie ihn. Fahret darin fort — ich würde meinen Feind —

Ihr würdet Euern größten Feind nicht verrathen, wenn er sich Euch anvertraute. Habe ich darin nicht Recht?

Ihr habt es. Entweder ich würde sein Vertrauen nicht annehmen, oder ich würde es ehren.

Werdet Ihr Euch herablassen, das meinige anzunehmen?

Redet, sprach Margarethe. Sie sah nicht ohne geschmeichelten Stolz und geheimes Behagen den Bruder, der sie oft so obenhin behandelt, als Bittenden vor sich.

Wolan, sagte er, Ihr wißt, daß ich Madame von Condé liebe.

Ja, Ihr habt sie verführt, erwiederte Margarethe kalt.

Seid Ihr darin so strenge? fragte er. Die Ironie kam ihm immer recht zur Unzeit in diesen Versöhnungsauftritt hinein; aber er konnte sich ihrer nicht erwehren.

Margarethe verstand ihn und ein zorniger Blick blitzte ihn an. Dann sagte sie: Es gibt Frauen und Frauen. Ich weiß ihrer viele, die es für eine Ehre halten würden, sich dem Könige von Polen hinzugeben, aber wie unsere Muhme von Condé denkt, so hält sie es für eine Schande.

O ja, sie hat oft so bitterlich darüber geweint, daß es mir das Herz zerrissen hat. Darum habe ich mir auch gelobt, an ihr Alles wieder gut und sie zu meiner Frau und zur Königin zu machen.

Das werdet Ihr nicht thun.

Warum? Sollte der heilige Vater strenger gegen mich sein, als seine Vorgänger gegen so viele andere Könige gewesen?

Der heilige Vater nicht; aber die Königin, unsere Mutter, wird es Euch nicht erlauben.

Glaubt Ihr, daß ich das nicht weiß? Auch habe ich ihr, als sie mich jetzt eben fein und schlau ausfragen wollte, keine meiner Absichten verrathen und auch Madame von Condé beschworen, sich vor ihr in Acht zu nehmen.

Das ist gut. Aber Ihr habt mir noch nicht gesagt, was Ihr von mir wünschet.

Daß Ihr Euch dieser armen Frau annehmen möget, wenn ich abgereist bin. Seht, ihre

Schwestern sind keine rechten Freundinnen für sie. Darum bitte ich Euch: seid ihre Freundin.

„Entfernt von dir verfolget mich die Liebe, wie sie verfolget mich in deiner Nähe“, sagte die reizende Königin aus Clement Marot her.

Was meint Ihr damit? fragte Heinrich.

Daß eine Freundin wenig thun kann, wenn der Freund fern ist, erwiederte Margarethe. Aber was ich thun kann, das will ich thun.

Ich danke Euch, als hättet Ihr es schon gethan, sagte der König von Polen schmeichlerisch. Aber darf auch ich hoffen, daß Ihr mich wieder in Freundschaft aufgenommen habt?

Noch nicht — ich traue Euch nicht so geschwind, erwiederte sie, jedoch schon milder als vorher; denn sein wahres Vertrauen hatte sie wieder in etwas gewonnen.

Aber wann werdet Ihr es thun?

Wenn ich gesehen haben werde, daß Ihr Euch auf das Neue gut gegen mich betraget.

O, auf diese Probe hin kann ich es wagen.

Versprechet nicht zu geschwind, besonders nicht ohne Euern Freund du Gua.

Dem Ihr Unrecht thut.

Dem Gott einst noch seine giftige Zunge lohnen wird.

Ihr seid eigensinnig, wie schöne Frauen oft. Lasset mich jedoch hoffen, daß Ihr sowol ihn, wie mich, einst besser kennen und beurtheilen lernen werdet. Für jetzt lebt wohl. Der König erwartet mich.

Seid Ihr mit ihm bei Monsieur von Nantouillet eingeladen?

Das heißt, wir haben uns eingeladen. Der arme Mann hat die möglichsten Entschuldigungen gemacht — sein armes Haus könne uns nicht würdig aufnehmen — er selbst sei so großer Ehre nicht werth — Se. Majestät haben ihm huldreichst, aber entschieden erklärt, daß wir die Collation bei ihm einnehmen wür-

den — nämlich wir Beide und der König, Euer Mann. Und da wollen wir nun hin.

Ist es nicht Monsieur von Nantouillet, dem Ihr bei Eurer Zurückkunft die Châteauneuf antragen ließet, die er ausschlug?

Ganz recht.

Ah, dann hat der arme Mann nicht Unrecht, Euern erlauchten Besuch zu fürchten.

Glaubt Ihr?

Ich wollte darauf wetten. Bleibt Ihr lange dort?

Ich denke wol bis in die Nacht hinein. Ihr werdet wohl thun, den König, Euern Mann, nicht zu erwarten.

Auch denke ich daran nicht, antwortete sie lächelnd. Der König von Polen nahm Abschied. O nein, wiederholte die schöne Königin, ich denke nicht daran, meinen Mann zu erwarten. Aber ich erwarte — wen? Erzähle es mir, mein Herz — erzähle es mir mit schnellen,

freudigen Schlägen — wen erwarte ich? Sie neigte den schönen Kopf, halbgeöffnet die Lippen, gesenkt die Augen, lächelnd, lauschend, als horche sie wirklich auf ihr Herz. Dann erhob sie sich und nickte freundlich und wiegte sich auf den Fußspitzen üppig hin und her. Ja, mein Herz, du hast Recht — ihn erwarte ich; den Schönsten, den Liebenswürdigsten, den Zärtlichsten. O, er kann wol andere Herren die drei Könige zu ihrer Collation begleiten lassen — er soll sich mit einer Königin freuen.

Einige Stunden später, während Katharina von Medicis astrologische Fragen stellte — denn sie glaubte nicht an die Unsterblichkeit der Seele, wol aber an den untrüglichen Einfluß der Sterne, während Marie von Cleves betete, weinte und hoffte, während die drei Könige, wie man am andern Morgen sagte, in den Schränken des Prevosten von Paris wühlten und seinem Silberzeug erlaubten, sie später zu

begleiten, während dieses Alles geschah, lag der erste Geliebte der Königin von Navarra zu ihren Füßen und sah geblendet und betäubt in ihre leidenschaftleuchtenden Augen auf.

Sie wühlte mit ihrer weißen, kalten Hand durch sein schwarzes, weiches Haar und faßte und preßte es zwischen ihren Fingern, als wolle sie sich nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Gefühl überzeugen, daß er vor ihr kniee.

Er fühlte, wie von dieser Berührung ein Schauer nach dem andern über ihn niederrieselte, und die Stimme versagte ihm.

Margarethe lächelte, als sie seine Furcht und seine Befangenheit sah. Endlich fragte sie: Du sagst mir Nichts, La Mole? denn es war dieser junge Provençale.

Ich weiß noch nicht, ob ich auch wache, erwiederte er, langsam und schwer, als wäre er von dem Blumenduft im Kabinette betäubt.

Auch jetzt noch nicht? fragte sie, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und drückte einen heftigen Kuß auf seine Stirn.

Ah! stieß er athemlos heraus, und es schien, als würde er umsinken.

Margarethe bückte sich hastig und faßte ihn in die Arme; er schlang die seinen zitternd um ihre Hüften und drückte den Kopf an ihre Kniee. Lange blieben sie so — eine ausdrucksvolle Gruppe — er fein, schlank, geschmeidig — sie hoch, stark, gebietend — er noch Jüngling — sie fast schon vollkommenes Weib; sie die Gewalt — er die Hingebung.

Als er endlich den schönen, jünglingshaften Kopf erhob und seine schöne Gebieterin abermals, doch jetzt trunken, anblickte, da kam ihm aus ihren großen Augen das Verlangen so lockend entgegen, daß er auflodernd emporsprang, die herrliche Gestalt mit der vollen Glut seines Heimathlandes umschlang und sich, wie

ein Schmetterling an eine Granate, fest an ihre köstlichen Lippen hing.

Margarethe ging langsam auf das Ruhebett zu. Der Jüngling blieb an sie geschmiegt und folgte ihr, wie im Traume nach. Langsam ließ sie sich nieder und zog ihn nach. Und lange gönnte sie ihm die Küsse, in denen er sich berauschte und die sie nur leise erwiederte, nur eben genug, um ihn noch glühender aufzuregen.

Auf ein Mal hielt er inne und betrachtete sie gleichsam sinnend. An was denkst du denn, meine schöne Liebe? fragte sie lächelnd.

Ich denke nach, wie ich das verdient habe, erwiederte er.

Weil du mich liebst. O, siehst du, ich hatte Durst danach, ein Mal recht geliebt zu werden.

O Königin, rief der Jüngling, dann verdienten hundert Würdigere als ich dieses Paradies, welches sich mir heute geöffnet hat, denn Hunderte lieben Euch.

Und sie lieben mich wie du? fragte die schöne Königin fein.

Nein, das nicht! rief er. Das ist nicht möglich. Nein, kommt es auf die Heftigkeit der Liebe an, da kann La Mole sich mit Jedem messen.

Siehst du? sagte sie lächelnd. Und dann — liebe ich dich, setzte sie mit einem Blicke hinzu, daß er beklommen ausrief: Aber Ihr werdet mich tödten, Madame.

Du sollst leben, antwortete sie zärtlich.

Nach dieser Nacht kann ich sterben, sagte er gepreßt.

Glaubst du denn, daß ich dir Glück werde geben können? fragte sie, mit dem Bewußtsein ihrer Macht im Auge.

Er antwortete nicht — er sah sie nur an.

Es wird zum ersten Male sein, sprach sie mit plötzlicher Melancholie, durch welche jedoch die Glut, in der ihr ganzes Wesen

stand, wie Abendroth durch dunkles Gewölke drang.

La Mole blickte überrascht in ihre Augen.

Ja, solltest du's glauben, fuhr sie fort, ich, die man so schön nennt, ich habe noch nie Glück mit den Worten: ich liebe dich, gegeben.

Weil Ihr sie nie früher als in dieser Stunde gesagt habt! rief der Provençale, feurig vor eitler Hoffnung.

Ich möchte sie noch nie gesagt haben, erwiederte sie und ihr Ausdruck war wieder ganz der leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Aber gegen dich, meine süße Liebe, will ich nicht lügen — ja, ich habe sie schon ein Mal gesagt; aber das Herz, an welches ich sie richtete, hatte keine Antwort darauf — kein Echo dafür.

Man liebte Euch nicht! rief La Mole.

Nein, man liebte mich nicht, sagte sie mit königlichem Spott. Nun, es war kein großer Schaden.

Wer — fing La Mole an; doch sie legte den Finger auf die Lippen und sprach: Fragen darfst du nie — nur genießen und glücklich sein.

Das ist auch süßer, sprach er schmachtend.

Gleichsam eine magische Dämmerung um ihn herwebend, ruhten ihre Augen auf ihm. Sie dachte jedoch einen Augenblick lang nicht an ihn; denn sie sagte: d'Antraguet hat mich sehr geliebt.

Und Ihr?

Ihm habe ich nicht geantwortet, und da hat er aufgehört. Unerwiederte Liebe stirbt.

Die meine für Euch würde doch gelebt haben, auch wenn ich ewig in der Hölle der Sehnsucht geblieben wäre, statt in den Himmel der Erfüllung getragen worden zu sein.

Hätten dir das die Troubadoure deiner schönen Heimath gelehrt?

Nein, sondern Eure Schönheit und mein Herz.

O, aber du bist der ächte Sohn der Provence! rief sie, entzückt über die Grazie seiner Liebe.

Gesegnet sei die Jungfrau, daß ich Euch gefalle! rief der Provençale jauchzend. La Mole hörte täglich, ehe er auf seine vielfachen Liebesabenteuer ausging, drei bis vier Messen; er war der frömmste Edelmann am ganzen Hofe.

Als du meine Botschaft erhieltest, was dachtest du denn da? fragte sie neckend.

Daß ich toll wäre und nicht lesen könnte.

Du hast nie gedacht, daß es so kommen könnte?

Ich?

Und schien der Abend dir langsam heranzukommen?

Ich glaubte, der Sonnengott führe mit Schnecken statt mit Rossen.

O, auch ich beschwor ihn, zu Thetis zu eilen, die ihn nicht minder sehnsüchtig erwarte,

als ich meinen Geliebten. Aber er lächelte und spottete meiner Ungeduld und strahlte immer und immer noch herab vom Himmel.

Er hat nie begehrt.

Ovid erzählt es doch. Aber lassen wir ihn — er schläft nun, und die Nacht ist da.

Und ich bin bei Euch, sprach La Mole mit fieberhaft vibrirender Stimme.

Jetzt umschlang und küßte sie ihn. Ihm war, als werde er verzehrt. Seid Ihr eine Frau oder eine Flamme? rief er nach Athem ringend.

Ich bin dein, antwortete sie.

Und der König von Polen blieb und blieb. Die Gesandtschaft war längst abgereist — er blieb. Der Herbst kam trübe heran — er blieb. Karl wartete und wartete auf diese Abreise, und die Ungeduld, sie endlich zu sehen, verbrannte ihm fast das Gehirn. Aber er sah sie nicht.

Da erklärte er eines Tages der Königin-Mutter: Einer von uns muß das Königreich verlassen.

Aber, mein Sohn — sprach sie erschrocken.

Aber ich will es, Madame.

Gönnt Ihr ihm, der das schöne Frankreich vielleicht auf immer verläßt, nicht noch einige Tage hier?

War er so ungeduldig, ein entferntes Reich zu erhalten, so kann er auch dahin abreisen. Wollte er in Frankreich bleiben, mußte er nicht König von Polen werden. Ein König gehört in sein Reich.

Ach, seufzte Katharina, es macht, daß er liebt, der Unglückliche, und daß er sich nicht von seiner Liebe losreißen kann.

Ich werde ihm helfen, antwortete der König.

Katharina sandte zu ihrem Liebling. Wir werden uns trennen müssen! rief sie. Noch nie

sah ich den König so. Er scheint mehr ein Dämon als ein Mensch.

Wird er denn nicht sterben, mein Gott! rief der König von Polen, mit dem Fuße stampfend. O, meine Mutter, nur Tage noch! Ich kann nicht abreisen — mir ist's fürchterlich.

Und mir! rief sie. O, ich wußte nicht, was ich gewollt und gesucht. Geht zu Eurer Schwester von Navarra, mein Sohn; sie vermag etwas über den König — vielleicht erhält sie noch eine kurze Frist.

Heinrich eilte zu Margarethen, bei welcher der Kardinal von Lothringen war, der, selbst geistreich, sich gern mit der geistreichen Königin unterhielt. Verstört, flehend fast bestürmte der König von Polen seine Schwester mit seinem Anliegen.

Ihr sträubt Euch umsonst, antwortete Margarethe. Ich würde thun, was Ihr von mir erbittet, wüßte ich nicht, daß es zu Euerm

Verderben wäre. Glaubt mir — ich rathe Euch als Eure gute Schwester: reiset ab.

Wenn Eure Majestät ihr Leben noch einigermaßen lieben, so würde ich rathen wie die Königin, sprach der Kardinal.

Aber Marie! rief Heinrich in Verzweiflung.

Ich verspreche Euch, Sire, ich thue alles Mögliche in Rom, sagte der Kardinal.

Ich werde ihre Schwester sein, setzte Margarethe hinzu.

Dennoch zögerte Heinrich noch drei Tage. Da ließ Karl Navarra und Condé in sein Kabinet kommen, und als Katharina, unruhig darüber, sich auch einfand, warf er heftig die Thür vor ihr zu.

Eine Stunde voll convulsivischer Verzweiflung mit Marien, und Heinrich entschloß sich, abzureisen.

Das ist Eure Rettung, sagte Navarra, als er das vernahm. Der König war zu Allem entschlossen.

Auch wollte Karl seinen Bruder bis an die Grenze bringen, um sicher zu sein, daß dieser nicht etwa noch in Frankreich bleibe. Aber bedenklich erkrankt, konnte er nicht weiter als bis Vitry. Katharina, d'Alençon, Navarra und Margarethe begleiteten den vertriebenen König bis nach Blamont in Lothringen. Es war im October — ein düsterer Tag. Unter ihren Umarmungen stieß Katharina weinend die Worte heraus: Reiset, mein Sohn; Ihr werdet nicht lange wegbleiben. Er flüsterte Margarethen mit dem letzten Händedruck heftig zu: Grüße Marie.

Vierzehntes Kapitel.

Der Hof befand sich zu Saint-Germain en Laye, und der Fastnachtsdienstag des Jahres 1574 ging zu Ende.

Es war kein Fest im Schlosse — der König war zu leidend, als daß man an Lustbarkeiten hätte denken können. Ich will damit sagen, an öffentliche; geheime mochten wol in den Zimmern mancher Hofdamen stattfinden.

In dem seines Garderobenmeisters, Karl von La Tour, hatte Karl an diesem Abende zum ersten Male nach mehreren Monaten Marie Touchet wiedergesehen. Die erste Freude

war schon vorüber, und Marie kniete jetzt auf einem Kissen vor ihrem königlichen Geliebten und betrachtete ihn mit ängstlicher Besorgniß.

Du findest mich verändert, nicht wahr? fragte er.

Mein armer Sire muß sehr gelitten haben, sagte sie kindlichtraurig. Warum habt Ihr Marie nicht früher kommen lassen?

Ich konnte ja nicht. Glaubst du, ich sei frei? Du begreifst immer noch nicht, was es heiße, ein König sein. Weißt du, daß ich dich eigentlich auch jetzt nicht hier haben dürfte? Wäre La Tour nicht so sicher und verschwiegen, so wäre es gar nicht gegangen.

Ja, er hat mich hereingebracht, als sollte ich Eure Krone stehlen, oder das Schloß anzünden. Und warum müßt Ihr mich nun so verbergen? Um der Königin, Eurer Frau, willen? O, glaubt mir, die weiß gewiß, daß Ihr mich noch immer liebt. Dergleichen bleibt nicht

verborgen. Und hat es denn der König, Euer Vater, anders gemacht? Es heißt immer, der sei nur zur Königin, Eurer Mutter, gekommen, wenn Madame von Valentinois ihn besonders zu ihr geschickt habe. Warum soll Madame Elisabeth von Oesterreich es anders verlangen dürfen?

Eben weil sie Madame Elisabeth von Oesterreich, das heißt die Tochter eines großen Kaisers ist. Wenn sie sich über mich beklagt, kann er mir den Krieg erklären. Die Königin, meine Mutter, hatte keinen Kaiser zum Vater.

Aber einen Papst zum Onkel.

Der hatte keine Soldaten, um Krieg führen zu können.

Aber wol die Macht, Bannbullen zu schleudern. Und dann wäre es auch mit der Königin, Eurer Mutter, gefährlicher gewesen, hätte die einen Kaiser zum Vater gehabt. Madame Elisabeth aber ist gut und beklagt sich nicht.

Deshalb muß man auch gegen sie gut sein, Marie.

Ah, Ihr habt sie wol liebgewonnen in den letzten Monaten — sie pflegt Euch wol sehr zärtlich?

So viel ich es ihr erlaube.

Ihr sollt es ihr nicht oft erlauben! rief Marie heftig. Ich bin eifersüchtig auf sie und will Euch lieber allein wissen, als mit ihr, da ich Euch nicht pflegen darf. Sie weinte.

Meine Vielgeliebte!

O, wenn ich bei Euch sein könnte!

Wenn ich nicht König wäre —

Ihr solltet nicht so leiden; Eure Hände sollten nicht so brennen.

Du könntest doch den Tod nicht abwehren.

Den Tod? schrie sie entsetzt auf.

Ja, sagte er düster, der Tod ist mir nahe — ich fühle es. O, siehst du — ich leide zu sehr.

Sie hing an ihm und schluchzte: Ihr sollt nicht sterben.

Es wird nicht anders sein. Und doch habe ich Furcht davor.

Und was soll ich denn dann thun?

Du bist jung und schön. Du wirst dich trösten und mich vergessen.

Ihr seid nicht gut, schluchzte sie.

Er küßte sie. Nein, ich bin nicht gut — nicht gegen dich und gegen Niemand. Beklage mich — vergib mir. Marie, ich bin sehr elend.

Sie blickte ihn mit einem ganz andern Ausdruck an, als er noch an ihr gekannt. Ihr Auge schien in seine Seele schauen zu wollen. Bereut Ihr? fragte sie feierlich.

Ja, antwortete er muthlos, aber was hilft das?

O, dann wird Gott Euch vergeben, rief sie enthusiastisch. Dann werdet Ihr genesen und noch lange, lange leben — und, nicht wahr,

Ihr werdet fortan nicht nur ein großer, sondern auch ein milder König sein und ebenso viel Segen verbreiten, wie Ihr Blut habt fließen lassen.

Ich möchte es können — aber es ist zu spät.

Nein!

Ja. Was weißt du? Weißt du, ob ich nicht Gift habe — ob nicht meine Mutter es mir gegeben?

Sie verbarg ihr Gesicht schaudernd in seinem Schoos.

Du fürchtest dich? fragte er. Sei ruhig — du bist sicher. Man vergiftet nur Könige, die Brüder haben.

O, glaubt es nicht, flehte sie. Es wäre zu schrecklich. Ihr müßtet ja dann Eurer Mutter fluchen.

Glaubst du, daß ich es nicht schon gethan? fragte er mit verbissenem Grimme. Wehe ihr, denn sie hat mich zu dem gemacht, was ich bin.

Marie weinte auf seinen Knieen. Sie konnte nicht Nein sagen.

Gott hatte mir so edle Männer gegeben, fuhr der unglückliche König mit bitterer Klage fort — meine ersten Lehrer, Monsieur von l'Hôpital, den Admiral — was hat es mir geholfen?

Also glaubt Ihr nicht länger, daß der Admiral ein Verräther war?

Ich glaube es, wenn meine Mutter mit ihren Creaturen bei mir ist. Da glaube ich an alles Böse auf der Welt — da würde ich glauben, daß an Gottes Statt Satan die Welt geschaffen habe, so fühle ich mich in seiner Macht. Aber wenn ich meine stillen Stunden habe, wie z. B. jetzt bei dir, oder wenn ich bisweilen mit Ronsard schöne Verse lese, oder in der Messe mitsinge, da weiß ich, daß es Tugend gibt, da weiß ich, daß der Admiral unschuldig gestorben ist.

Marie schwieg, bewegte aber die Lippen.

Du betest für mich? fragte er. Thu es — vielleicht hört dich Gott. Ich hoffe, auch Monsieur von l'Hôpital werde in seiner Sterbestunde an mich gedacht und mir's vergeben haben, daß ich ihm durch das Blutbad noch solchen bittern Gram gemacht.

Er wird es gethan haben, denn er liebte Euch, antwortete Marie sanft.

Und du — hast du mich denn immer geliebt, auch als ich so vieles Blut vergießen ließ?

Das wißt Ihr.

Dann singe mir diese Verse, die ich gestern gedichtet. Sie sind auf die Musik, die meine Schwester Margot auf das Lied von Marot gemacht: „Du zürnst auf mich, da ich doch Nichts begangen."

Ich habe es oft gesungen, seit Ihr es mir gesandt. Gebt mir die Verse, daß ich sie erst durchlese.

Sie that es, und dann die Laute nehmend, die Karl ihr vom Tische herlangte, und sich auf das Kissen setzend, sang sie mit lieblich frischer Stimme dieses Liebeslied ihres Königs:

Ich bin so voll von Traurigkeit und Schmerzen,
Wie nur in einem Busen können sein;
Doch wie ich bin, so bin ich einzig dein —
Verfahre, wie du willst, mit diesem Herzen.

Verschmähst du mich mit diesem armen Herzen —
Es hilft dir Nichts — ich bleibe einzig dein;
Doch fürchte Nichts — ich werde stille sein,
Und mich verzehren lassen von den Schmerzen.

Bei Margarethen war La Mole; doch sprachen die schöne Königin und der feurige Provençale dieses Mal nicht von Liebe, sondern von Politik.

Der Herzog d'Alençon hatte nochmals einen Versuch gemacht, am Hofe zu Ansehen und Einfluß zu gelangen, und abermals umsonst. Er hatte an der Stelle des Königs von Polen

Generallieutenant des Königs werden wollen, und Katharina hatte nicht nur ihm dieses Gesuch abgeschlagen, sondern den König dahin vermocht, diese Stelle dem Herzoge von Lothringen zu übergeben. Erbittert über allen Ausdruck, hatte d'Alençon, da die Partei der Politiker ihm zu langsam zu Werke ging und besonders zu viele Achtung vor den Rechten des Königs hegte, sich zu einer Verbindung mit den Protestanten entschlossen, die ihrerseits sich über neue geheime Bestrebungen der italienischen Partei zu beschweren hatten. Katharina von Medicis konnte nun einmal nicht ruhen; ihr Wort zu brechen, schien ihr Bedürfniß, und nur wenn Alles in Zwietracht war, athmete sie in Frieden. Man hätte sie ganz gut als Eris malen können. Die Protestanten nun, die aus diesen dumpfen Anzeichen abnahmen, daß bald ein neuer Sturm sich gegen sie erheben werde, hatten beschlossen, diesem Ausbruche

zuvorzukommen. Navarra, d'Alençon und Condé waren, die erstern benachrichtigt, Condé einige Tage vorher in Begleitung des Vicomte von Turenne und Thoré, dem jüngsten Montmorency, in sein Gouvernement, die Picardie, abgereist. Margarethe, die seit diesem Winter, von d'Alençon durch ein unterwürfiges und zärtliches Betragen gewonnen, mit diesem, ihrem jüngsten Bruder, die Freundschaft geschlossen hatte, welche bis an seinen Tod dauern sollte, war ebenso natürlich seine und Navarra's Vertraute, wie sie seit der Bartholomäusnacht die heimliche Gegnerin ihrer Mutter war, und so kam es denn, daß La Mole ihr die neuesten Nachrichten mittheilte, welche über die Absichten der protestantischen Partei zu den beiden Fürsten gekommen waren.

Der Graf von Montgommery soll sich der festen Plätze in der Normandie, La Noue will sich Lusignans und Mesles bemächtigen — der

Marquis von Guitry wird uns abzuholen kommen. Das war es, was der Provençale seiner schönen Gebieterin mittheilte.

Und heute ist der Tag?

Zum Aufstande? Ja. Der Marquis kommt erst morgen.

In diesem Augenblicke trat der Herzog bleich und verstört herein. Verzeihung, meine Schwester. La Mole stellt Euch vor — Guitry ist in der Nähe.

Was — ist Mantes genommen?

Nein, das ist es ja — und das, nachdem ich ausdrücklich erklärt, ich komme nicht, ehe nicht Mantes zu meiner Aufnahme bereit.

Was wollen sie denn, Monseigneur? Verlangen sie, daß Ihr damit anfangen sollt, es zu nehmen?

Duplessis Mornay ist dorthin abgegangen und will um die Zeit, wo wir dort eintreffen können, ein Thor besetzt haben. Dann, ver-

sichert er, werde die Stadt sich bei meiner Ankunft freiwillig übergeben.

Wie viel hat Guitry bei sich, und wo ist er?

Im Walde ganz nahe, und der Bote, der als Bauer gekleidet war, sagte, er hätte funfzig Pferde.

Und mit denen sollen wir Mantes nehmen? Monseigneur, ich beschwöre Euch: keine Thorheit!

La Mole, rief die Königin von Navarra erschrocken, Ihr meint doch nicht, daß mein Bruder nicht mit Guitry gehen soll?

Gerade das meine ich, Madame.

Dann seid Ihr es, der unsinnig ist. Mein Bruder, ich beschwöre Euch meinerseits: verliert nicht diese Gelegenheit — eilt, so schnell Ihr könnt. Wo ist der König, mein Mann?

Im Zimmer von Madame von Sauve.

Habt Ihr ihm noch Nichts gesagt?

Nein.

So eilt. La Mole, ruft ihn.

Er ist für die Flucht, Madame; das weiß ich.

O, um so mehr denn —

Ich rufe ihn nicht.

La Mole, ich befehle es Euch.

Verzeihung, Madame! rief er, auf die Kniee vor ihr stürzend. Aber ich will meinen Herrn retten.

Und was wollt Ihr, daß mein Bruder thun soll? Aufschieben? Glaubt Ihr, die Protestanten werden jetzt, wo der Aufstand ausgebrochen, wieder so nahe kommen können?

Auch sollen sie das nicht. Monsieur der Herzog soll Alles der Königin-Mutter entdecken.

Ihr seid ein Wahnsinniger, La Mole, rief Margarethe heftig. Mein Bruder, hört ihn nicht.

Monseigneur, hört mich.

Fragt meinen Mann.

Fragt ihn nicht — er räth Euch falsch.

Er räth Euch recht. O, mein Bruder, ich habe Ahnungen, die nicht trügen, und jetzt die,

daß Ihr Euch und Eure Freunde in das Verderben stürzt — flieht!

Monseigneur, bleibt!

O Gott, Gott, hilf mir, daß sie mich hören! rief Margarethe händeringend. Mein Bruder — schweigt — flieht! La Mole — um Euretwillen — um meinetwillen!

Ich gehe, La Mole, sagte d'Alençon.

Um zu fliehen? rief Margarethe.

Um Alles anzuzeigen.

Er stürzte aus der Thür. La Mole wollte ihm folgen — da sah er, daß Margarethe fast in die Kniee sank. Er eilte zu ihr — unterstützte sie — beschwor sie unter zärtlichen Liebkosungen, sich zu fassen. Sie richtete sich auf; aber sie fuhr fort, unter bitterlichem Weinen die Hände zu ringen.

Meine Königin, rief er endlich, weint nicht so, oder ich kann es mir nicht vergeben, Euch solchen Schmerz gemacht zu haben.

Es ist um deinetwillen, stöhnte sie. Unseliger, was hast du gethan? Die Furcht, die dich vor der Entscheidung befiel, war eine Eingebung deines bösen Geistes. Wehe dir und wehe mir!

Aber was fürchtet Ihr?

Begreifst du es denn nicht? Du wirst für deinen Herrn büßen müssen.

Glaubt Ihr? fragte er entsetzt.

Daß ich es nicht wüßte! Die Kleinen müssen immer für die Großen leiden.

Gott sei mir gnädig! rief er und stürzte nach der Thür.

Was willst du?

Den Herzog aufhalten.

Zu spät — zu spät! jammerte sie und horchte ihm nach. Oder erreicht er ihn noch? Wehe, und wenn das auch wäre — den Muth, den er ihm genommen, gibt er ihm nicht wieder. O Gott der Gnade!

Athemlos hing sie an dem Schweigen, welches jetzt draußen herrschte.

Da kamen Schritte heran. Margarethe wagte nicht, entgegenzueilen. Die Thür ging auf; es war Heinrich von Navarra, der hastig eintrat.

Was ist das, Liebste, rief er dringend. Euer Bruder stürzt an mir vorüber und als ich ihm zurufe, wohin? antwortet er nicht. Und kaum zehn Schritte weiter kommt La Mole nachgestürzt, bleich, wie der Tod, und Euch finde ich hier ebenfalls wie eine Bildsäule der Angst — was ist das?

Margarethe versuchte zu sprechen; doch sie vermochte es nicht — sie drückte die Hand auf das Herz und schüttelte den Kopf.

Navarra stand erstaunt; da kehrte La Mole zurück — bleicher noch, wo möglich, mit verstörten Zügen.

Kommt Ihr aus dem Grabe, La Mole?

rief Navarra. Auf jeden Fall gebt Antwort — was ist?

Es ist zu spät, stammelte La Mole.

Margarethe stieß einen lauten Schrei aus und sank ohnmächtig zusammen.

Was ist zu spät? rief Navarra, während er ihr zu Hülfe eilte. Helft mir — schellt — was ist zu spät?

Mein Herr ist schon bei der Königin-Mutter.

Und was will er da?

Anzeigen.

Was, in des Himmels Namen? Doch nicht unsere Pläne?

Ja.

Warum denn?

Weil Guitry da ist — weil Mantes noch nicht eingenommen ist —

Guitry ist hier? Da können wir ja flüchten.

Der Herzog wollte nicht.

Feigling! schrie Navarra außer sich. Und

mir sagt man Nichts? Aber ich kann noch fort.

Ich folge Euch, Sire! rief La Mole.

Beide eilten hinaus. Da hörten sie unten im Schlosse Schritte, Stimmen, Klirren von Waffen. Navarra stand still. Es ist zu spät, sprach er gefaßt. Jetzt noch die Flucht versuchen, würde aussehen, als fürchteten wir das Aergste. Vielleicht kommt es — das muß man nun erwarten. Seid vorsichtig — verrathet Euch nicht.

Um mich ist es geschehen, sprach der Provençale muthlos.

Ihr glaubt, der Herzog werde die Schuld auf Euch werfen?

Ja, das wird er.

Ich kann Euch darin nicht trösten. Er wird Alles thun, um sich freizumachen. Wüßte ich nur, wie er so schnell auf diesen unseligen Gedanken gerathen ist.

Ich war es, der ihm dazu rieth, Sire, stotterte La Mole.

Dann seid Ihr aus Furcht Euer eigener Verderber gewesen, sprach Navarra kalt; denn irre ich nicht, so höre ich Nancey's Stimme.

Es war so. Monsieur von Nancey näherte sich mit Wache. Zu Navarra sprach er: Sire, ich muß Ew. Majestät demüthig bitten, nicht das Schloß zu verlassen. Zu La Mole: Ihr seid mein Gefangener.

Der Provençale ergab sich stumm. Er dachte an Margarethe und fühlte, das Schicksal habe ihn unwiderruflich ergriffen. Navarra sagte zu Nancey: Das ist das zweite Mal, Nancey.

Sehr wider meinen Willen, Sire.

Ich glaube es Euch. Doch sagt mir, wie seid Ihr so schnell gekommen?

Monsieur der Herzog war kaum einige Minuten in dem Zimmer der Königin-Mutter

gewesen, als sie mit ihm zum Könige eilte und von dort aus augenblicklich zu mir sandte.

Sie fürchten sich sehr vor Nichts, sprach Heinrich spöttisch.

Navarra hatte in diesem einen Jahre nicht umsonst gelebt. Er war jetzt der Sohn seiner Mutter.

Ein Kammeredelmann des Königs kam jetzt, um ihn zu diesem zu bescheiden. Er folgte, wenn auch nicht innerlich, doch äußerlich ruhig.

Karl lag im Bette — Katharina saß neben ihm — vor ihr stand d'Alençon. Aus dem dumpfen Schlafe, der auf die letzte leidenschaftliche Stunde mit Marien gefolgt war, plötzlich leidenschaftlich geweckt, sah Karl aus, als wäre er dem Verscheiden nahe. Als Navarra eintrat, rief er eben mit klagender Stimme: Ach, sie hätten wol bis nach meinem Tode warten können.

Katharina rief Navarra entgegen: Kommt

her, mein Sohn, und erkauft, indem Ihr Euerm Bruder d'Alençon nachahmt, durch ein aufrichtiges Geständniß eine Milderung Eurer Strafe.

Navarra näherte sich und grüßte mit Grazie. Gern, Madame, wenn ich weiß, was ich gestehen soll.

Was auch mein Sohn d'Alençon gestanden hat.

Darf ich fragen, was das ist, Madame?

Was Euch wohl bewußt ist, mein Sohn.

Mir ist durchaus Nichts bewußt.

Ihr seid nicht mit den Protestanten im Einverständnisse?

Es kommt darauf an, was Ihr so nennt, Madame.

Bei der gebenedeiten Jungfrau, Ihr könntet eine Heilige um die Geduld bringen.

Das thut mir unendlich leid, Madame.

Sprecht ein Mal Ja oder Nein. Wisset

Ihr nicht, daß der Wald von Protestanten wimmelt?

Nein, Madame.

Ihr wißt es nicht?

Wie soll ich das wissen, worüber ich auf das Aeußerste erstaunt bin?

Ihr, die Ihr sie hergerufen habt?

Die Protestanten, von denen der Wald wimmelt? Ihr träumt wol, Madame. Oder träume ich?

Ihr seid wach genug, nur gefällt es Euch nicht, daß auch wir zeitig genug geweckt worden sind.

Es thut mir sehr leid, daß Eure Majestäten um irgend einer Ursache willen so in der Nachtruhe gestört worden sind, wie Ihr zu sein scheint; doch außer diesem Bedauern habe ich durchaus keinen Grund zu wünschen, daß Ihr nicht wachen möchtet.

Genug, unterbrach Katharina ihn in der

höchsten Ungeduld, Ihr fahret augenblicklich in meiner Kutsche mit mir nach Paris. Dort wird das Weitere sich finden.

Ich stehe Ew. Majestät zu Befehl.

Wer sind Eure übrigen Mitschuldigen? wandte Katharina sich nun an d'Alençon.

Dieser nannte unbedenklich den Grafen Coconas und Andere. Nancey erhielt Befehl, auch sie zu verhaften.

Und ich? fragte Karl matt.

Euch, mein Sohn, lassen wir in Eurer Sänfte fortbringen.

Der Marquis von Guitry ließ es sich gewiß nicht einfallen, daß seine funfzig Pferde einen solchen Aufstand zu Saint Germain en Laye verursachen würden, wo sich an Prinzen und Edelleuten allein eine weit größere Zahl befand, als er Leute hatte. Das kam daher: zuerst hatte d'Alençon vergrößert, um seine Beichte verdienstlicher zu machen; dann ver-

größerte Katharina, um den König wieder recht gegen die Protestanten aufzubringen, und endlich vergrößerte, wie das bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, ein Jeder nach bestem Vermögen, so daß, während Guitry längst in höchster Eile wieder aufgebrochen war, um, wo möglich, Duplessis Mornay noch vor Mantes zu erreichen, seine Schaar, der Einbildung des Hofes nach, zu Tausenden angewachsen, bereits heranrückte, um das Schloß zu stürmen, den König gefangen und an allen Andern eine entsetzliche Rache wegen der Bartholomäusnacht zu nehmen. Daher rettete sich denn Alles, was da reiten oder laufen konnte, besonders die Damen und die Kardinäle und übrigen unkriegerischen Herren zu Fuß und zu Pferde, auch ohne Stiefeln oder ohne Strümpfe — nach dergleichen Kleinigkeiten fragte man nicht. Am ruhigsten folgte Margarethe; Marie Touchet dagegen wurde von Karl von La Tour

auch vor der Gefahr gerettet, die nicht vorhanden war. Und lange hatten der Kardinal von Bourbon und der Kanzler Birague von der Erinnerung Anderer zu leiden, die nicht vergessen konnten, wie die beiden ehrwürdigen Herren in jener denkwürdigen Nacht hülflos und verzweifelnd auf zwei feurigen italienischen Rennern Katharinens dahingeflogen waren.

Funfzehntes Kapitel.

Die Prinzen und die Marschälle von Cossé und Montmorency waren zu Vincennes, diese ganz und jene so gut wie gefangen, denn sie durften nur in die Zimmer der Hofdamen gehen. Gefangen waren außerdem La Mole, Annibale, Graf von Coconas, der Hauptmann Martin, Franz Tourtay und der Herr von Grandry. Gefangen genommen werden sollten in Languedoc der Marschall d'Amville, der zweite Montmorency, nebst seinem Lieutenant und mehreren Herren. Gesucht wurde überall nach den beiden jüngeren Montmorency und dem

Vicomte von Turenne; aber dieser hatte nebst Thoré den Prinzen von Condé auf der Flucht nach Deutschland begleitet.

Margarethe war oft der Verzweiflung nahe. Ihre Liebe zu La Mole glich nicht ihrer früheren für Guise; es war die poetischsinnliche einer reichorganisirten Frau, welche zum ersten Male mit Bewußtsein die Schönheit eines Mannes genossen hatte.

Gleich ihr fast litt die Herzogin von Nevers, welche den Grafen von Coconas liebte, doch nicht mit demselben Aufwand der Phantasie, welche nicht zufrieden mit den wirklichen Qualen eines Herzens, ihm noch erfundene dazu gibt, sondern mehr mit der Härte eines unbeugsamen Charakters. Beide Damen hatten sich sonst nie besonders geliebt — jetzt näherten sie sich einander in dem gemeinsamen Schmerze, obwol sie sich oft mit der größten Heftigkeit darüber entzweiten, welche von Beiden ihn

tiefer empfinde. Da Margarethen die dichterische Macht der Sprache ganz zu Gebote stand, so blieb ihr bei solchen Gelegenheiten zuletzt immer der Sieg: doch es war nur scheinbar, denn die Herzogin sagte nach einer Pause doch: Ich leide mehr — denn ich werde nie einen andern Mann mehr lieben. — Und ich! rief Margarethe dann, bereit, auf das Neue anzufangen. Aber Henriette von Cleves brach hier immer ab und sagte: Warten wir es ab — denken wir jetzt nur darauf, wie wir sie retten können.

Das war es eben, worüber Margarethe sich das Gehirn zermarterte und was sie nicht herausfinden konnte. Endlich gewann sie die Ansicht: wenn man die Absicht der beiden Prinzen, sich vom Hofe zu entfernen, als gerechtfertigt darstellen könnte, so müßten auch ihre sogenannten Mitschuldigen für unschuldig erkannt werden. Daher wandte sie ihren Geist

an, um die Vertheidigungsschrift aufzusetzen, durch welche der König von Navarra den Commissarien des Parlamentes antworten wollte, und in der That, man kann diese Arbeit einer jungen Frau nicht ohne Bewunderung lesen. Sie würde in ihrer Klarheit und logischen Sicherheit dem genialsten Rechtsgelehrten zur Ehre gereichen.

Inzwischen begannen die Verhöre. La Mole wurde zuerst verhört und zwar am 11. April 1574 und von den beiden Präsidenten des Parlamentes von Paris — Christoph von Thou und Peter Hennequin. Er antwortete auf alle Fragen, welche die Flucht der Prinzen und die Verschwörung betrafen, entweder: er wisse Nichts, oder: das sei falsch. Von sich selbst sagte er aus: er habe nie etwas Anderes gethan, als die Befehle des Herzogs, seines Herrn, erfüllt — von diesem: er habe mit dem Könige und der Königin von Navarra nur in

solchem Einverständnisse gelebt, wie es sich für einen guten Bruder gehörte.

Dagegen machte der Graf von Coconas, der am nächsten Tage in Gegenwart Karl's selbst verhört wurde, die ausführlichsten Geständnisse.

Er gab an, daß La Mole ihn zuerst aufgefordert, dem Herzoge zu folgen. Dieser habe zu La Forte mit Condé und Turenne zusammentreffen und sich dann im Languedoc, wo er erwartet, daß ein Heer sich um ihn bilden würde, mit dem Grafen Ludwig vereinen wollen. Die Anreizer des Herzoges seien die Montmorency gewesen. Auf Beistand von England und Deutschland hätte man auch gehofft, und weiter, daß der König ein Heer unter dem Marschall Cossé gegen die Rebellen schicken und der Marschall sich dann mit diesen vereinigen werde.

Als Margarethe von dieser Aussage hörte,

eilte sie zu der Herzogin von Nevers: Da seht, was für einen Geliebten Ihr habt. Einen Feigling — einen Verräther, der Alles anklagt, weil er sich zu retten glaubt. La Mole dagegen — wie hat er geschwiegen und geläugnet. Und er ist fast noch ein Kind — Euer Graf von Coconas dagegen ein überreifer Mann, den Jahren nach wenigstens, dem Herzen nach ist er es freilich nicht.

Die Herzogin ergriff den Ausweg, den immer diejenigen ergreifen, die keine Gründe haben, um ihre Sache zu vertheidigen — sie wurde heftig und zwar so, wie nur eine Frau es werden kann. Margarethe blieb ihr darin Nichts schuldig — alle Leidenschaften dieser reichen und gewaltigen Natur waren durch die Spannung, in welcher sie schwebte, bis auf den Grund aufgewühlt. Tod oder Leben für ihn — diese Frage, die sie nun schon Wochen lang täglich an sich, an Gott, an ihre

Vertrauten that — die ihr von diesen nicht beantwortet werden konnte, die ihr von ihrem Herzen mit den schrecklichsten Ahnungen beantwortet wurde — es war wol Veranlassung genug in ihr, um zu beben — zu weinen — zu rasen — zu beten — hinzusinken. Margarethe that das Alles, und sie fluchte auch — sie verwünschte auch — sie rief Gottes Zorn auf alle die herab, die ihren Geliebten verfolgten. Und so sagte sie auch zur Herzogin von Nevers: Was mein einziger Trost ist — Euer Geliebter hat ebensowol sich selbst um das Leben gebracht, wie den meinigen. Seit diesem Auftritte sahen die Damen sich nicht mehr.

Auch d'Alençon schonte seinen Günstling nicht, und ebenso wenig die Montmorency. Dagegen that Navarra's Vertheidigung weder seiner eigenen Würde Schaden, noch brachte sie irgend einen Andern in Gefahr; sie war eigentlich Nichts, als eine männliche und entschiedene

Anklage gegen die Königin-Mutter, welche beim Anhören derselben ganz außer Fassung gerieth. Navarra behauptete als König, daß er vollkommen das Recht gehabt hätte, sich vom Hofe zu entfernen und sich in seine Staaten zu begeben.

Die übrigen Aussagen wichen zwar in vielen Punkten von einander ab; aber darin stimmten sie alle überein, daß La Mole der Vertraute des Herzogs und in der ganzen Unternehmung sehr thätig gewesen sei.

Der junge Provençale wurde abermals befragt und blieb bei seiner Aussage. Die Geständnisse der Uebrigen erklärte er für falsch; selbst das, was der Herzog ausgesagt, meinte er, würde dieser sein Herr in seiner Gegenwart nicht wiederholen.

Den Franz Tourtay zu kennen, läugnete er in dessen Gegenwart; ebenso alle Mitwissenschaft mit Coconas. Dieser sagte zu ihm, als

sie nach der Confrontation sich trennten: Der König sollte sich weder an Euch, noch an mich halten, sondern an die Großen, die an Allem Schuld sind. Ich wünschte wol, sie wären in der Noth, in welcher wir sind.

Der Aberglaube mischte sich auch in den politischen Prozeß; es geschah in dieser Zeit Nichts, ohne daß er gefragt wurde; man liebte und man mordete unter dem Schutze von Amuletten, nach dem Ausspruche der Sterne. Unter La Mole's Sachen war ein kleines wächsernes Bildniß gefunden worden. Er sagte darüber aus: der Florentiner Cosmo Ruggieri habe es ihm verfertigt und es sei ein Zaubermittel, welches ihm die Liebe seiner Geliebten hätte verschaffen sollen. Aber die Königin-Mutter fürchtete einen Zauber gegen die Gesundheit und das Leben des Königs, oder gab diese Furcht vor — genug, sie schrieb deswegen sehr dringend an den Generalprocurator und bat

ihn, Cosmo zu zwingen, alle Zauber, durch welche er etwa Karl's Krankheit, oder die Zuneigung d'Alençon's für La Mole bewirkt, wieder aufzuheben. Aber der arme Cosmo konnte nicht aufhören machen, was er nicht bewirkt hatte, und dafür wurde er mit aller Milde nur zu den Galeeren verurtheilt, von denen jedoch Katharinens Einfluß ihn befreite. Die Florentinerin hätte doch einen Landsmann nicht stecken lassen!

La Mole wurde am 31. April in der Folterkammer vom Präsidenten Hennequin zum letzten Male verhört. Es wurde ihm vorgestellt, daß er nie in das Paradies kommen könne, wenn er seine Seele nicht entlaste. Er antwortete: er wisse nicht mehr, als er gesagt — das waren nur unbedeutende Dinge. Dann bat er um eine Unterredung mit seinem Herrn.

Man sagte ihm: sein Herr habe die Wahr=

heit gesagt, und die Unterschrift sei nicht verfälscht worden. Dann wird man ihn zu solcher Aussage gezwungen haben, antwortete er.

Er solle die Wahrheit sagen, redete man ihm zu, ohne daß man ihn auf die Folter zu bringen brauche. Ihr habt mich zu sterben verurtheilt, sagte er; was soll ich noch sagen, da ich zu sterben gedenke?

Man faßte und entkleidete ihn. Thut, was ihr wollt, sprach er; ihr werdet die Narben von mehreren Büchsenschüssen sehen, die ich im Dienste des Königs empfangen habe.

Die ersten Grade der Folter hielt er aus. Aber dann verließ die Kraft ihn und er versprach, zu bekennen. Armer La Mole, seufzte er, als er an das Feuer gebracht worden war, gibt es denn kein Mittel, um Gnade zu erhalten? Ich würde Nichts weiter erflehen, als mein übriges Leben in einem Kloster zubringen und zu Gott beten zu dürfen.

Abermals ermahnt, die Wahrheit zu gestehen, rief er: O, bittet den König, daß ich nicht hingerichtet und mein armes Geschlecht nicht entehrt werde! Seht, Messieurs, Monsieur der Herzog, mein Herr, der mich tausend Mal verpflichtet hat, befahl mir bei meinem Leben und bei Allem, was mir auf der Welt am theuersten wäre, daß ich Nichts von dem sagte, was er zu thun gedächte, und daß ich ihm die Treue halten sollte und daß er sich dann auf mich verlassen wollte. Das habe ich, wenn er Nichts gegen den König unternähme, ihm versprochen.

Man stellte ihm vor, daß er durch die Aussage des Herzoges von diesem Versprechen entbunden sei, und nun gestand er, nicht Alles, was die Andern auf ihn ausgesagt, aber Vieles. Daß er das Wachsbildniß gemacht, um dem Könige zu schaden, läugnete er fest. Das Bildniß sei das einer Frau — für eine Frau als Liebeszauber gemacht.

Man brachte ihn wieder auf die Folter. Er schrie in den Qualen: Messieurs, auf die Verdammniß meiner Seele hin, ich weiß Nichts weiter! Bei dem lebendigen Gott, ich weiß Nichts weiter. Ewiger, wahrhaftiger Gott! Mein Gott — ich weiß Nichts weiter! Und um die Krankheit des Königs befragt, jammerte er: Laßt mich sterben, wenn der arme La Mole je daran gedacht hat. Laßt Cosmo kommen; er wird sagen, daß es nichts Anderes gewesen ist.

Auf die letzte Ermahnung zur Wahrheit erwiederte er feierlich: Ich will meinen Gott verläugnen und auf ewig verdammt sein, wenn ich sie nicht gesagt habe. Dann bat er um Ruhe, und während er angekleidet wurde, murmelte er Gebete. Wo war nun der Jüngling La Mole — der glühende Sohn der Provence — der Geliebte der schönsten Königin?

Und was that sie — Margarethe? Wie hielt sie die Stunden aus, in denen sie wußte,

daß ihr Liebling noch gefoltert wurde, ehe man ihn zum Blutgerüste führte?

Sie zerraufte sich das Haar — sie zerschlug sich die Brust — sie zernagte sich fast die Hände. Sie schrie. Im Zimmer umher stürzte sie und klammerte sich dann an etwas an, als wollten böse Geister sie in einen Abgrund reißen — ob voller Flammen, oder Dunkel — das wußte sie nicht — ihr war es manchmal, als werde es brennende Nacht vor ihren Augen — dann kam Eiskälte über sie, und dann wieder schoß das Leben wie eine glühende Qual durch ihre Adern, und sie glaubte zu ersticken. Dann warf sie sich nieder an den Boden und griff mit den Händen darauf umher und stöhnte: Nichts — Nichts! Keine Rettung — keine Rettung für ihn. Jetzt foltern sie ihn — o, du barmherziger Gott — jetzt foltern sie ihn. Ihn — ihn — La Mole, meinen schönen La Mole — meinen jungen, anmuthigen Ge-

liebten. Seine Glieder werden sie zerreißen — seine Arme zermalmen, die mich umfaßt gehalten — o, so zärtlich! O, wie zärtlich konnte er sein, mein junger La Mole — wie goß er seine Liebe, wie ein duftendes Bad, um mich her — wie streute er seine Liebkosungen, gleich Blumen, über mich. La Mole, La Mole — die Stunden mit dir — die Nächte mit dir! Wie werde ich nun die Tage ertragen können, da ihnen nie mehr solche Nächte folgen werden? Denn wie du wird Keiner mehr mich lieben, weil Keiner dir es nachthun kann. Die Kunst der Liebe ist, wie die Kunst der Dichtung, gegeben von Gott aus Gnade und aus Gunst — erworben kann sie nicht werden — Keiner kann lernen wie du lieben. Ha, wie du zu küssen verstandest! Wie deine Lippen süß waren! Wie liebte ich meine Schönheit, seit ich sie dir geschenkt, denn du entzücktest dich an ihr, wie an einer köstlichen Frucht.

Alles, Alles sehe ich in dieser Stunde, was ich an dir gehabt, welche Wonnen du mir gegeben hast und mir noch hättest geben können — deutlicher noch, als ich es je gefühlt, sehe ich es jetzt. Und jetzt foltern sie dich, und ich — ich kann dir keine Linderung geben — nicht einen Blick — nicht einen Kuß! Und was noch furchtbarer ist — dann mußt du sterben! Sie schlug mit der Stirn gewaltsam gegen den Boden und blieb so in qualvoller Betäubung liegen.

Auf dem Schaffotte erklärte La Mole noch ein Mal, daß er die ganze Wahrheit gestanden. Er bat, man möge seine Diener und seine Schulden bezahlen. Dann kniete er nieder — konnte jedoch vor Zittern das Kreuz weder halten, noch küssen. Dennoch sagte er mit seiner gewohnten melodischen Stimme: Gott und die gebenedeite Jungfrau mögen sich meiner Seele erbarmen; empfehlt mich der Gnade der

Königin von Navarra und der Damen. Und während das Volk „Salve Regina" sang, fiel sein Haupt auf einen einzigen Streich.

Coconas starb gleichgültiger; der König sagte, als seine Hinrichtung ihm gemeldet wurde: Coconas war ein tapferer Edelmann, aber schlecht; ich glaube, einer der schlechtesten Menschen in meinem Königreiche. Ich erinnere mich, daß er sich einst rühmte, in der Bartholomäusnacht gegen dreißig Hugenotten aus den Händen des Volkes losgekauft zu haben, um sie zu seinem besondern Vergnügen umzubringen, was er auf die Art that, daß er sie auf das Versprechen hin, ihnen das Leben zu schenken, zur Verläugnung ihrer Religion brachte und sie dann mit seinem Dolche durch gelinde Stiche tödtete. Seitdem habe ich Coconas nie geliebt und ihn immer des Endes würdig erachtet, das er jetzt gefunden hat.

Und Margarethe? Mein Gott, sie hatte

alle Raserei in der Todesstunde des Geliebten erschöpft — jetzt war sie ruhig, oder stumpf — gleichviel — genug, sie lebte, erfüllte die täglichen Pflichten, führte die täglichen Gespräche. Sie hatte das liebe Haupt vom Greveplatz entwenden lassen und fuhr mit der Herzogin von Nevers, die das Gleiche für Coconas gethan, Nachts in die Kapelle von Saint Martin, die unter Montmartre war, und da begrub Jede das Haupt des Geliebten. Sie hatten sich wieder ausgesöhnt — sie waren wol zu erschöpft zum Hasse. Dann ließ Margarethe Verse auf La Mole's Tod machen, die so schwülstig ausfielen, daß sie dieselben gewiß nicht gelesen haben würde, hätte der junge Provençale sie noch küssen können. Und endlich dachte sie auch an ihren Mann, mit dem sie es schwesterlich gut meinte, und es fiel ihr ein, ob sie nicht vielleicht für den wenigstens etwas thun könne. Da bot sie denn ihm und d'Alençon

an, einen von ihnen in ihrer Kutsche aus dem Schlosse zu bringen; die Freiheit des Einen werde das Leben des Andern sichern. Aber wie es bei Gefangenen oft ist — sie streiten sich, wenn eine Gelegenheit zur Flucht sich darbietet, und bleiben dabei alle Beide drinnen. Der einzige Unterschied war hier — meistens streiten Beide darüber, wer sich retten soll, und Keiner will flüchten — hier wollten beide Prinzen hinaus und Keiner bleiben. Und da Margarethe nicht Beide auf ein Mal in der Kutsche mitnehmen konnte, so blieben denn richtig Beide im Bois de Vincennes.

Sechzehntes Kapitel.

Die Zwietracht und der Bürgerkrieg waren nun, Dank sei es der geheimen List Katharinens, glücklich wieder da, und das halbe Reich abermals im Aufruhr. Drei Generäle standen den Protestanten gegenüber: Matignon, der langsame, aber feine Marschall, der immer sagte: Wartet! in seiner heimathlichen Provinz, der Normandie — Montpensier, den wir zur Genüge kennen, in Poitou — sein Sohn, der Prinz Dauphin, in Languedoc. Matignon hatte es mit Montgommery zu thun; Montpensier fluchte vor Fontenay, welches in der

Nacht vom Fastnachtsdienstag auf die Aschermittwoch genommen worden war; der Prinz Dauphin sollte Languedoc erhalten, wo der Marschall d'Amville, von den günstigen Gesinnungen des Hofes gegen ihn unterrichtet, entschlossen die Offensive ergriffen hatte.

Der Prinz von Condé hatte mit Thoré und einigen andern Herren zu Heidelberg am Hofe des Churfürsten von der Pfalz nach dem schon weit früher erfolgten Beispiele du Rosier's den katholischen Glauben wieder abgeschworen.

Er war damals abgereist, ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen. Marie hatte das ganz so bitter empfunden, wie man die stillschweigende Verachtung eines edlen Menschen immer empfindet, besonders wenn man sie so ganz verdient hat. In der That hatte sie ihren Gemahl auf eine unerhörte Art betrogen. Sie täuschte sich nicht darüber; ebenso wenig über das, was er im Vergleiche zu Heinrich von

Valois war. Die unglückliche Frau wußte, daß sie einen ganz reinen, herrlichen Charakter aufgegeben, um einem befleckten und schwankenden anzuhängen, aber sie liebte nun einmal nicht Heinrich von Condé, sondern Heinrich von Valois. Auch konnte dieser wirklich bezaubern, wenn es ihm beliebte, die ihm verliehene Magie anzuwenden. Waren doch in Polen sowol Adel, wie Volk, anfänglich von dem lebhaftesten Enthusiasmus ergriffen, so bethörend wirkten sowol seine Anmuth, wie seine Freigebigkeit. Nach und nach aber verließ ihn die Kraft zur Koketterie. Die unerhörte Sehnsucht, die er nach Frankreich fühlte, die Ungeduld, der Ueberdruß, welchen ihm sein neues Land und dessen Einwohner und Sitten verursachten, Alles machte ihn unfähig zu fernerer Verstellung; er wurde einsylbig, finster, schloß sich in sein Kabinet ein, wollte nur Franzosen sehen — mit einem Worte, er wurde unliebenswürdig, und

Unliebenswürdigkeit hebt jeden persönlichen Zauber auf. Eine Frau ist eure Nebenbuhlerin; verschwört euch mit ihrer Putzmacherin — bringt es dahin, daß sie unliebenswürdig werde. Ein College stiehlt euch die Gunst des Vorgesetzten — reizt seine Jungen zur Unbändigkeit auf, damit er sich zu Hause ärgere — macht, daß er unliebenswürdig werde. Ein Nebenbuhler bewirbt sich mit euch zugleich um die Deputirtenwürde — macht ihm seine Geliebte abspenstig — macht, daß er bei den Besuchen bei den Wählern unliebenswürdig erscheine. Wer euch immer störe, hindere, hemme, ärgere, neidisch, eifersüchtig, unglücklich mache — macht, daß er unliebenswürdig werde; ihr habt euch gerächt und ihm geschadet.

Die Polen verfehlten nicht, ihren neuen König in kurzer Zeit höchst unliebenswürdig zu finden. Und da man denjenigen, der einem nicht länger gefällt, sogleich schärfer beobachtet,

so erkannten sie zugleich, daß er vermöge seiner französischen Angewohnheiten wol Lust haben könne, mit seinen weißen Händen trotz aller Schwüre einige Eingriffe in ihre Rechte zu versuchen, und daher sahen sie ihm so scharf auf diese schönen Hände, daß er in wahre Verzweiflung gerieth und seiner Mutter schrieb: er wolle lieber in Frankreich der ärmste Prinz als in Polen König sein. Es war auch wirklich etwas zu viel von ihm verlangt, zugleich vor Langerweile fast umkommen, und den gerechten König spielen zu sollen.

An Marie von Cleves schrieb er, wie er es ihr verheißen, mit seinem Blute; d. h. nur der Name war immer so; der übrige Brief immer mit Dinte geschrieben. Der arme König hätte auch sonst sein ganzes Blut zu diesem Briefwechsel hergeben müssen; denn er athmete nur, wenn er an die Geliebte schrieb. Ihrerseits lebte Marie nur durch diese Briefe und in dem

Andenken an ihn. Die Treue, die er als König und so weit entfernt, ihr bewahrte, würde sie ganz an ihn gefesselt haben, hätte sie nicht schon mit Leib und Seele ihm angehört. Es war allerdings auch eine heroische Treue, über die alte und häßliche Prinzessin Anna, welche die Schwester des verstorbenen Königs war und ihm von den Polen als Gemahlin zugemuthet wurde, die engelschöne Marie nicht zu vergessen. Auch blieb diese Aufopferung nicht unbelohnt. Marie vergalt sie ihm mit dem glühendsten Danke, mit den süßesten Schwärmereien, die ihm in seinem düstern Polen gewiß wie Blüthen aus Eden erschienen wären, hätte er sie belauschen können. Durch den Rücktritt ihres Mannes in die protestantische Kirche glaubte die Prinzessin, die natürlich katholisch blieb, sich gewissermaßen frei; ihr Gewissen hörte etwas auf, sie zu ängstigen, und sie hoffte, wie sie meinte, mit mehr Recht-

mäßigkeit und daher mit mehr Muth. Ja, sie fing allmälig an, so sanguinisch zu vertrauen, daß sie Margarethe mehr als ein Mal überreden wollte, der Königin-Mutter eine vertrauliche Mittheilung über die Liebe ihres Lieblingssohnes zu machen. Eben da er das ist, sagte sie, muß sie doch wünschen, ihn glücklich zu sehen, und er sagt, das könne er nur mit mir werden — das leset Ihr ja, und sie kann es auch lesen. — Margarethe erwiederte immer, es würde die größte Thorheit sein, wenn sie das thun wollten, und eines Tages sagte sie ungeduldig: Seid Ihr des Lebens müde, so thut es — sonst nicht. — O, rief die Prinzessin, Ihr habt jetzt so viel Schlechtes gesehen — das hat Euer schönes Naturell verdorben. — Nein, sprach Margarethe düster, ich habe nur so viel gelitten, daß ich nicht mehr an Glück glaube.

So war es auch. Die eigentliche Jugend,

welche in der Energie des Hoffens, im Glauben an das Erreichen besteht, war in ihr ausgelöscht. Das Leben ging an ihr vorüber — sie ließ es gehen und fragte: Wozu? Die äußere Jugend blühte an ihr; deren Boden war ihre kräftige Gesundheit; aber diese Blüthe war jetzt duftlos. Der Körper lebte — die Seele schlief scheintodt. Sie mußte wieder erwachen — um schon abzusterben, dazu hatte Gott ihr zu viel Gewalt gegeben — die mußte sie auf Erden erst anbringen. Auch daß Margarethens Herz wieder auflodern würde, war vorauszusehen; sein Brennstoff konnte noch nicht verzehrt sein — dazu nährte ihre Natur es zu sehr mit sinnlicher Fülle. Aber so konnte die Seele ihre Schwingen nicht mehr entfalten, wie sie dieselben einst im ersten Liebessturme geschlagen; zu einer so himmlischen Flamme, wie sie in den Armen des schönen Provençalen geglüht, konnte Margarethe nie mehr werden.

Nach solchen Erschütterungen kann man nur unter drei Bedingungen weiter leben: wenn man stumpf wird — wenn man sich in Resignation oder in Verklärung sammelt — endlich wenn man sich dem Leichtsinne übergibt. Margarethe mußte, ihrer Eigenthümlichkeit, der Zeit und den Verhältnissen nach, bis zum Aeußersten leichtsinnig werden.

Noch war sie es nicht; noch lag die erste schwere Ermüdung auf ihr. Einige matte Neigungen beschäftigten sie eben genug, um die Zeit auszufüllen. Dazu gehörte die Sorge um *ihren Mann*, der immer noch streng bewacht wurde, und die Freundschaft für ihren Bruder, dem es nicht besser ging, und dem sie seinen Antheil an La Mole's Tod darum vergeben hatte, weil es bei ihm nur Feigheit und Schwäche, nicht Bosheit gewesen war, was ihn veranlaßt hatte, seinen Günstling aufzuopfern Auch für ihre Schwägerin Elisabeth, die mit

großem Grame die wachsende Krankheit des Königs sah, fühlte sie aufrichtige Theilnahme. Doch war das Alles Leben?

Die erste frische und entschiedene Regung fühlte sie wieder, als der König von Polen du Gua mit Briefen an sie sandte. Leider war es eine böse. Sie haßte du Gua, wie man eine Schlange oder eine Spinne haßt, mit Instinkt, mit Blindheit, mit dem ganzen unbändigen Auflehnen einer leidenschaftlichen Natur gegen eine kalte und ironische. Nun kam er auf ihr Zimmer und überreichte ihr, indem er ihr die Hand küßte, den Brief des Königs. Brantôme war eben gegenwärtig, und dieser gute Abbé, der, wie mit aller Welt, auch mit du Gua unendlich gut Freund war, erschrak nicht wenig über die stolze und zornige Miene, mit welcher sie den hochmüthigsten Edelmann in Frankreich empfing. Auch du Gua stand mit Betroffenheit vor ihr — das hatte er nicht

erwartet. Doch damit noch nicht zufrieden, sagte sie ihm mit scharfer Stimme: Es ist gut für Euch, du Gua, daß Ihr mit diesem Briefe meines Bruders vor mir erscheint. Der ist Euer Schutz; ohne ihn würde ich Euch lehren, was es heiße, über eine Prinzessin zu reden, welche die Schwester der Könige, Eurer Herren, ist.

Mit jener Artigkeit, welche die schlimmste Beleidigung ist, antwortete du Gua: Auch würde ich, Madame, da ich wohl weiß, wie übel Ihr mir wollt, nie gewagt haben, vor Euch zu erscheinen, hätte ich nicht irgend eine gute Empfehlung vom Könige, meinem Herrn, gehabt, der Euch liebt und den Ihr auch liebt, so daß ich hoffte, Ihr würdet mich um seinetwillen anhören. Thut es denn, Madame, und glaubt mir, wenn ich Euch versichere, daß ich nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht von der Schwester meiner Könige gesprochen habe.

Margarethe würde ihn mit ihrem Blicke zu Boden geschmettert haben, wäre die Macht des Blitzes in ihrem Blicke gewesen. Ich kenne Eure Ehrfurcht, sprach sie verächtlich. Geht und erinnert Euch, daß ich Eure ärgste Feindin bin.

Du Gua verbeugte sich so ehrerbietig, so gefaßt, als wäre er auf die gnädigste Art entlassen worden. Brantôme hatte andächtig zugehört und kein Wort gesagt. Als du Gua fort war, empfahl auch er sich, damit die Königin den Brief ihres Bruders lesen könne, eigentlich aber, um eiligst seinem theuern Freunde nachzutraben, ihn am Aermel zu erfassen und dringend zu beschwören, sich doch ja nicht die Ungnade einer so großen Prinzessin zuzuziehen.

Das kann ich Euch versprechen, antwortete du Gua, denn wie Ihr eben gehört habt, bin ich bereits mitten drinnen in der Ungnade.

Das ist es ja eben, was mich so bekümmert! rief Brantôme.

Bekümmert Euch nicht darum. Was geht mich die Königin von Navarra an? Ich habe die Gunst meines Herrn, des Königs — was thut mir da ihre Ungnade?

Aber Ihr habt mehr: ihre Feindschaft.

Nun, so lasset mich denn ihre Feindschaft haben.

Mein armer du Gua, wer die Feindschaft einer schönen Frau hat, der hat zugleich die von zehn guten Klingen.

Denen werde ich mit der meinigen zu begegnen wissen.

Ihr seid ohne Furcht — das ist schön; aber denkt an mich.

Aber was hättet Ihr denn gewollt, daß ich thun sollte? War ich nicht voller Höflichkeit?

Mein Freund, diese Höflichkeit verbarg Eure wirklichen Gefühle nur, wie ein dünner

Schleier ein unfreundliches Gesicht; man sah sie durch.

Für meine Gedanken kann ich nicht.

Ihr solltet nur eben andere gegen die Königin hegen. Warum bewundert Ihr sie nicht? Ist sie nicht schön?

Ja — wie die Versuchung.

O mein Freund!

Nun, habt Ihr je die Versuchung häßlich geschildert gefunden? Schon dem Herkules am Scheidewege erschien sie äußerst reizend.

Die Königin versucht Keinen.

Wenigstens mich nicht.

Nein, Ihr seid von Eis. Ich begreife Euer Naturell nicht. Wie kann man vom Weibe geboren sein und nicht die Schönheit des Weibes anbeten?

Wenn man, wie es sich gehört und gebührt, das Weib nicht als unsere Oberherrin, sondern als unser Eigenthum betrachtet, mit dem wir

nach Gefallen verfahren können — als unser Spielwerk, mit dem wir uns in müßigen Stunden ergötzen mögen.

Ihr seid ein Lästerer, du Gua.

Und Ihr ein Heide, Brantôme. Ihr betet diese vergänglich geschaffene Schönheit weit mehr an als ihren Schöpfer, den unvergänglichen Gott.

Gott hat die Schönheit geschaffen, damit wir ihn in ihr anbeten sollen, sprach Brantôme sententiös.

Gott hat die Schönheit geschaffen, damit wir sie genießen sollen, antwortete du Gua trocken. Doch kommt Ihr auf dieses Kapitel, so findet Ihr kein Ende, darum Adieu.

Der Graf von Montgommery war am 8. Mai zu Domfront angelangt, wo er sich nur einen Tag aufzuhalten gedachte. Am nächsten Tage jedoch war er bereits belagert. Der Marschall von Matignon hatte dieses Mal

nicht gesagt: Wartet — er hatte im Gegentheile gesagt: Eilen wir. Und so war er denn da und der Graf eingeschlossen.

Domfront, eine kleine, schlechtbevölkerte Stadt, lag mit seinem Schlosse auf einer steinigen Höhe, wird jedoch im Westen und Norden von zwei noch höheren Bergen beherrscht, von welchen aus hinein geschossen wurde. Die Mauern, sowol der Stadt wie des Schlosses, waren so alt, daß sie fast schon von selbst einfielen; daher war es, als nach vierzehntägiger Belagerung Matignon das Schloß aus sechs Geschützen beschießen ließ, nicht gerade eine große Arbeit, von sieben Uhr Morgens bis zu Mittag einen Thurm einzuschießen. Als Montgommery das sah und auch bemerkte, daß bald Bresche geschossen sein würde, beschloß er, die Stadt zu verlassen und sich in das Schloß zu ziehen. Aber gegen dreißig Mann von der ohnedies kleinen Besatzung gingen, anstatt den

Befehlen des Herrn von Brossay zu gehorchen, zu den Belagerern über, die auf die Nachricht, die Stadt sei leer, in dieselbe eindrangen.

Eine halbe Stunde später war eine Bresche geschossen, so groß, daß ein Mann zu Pferde hinein gekonnt hätte. Sogleich begann der Sturm mit Büchsenschüssen, nach welchen man zum Handgemenge kam. Es stürmten hundert Edelleute — zehn von jeder Compagnie Gensdarmen — sechshundert Büchsenschützen mit Pickelhauben versehen — endlich hundert Pikeniere, eine Zahl, die durch Freiwillige bis auf tausend Mann vergrößert wurde. Die Herren von Furvaques, von Lavardin, von Sainte Colombe und einige Andere führten sie an. Der Graf hielt mit nur vierzig Mann die Bresche — die meisten davon waren Edelleute. Als der Feind sich näherte, riefen sie Gott an — dann kämpften sie von zwei bis sieben. Derweile spielte das Geschütz fortwährend, und

es wurden besonders durch die Steine, welche verschossen wurden, Viele verwundet; der Graf war darunter. Auch getödtet wurden auf beiden Seiten viele Herren. Endlich zogen die Stürmenden sich zurück und kamen nicht wieder; aber sie hörten nicht auf, das Schloß zu beschießen, so daß man im Hofe keinen Schritt thun konnte. Dazu ließen sich die meisten der noch kampffähigen Hugenotten in der Nacht an Stricken über die Mauer, so daß Montgommery sich am 26. Mai fast allein mit den Verwundeten und fast ohne Schießbedarf sah. Da ergab er sich auf das Versprechen Matignon's hin, daß sein Leben gesichert sein sollte.

Zu Vincennes starb unterdessen der König. Es war ein schreckliches Sterben — ein wochenlanger Todeskampf. Das Blut drang ihm zu allen Oeffnungen des Körpers heraus, und in keiner Lage fand er Linderung, in keiner

konnte er bleiben. Und noch ließ man dem Unglücklichen keine Ruhe. Der Marschall d'Amville schrieb an ihn, theils um ihn seiner Treue zu versichern, theils um sich zu beschweren. Katharina quälte ihn mit Andringen — zuerst, ihr während seiner Krankheit seine Gewalt zu übergeben — dann, sie zur Regentin einzusetzen. Er hatte das Erstere gethan — er that auch das Letztere. In Gegenwart des Königs von Navarra, des Herzogs d'Alençon, des Kardinals von Bourbon, mehrerer Herren, seiner Secretaire und der Capitaine seiner Garden ließ er sein Testament vorlesen, in dem er den König von Polen zu seinem Nachfolger und bis zu dessen Ankunft Katharina zur Regentin erklärte. Er ließ alle Anwesenden dem neuen Könige und der Regentin Gehorsam geloben und bat d'Alençon noch ausdrücklich, die Ruhe des Reiches nicht zu stören. Dann sagte er: Ich danke Gott, daß ich keinen Sohn hinter-

lasse. Welch ein Unglück wäre eine solche Regierung für Frankreich!

Als das Testament gelesen und fort in das Parlament getragen worden war, wurde das Zimmer des königlichen Kranken bis auf die Diener leer, doch nur auf wenige Augenblicke. Dann öffnete leise die Thür sich und leise trat die Königin von Navarra herein, und noch leiser folgte ihr Elisabeth von Oesterreich. Beide Fürstinnen waren bleich, nur war Margarethe blos ernst und Elisabeth trostlos. Auch verbarg sie sich hinter Margarethen und erreichte geräuschlos einen Platz, wo sie den König sehen, doch nicht von ihm gesehen werden konnte. Die sanfte Frau wußte, daß er sie nie geliebt hatte, und glaubte daher, daß ihr Anblick ihm auch jetzt gleichgültig sein werde. Margarethe dagegen näherte sich dem Bette und beugte sich halb auf den Kranken herab. Karl blickte auf, und sein Blick wurde freundlich.

Bist du's, Margot? fragte er. Das ist gut von dir, daß du mich zu sehen kommst; ich danke dir dafür.

Ich wäre schon früher gekommen, antwortete Margarethe sanft, aber die Königin, unsere Mutter, sagte mir immer, ich würde Euch stören. Erst jetzt ließ sie mich rufen und erlaubte mir es.

Ja, sie hatte jetzt die Regentschaft, murmelte Karl. Margot, sprach er dann mit so vieler Herzlichkeit, wie sein Gesicht noch ausdrücken konnte, ich werde bald sterben, und zwar wird mein Tod schrecklich sein — versprich mir, daß du in meinem Kampfe für mich beten wirst. Willst du?

Ja, Sire, antwortete Margarethe bebend.

Ich bin ein guter Bruder gegen dich gewesen, Margot — wenn auch nicht immer, doch oft. Als du zu Saint Jean d'Angely so krank warest und wir dann abreisen muß-

ten, habe ich deine Sänfte immer tragen helfen.

Margarethe kniete an dem Bette nieder, nahm seine Hände und legte weinend ihre Lippen darauf.

Du liebst mich also noch? fragte er.

Stumm bejahte sie. Anders konnte sie vor ihren stillen, dichten Thränen nicht antworten.

Das ist gut — ich danke dir, sagte er wieder.

Ich werde Euch auch nie vergessen, schluchzte sie jetzt.

Nein, denke manchmal an mich und daran, wie vergnügt wir sonst auf die Jagd geritten sind. O, meine grünen Wälder — wie habe ich euch geliebt! Und mein Horn — ich werde es nicht mehr blasen. Margot — ist die Luft heute sehr gut?

O ja, antwortete sie traurig, Ihr würdet sie mit Vergnügen athmen.

Ich werde sie nicht mehr athmen, sprach er dumpf. Ich, dem die Häuser schon wie Gräber für die Lebendigen erschienen, ich muß hinab in das für die Todten, welches noch enger ist. Weißt du, daß der Tod bitter ist, Margot?

O, sagte sie halb für sich — nicht bitterer als das Leben.

Viel bitterer, stöhnte er. Aber das verstehst du nicht — du bist ihm nicht nahe.

Margarethe dachte an ihren hingerichteten Geliebten — dem war der Tod auch bitter gewesen. Aber sie vergab dem sterbenden Könige in diesem Augenblicke La Mole's Todesangst und ihre eigenen Qualen.

Karl blickte sie an und schien sie zu errathen, wenigstens reichte er ihr stumm die brennende Hand.

Da trat rasch Katharina herein und rief: Domfront ist über und Montgommery hat sich Matignon ergeben.

Karl lag da, ohne irgend Antheil zu verrathen. Wie? fragte Katharina, nehmt Ihr es so gleichgültig auf, daß der Mörder Eures Vaters endlich in unsern Händen ist?

Und was kümmern mich noch die Angelegenheiten dieser Welt? fragte er. Wenn ich nur etwas Linderung erlangen könnte für die Zeit, die ich noch aushalten muß! Laßt mir Mazille kommen. Gehe, Margot.

Die Königin von Navarra gehorchte; Elisabeth in ihrem Schmerze noch dadurch betrübt, daß Karl ihrer gar nicht zu gedenken schien, folgte Margarethen ebenso leise, wie sie gekommen war. Katharina sandte nach dem Leibarzte. Dieser kam; aber er hatte auf Karl's Bitte keine tröstende Antwort zu geben. Alles, was geschehen konnte, ist geschehen, Sire, sprach er ernst. Gestern noch hat unsere ganze Facultät eine Berathung gehalten — umsonst; Gott ist der einzige Arzt, der Euch Linderung

geben kann. — Ich glaube auch, antwortete Karl. Zieht mir die Vorhänge zu; ich will versuchen, etwas zu ruhen.

Mazille gehorchte und gebot, man solle den Kranken allein lassen. Es blieben nur La Tour und Karl's Amme, die er sehr liebte, obgleich sie Hugenottin war. Die alte Frau saß auf einem Koffer und fing an, etwas einzuschlummern — da hörte sie den König plötzlich schwer stöhnen und, wie es ihr schien, auch weinen. Leise kam sie zum Bette und öffnete die Vorhänge. Karl lag in bittern Thränen da. Was ist Euch, Sire? fragte die Amme zärtlich.

Da brach seine Angst hervor; fast erstickt vom Schluchzen jammerte er: Ach, meine Amme, meine Liebste, meine Amme — was für Blut und wie viele Morde! Welchen schlechten Rathschlägen bin ich gefolgt! O, mein Gott, vergib mir und übe Barmherzigkeit an mir! Ich weiß nicht mehr, wohin, so

bin ich in Angst! Was soll daraus werden? Ich bin verloren — das sehe ich wol!

Sire, sprach die Frau feierlich, das Blut komme über die, auf deren Rath es vergossen worden ist, nicht über Euch. Seid sicher, daß Gott um Eurer Reue willen Euch Nichts anrechnen und alle Schuld mit der Gerechtigkeit seines Sohnes bedecken wird. An den wendet Euch und höret auf zu weinen.

Sie holte ihm ein Schnupftuch; denn das seinige war ganz naß von Thränen. Dann blieb sie bei ihm, und sein brennendes, müdes Auge sah, so oft er es mühsam erhob, immer in ihr treues, redliches Antlitz. Und so schlief er endlich etwas ein.

Am nächsten Tage begehrte er, Elisabeth und seine kleine Tochter zu sehen. Elisabeth hatte diesen Abschied nicht mehr gehofft — er war ihr mitten im Schmerze ein letztes Glück. Und Karl war gut gegen sie — dankte ihr für

die Liebe, die sie ihm immer bezeigt — erkannte ihre immer gleiche Sanftmuth an — empfahl ihr das Kind und sich selbst ihrem Andenken und ihrem Gebete. Das war zu viel für die zarte Frau; man trug sie halb bewußtlos hinweg.

Von der Geliebten, von Marie Touchet, konnte Karl keinen Abschied nehmen. Aber er beauftragte La Tour mit seinen letzten Grüßen — seinen letzten Liebesversicherungen. Sagt ihr, sprach er matt, daß der Tod mir zugleich leichter und schwerer geworden sein würde, wäre sie bei mir gewesen.

Einen Tag fast noch litt und kämpfte er; dann starb er am Nachmittage des 30. Mai 1574, welcher der Pfingstsonntag war. Er hatte noch nicht das vierundzwanzigste Jahr erreicht und elf Jahre lang regiert, wenn man das regieren nennt.

Katharina spielte sehr die traurige Mutter, als am Pfingstmontage eine Deputation des

Parlamentes und der Stadt Paris sie zu bitten kam, die Regentschaft zu übernehmen; aber eine Stunde später sandte sie schon Monsieur von Chemerault nach Polen ab, um ihrem Liebling ankündigen zu lassen, daß er Heinrich III. von Frankreich geworden. Jetzt erfüllte ihr Abschiedswort sich: er konnte wiederkommen.

Die Leiche, welche bisher im Bette liegen geblieben war, wurde nun geöffnet und einbalsamirt. Katharina meldete das zugleich mit der Nachricht von Karl's Tode und der von ihrer Regentschaft den Gouverneuren der Provinzen, damit, wie sie hinzusetzte, aller Argwohn schwinden möge, den man etwa über die Krankheit des Königs hätte hegen können. Das machte denn natürlich, daß man jetzt erst rechten Argwohn faßte.

Bereits am 1. Juni zog der ganze Hof in den Louvre, dessen Eingänge mit Ausnahme

dessen, der nach dem Palaste Bourbon ging, den nächsten Tag zugemauert wurden, um die Autorität des neuen und fernen Königs vor etwaigen Versuchen der Politiker zu schützen. Der todte König blieb einsam zu Vincennes liegen — nur die Herren von Lansac und Rostain, die Offiziere des Haushaltes und achtundvierzig Priester hielten Wacht bei dieser gestorbenen Größe.

Der Herr von Neuvy folgte vom Louvre aus dem Herrn von Chemerault, im Falle diesem etwa irgend ein Zufall begegnete. Katharina konnte ihre Ungeduld, den entfernten Liebling als König von Frankreich zu umarmen, kaum mäßigen. Wie sie ihn liebt! sagte Marie von Condé zu Margarethen. — Ja, antwortete diese, so sehr, daß sie sich über den Tod ihres andern Sohnes freut. — O, ich vergebe ihr das! rief Marie, deren Antlitz jetzt einen Ausdruck mit dem Katharinens trug, nur reiner und schöner.

Margarethe betrachtete düster die neue Ansicht, die sie gewann. Wozu lohnt es sich zu leben, wenn man so schnell vergessen wird? fragte sie Ronsard, welcher in Karl auch viel verlor. Und er ist noch nicht einmal begraben. — Aber er ist todt und hat keine Rechte mehr auf Erden, antwortete der Dichter. Er citirte einige passende Stellen aus den Alten. Margarethe lächelte bitter und dachte: Der bedauert ihn wahrhaft und tröstet sich doch mit Citaten. O des Hofes und der Hofleute! Sie hätte sagen können: O des Lebens und der Menschenherzen! Wie selten gibt es eines, welches inmitten der Lebensforderungen das verschlossene Grab eines Gestorbenen bleibt!

Margarethe dachte auch oft über den Gegensatz nach, den Elisabeth und Marie von Condé jetzt bildeten. Der Einen war der Gemahl gestorben, und die Andere erwartete den Geliebten, und Beide vertrauten Margarethen,

diese ihr Leid, diese ihr Glück. Und Margarethe lächelte melancholisch und sann und verglich und fragte Gott, was er mit den Menschen wolle. Das Nachdenken ist für den Geist, was eine ruhige Bewegung für den Körper ist: es gewährt kein großes Vergnügen, wol aber stärkt es die Kraft und erhält die Gesundheit, oder gibt beide, wenn sie verloren gegangen, allmälig wieder. Margarethe genas, jedoch nur zum Leichtsinne.

Der große Saal im Schlosse von Vincennes war unterdessen zur Aufnahme von Karl's Bildniß fertig geworden. Dieses Bild, natürlich nachgemacht, steht in der Beschreibung dieses Gepränges, hatte die Hände gefaltet und war mit einem Camisol von rothem Atlas, einer Tunika von himmelblauem Atlas, mit Lilien gestickt, und einem ebenso gestickten und mit Hermelin gefütterten königlichen Mantel von violettem Sammet bekleidet. Die Schleppe

des Mantels betrug fünf Ellen. Außerdem trug das Bild den Orden des heiligen Michael, Stiefelchen von Goldstoff mit rothen Atlassohlen und auf dem Kopfe eine Mütze von rothem Sammet und eine reich mit Edelsteinen besetzte Krone.

In diesem Anzuge lag das Bild auf einem Paradebette, welches neun Fuß ins Gevierte und drei Stufen hatte und mit einer Decke von Goldstoff behangen war. Diese war eine halbe Elle breit mit Hermelin besetzt und so groß, daß sie auf der Erde schleppte. Zur Rechten und Linken des Bildes lagen auf reichgestickten Kissen von rothem Sammet das königliche Scepter und Schwert; zu den Füßen ruhte nur ein Kissen von Goldstoff. Etwas tiefer unten erhob sich auf einem hohen Fußschemel ein Kreuz von vergoldetem Silber und davor stand auf einem zweiten, etwas kleineren Schemel ein Weihkessel von demselben Metalle.

Zu beiden Seiten dieses Schemels saßen auf niedrigen Sitzen zwei Wappenkönige des Ruhenden.

Ueber dem Bette war ein Himmel von Goldstoff und Seide mit Behängen von Goldfranzen und großen Perlen. Zu beiden Seiten standen zwei Altäre, mit Teppichen reich geschmückt, auf denen in Leuchtern von vergoldetem Silber Kerzen von weißem Wachse brannten. Und an den beiden Ecken des Bettes brannten in fünf Fuß hohen Fackelhaltern, gleichfalls von vergoldetem Silber, zwei gegossene Wachsfackeln, von denen jede sechs Pfund wog. Diese machten nebst den Altarkerzen die einzige Erleuchtung des Saales aus, an dessen Wänden rings Sitze von Goldstoff für die Prälaten, Edelleute und Offiziere standen, welche dem Bilde Gesellschaft zu leisten die Ehre hatten.

Aber nicht genug, daß dem Bilde Gesell-

schaft geleistet wurde; es wurde auch wie bei Lebzeiten bedient und das Mittagessen wurde pünktlich und mit allen Formalitäten aufgetragen; ebenso das Abendessen.

Hier war der Tod — aber auch zu Paris wollte Katharina von Medicis ihn haben — sie forderte von Matignon den Grafen von Montgommery, um sich an diesem für den Mord ihres Gemahles zu rächen. Denn sie nannte es Mord, daß Montgommery auf den ausdrücklichen Befehl Heinrich's II. bei jenem unglücklichen Turniere noch eine Lanze gebrochen und dabei das Unglück gehabt, ihn tödtlich zu verletzen. Ja, Katharina hatte diese Dreistigkeit — sie hatte auch die, jetzt noch nach funfzehn Jahren die Verzweiflung über einen Tod zu spielen, der sie von einer Nebenbuhlerin befreit und so zu sagen zur Herrscherin von Frankreich gemacht hatte. Diese Frau war aller innerlichen Unverschämtheit fähig; darum

begehrte sie auch jetzt ganz geradezu von einem Marschall von Frankreich, er solle sein gegebenes Wort brechen, um ihr den lange begehrten Feind auszuliefern.

Der Marschall that es. Was war zu jener Zeit ein Wort? Wurde doch selbst ein Schwur nicht gehalten, der auf das Abendmahl gethan wurde, während man den Leib Christi zu empfangen meinte.

Auch Fervaques hatte Nichts wider die Auslieferung und Montgommery wurde von dem Herrn von Bassé, seinem nahen Verwandten, nach Paris gebracht und der Königin-Regentin überliefert.

Zu Vincennes hatte inzwischen Alles sich verändert. Der Saal erschien im Trauerschmucke. An der Stelle des Bettes stand jetzt die Bahre, mit zwei Leichentüchern bedeckt, von denen das erste von schwarzem Sammet, das zweite von Goldstoff war; auf jedem befand sich ein Kreuz

von weißem Atlas. Ein Geländer, auf welchem Tag und Nacht vierzehn Wachskerzen brannten, umgab die Bahre, über welcher ein Himmel von schwarzem Sammet sich befand, der zwölf Fuß ins Gevierte hatte und mit Quasten von Gold und schwarzer Seide verziert war. Auf der Bahre lagen zu Häupten auf einem Kissen von Goldstoff die Krone, das Scepter und das Schwert — zu Füßen befanden sich, wie an dem Bette, Kreuz und Weihkessel, neben welchem letzteren immer noch die beiden Wappenkönige saßen.

Zwei Altäre, ein großer und ein kleiner, befanden sich zu beiden Seiten des Saales, beide mit schwarzem Sammet und weißen Kreuzen bekleidet. An dem großen wurden von Tagesanbruch bis Mittag hohe Messen gelesen, von denen die letzte mit Musik begleitet wurde. An dem kleinen las man stille Messen.

Am 26. Juni wurde Gabriel von Lorge,

Graf von Montgommery, auf dem Greveplatze vor dem Stadthause hingerichtet. Er starb wie ein Mann — ruhig, ohne Anklagen und Verwünschungen, und bekannte bis zum letzten Augenblicke mit Klarheit und Freudigkeit seine Religion. Katharina hatte sich nun doch ihrer Regentschaft würdig gezeigt. Auch wurde sie durch Briefe Heinrich's III., welche am 6. Juli ankamen, in derselben bestätigt.

Am 10. Juli wurde der Körper Karl's aus Vincennes nach der Kirche Saint Antoine des Champs gebracht. Sein ganzer Haushalt, die Wappenkönige, funfzehn Prälaten, Waffenträger mit seinen Waffen, sein mit violettem Sammet behangenes Leibroß — Alles zog vor ihm her. Die Ritter des Ordens und andere Herren, sowie die vierhundert Bogenschützen der Leibwache folgten. Als man sich der Kirche näherte, setzten sich die vierundzwanzig Nachtwächter von Paris an die Spitze der fünfhundert

Armen, die mit Wachskerzen den Zug eröffneten.

Am nächsten Tage nach der Messe wurde auch das Bild des Königs herbeigebracht und an der Thür der Kirche aufgestellt. Die Stände von Paris kamen und besprengten, Jeder nach seinem Range, erst die Leiche und dann das Bild mit Weihwasser. Als auch der Erzbischof von Paris, Peter von Gondi, angekommen war und diese Pflicht erfüllt hatte, setzte der Trauerzug sich abermals in Bewegung. Die Garden von Paris, die geistlichen Orden, die Armen, die Nachtwächter, die Sergeanten, Advokaten und Räthe, die Collegien, die Familien der Prinzen, der Kardinäle und großen Edelleute, die Kapitel, die hundert Schweizer, die zweihundert Edelleute und der Haushalt des seligen Königs, der Leichenwagen, des Verstorbenen Waffen, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Kardinäle von Bourbon, von Lothringen

und von Aix, das Leibpferd, von zwei Stallknechten in schwarzem Sammet geführt, der Oberstallmeister und der Erzbischof von Paris, der Wagen mit dem Bilde des Königs, das Parlament, der Herzog d'Alençon, der König von Navarra und die jungen Brüder des Prinzen von Condé — Alle zu Pferde — die Gesandten des Papstes, des Kaisers, Schottlands, Venedigs, Ferrara's und Spaniens, Monsieur d'Aumale mit dem Stabe und der Marschall von Retz — in dieser Ordnung zog der Zug in die Kirche von Notredame von Paris, die schwarz behangen und von unzähligen Kerzen erleuchtet war. Der Erzbischof von Paris las am Hochaltar die Messe — ebenso die, mit welcher am nächsten Tage der Trauergottesdienst endigte. Nach dieser hielt Monsieur von Saintefoix die Leichenrede — dann entfernte man sich, um zu Mittag zu speisen.

Nach Tische wurde endlich die Leiche mit

derselben Feierlichkeit nach Saint Denis gebracht, wo der Kardinal von Lothringen, der zugleich Abt von Saint Denis war, sie empfing. Die Vesper wurde gehalten; der Kardinal von Lothringen, bedient von Erzbischöfen und Bischöfen, hielt sie feierlich ab. Dann trat er an das schon fertige Grab. Die Kammeredelleute trugen den Sarg herbei, welcher unter den üblichen Gebräuchen eingesenkt wurde. Da rief der vornehmste Wappenkönig: Wappenkönige, thut eures Amtes! Alle zogen ihre Waffenröcke aus und legten sie auf das Grab. Der vornehmste Wappenkönig rief weiter jedem Hauptmanne der Garden zu, die Fahne seiner Compagnie herbeibringen zu lassen. Es geschah, und Fahne auf Fahne wurde auf das Grab gesenkt. Ebenso begehrte er von den Waffenträgern die Rüstung des Königs und von den Großwürdenträgern die Reichsinsignien. Alles wurde gleichfalls auf das Grab gelegt,

und jetzt rief der Herold drei Mal laut: Der König ist todt! Dann erhob man das Banner von Frankreich, und der Herold rief ebenfalls zu dreien Malen: Es lebe der König Heinrich, der dritte dieses Namens, dem Gott langes Leben gebe! Ein Jeder nahm nunmehr, was er auf das Grab gelegt, wieder an sich, und man verfügte sich zum Mittagessen in den großen Saal und einige andere, die alle schwarz ausgeschlagen waren. Als nach Tische das Dankgebet gesprochen worden, sagte der Oberhofmeister: Meine Herren, unser Herr ist todt und der Haushalt aufgelöst. Und er brach seinen Stab entzwei.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Altes Lieben, neues Hoffen.

Roman

von

Bertha von Werder.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Paris und die Alpenwelt.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden“ rc.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Delphine

von

Anne Louise Germaine de Staël.

Drei Theile.

Zweite Auflage.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

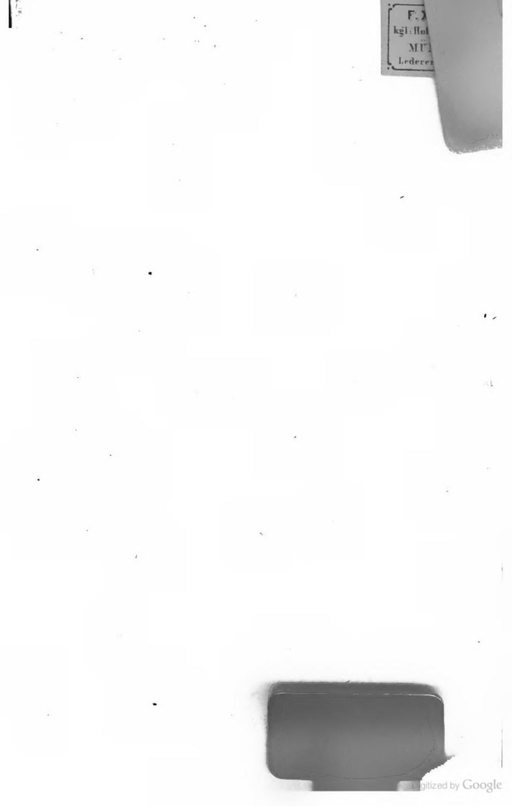
Leipzig, im September 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google


F. X
kgl: Hof
MÜ
Lederer
gitized by Google

Digitized by Google